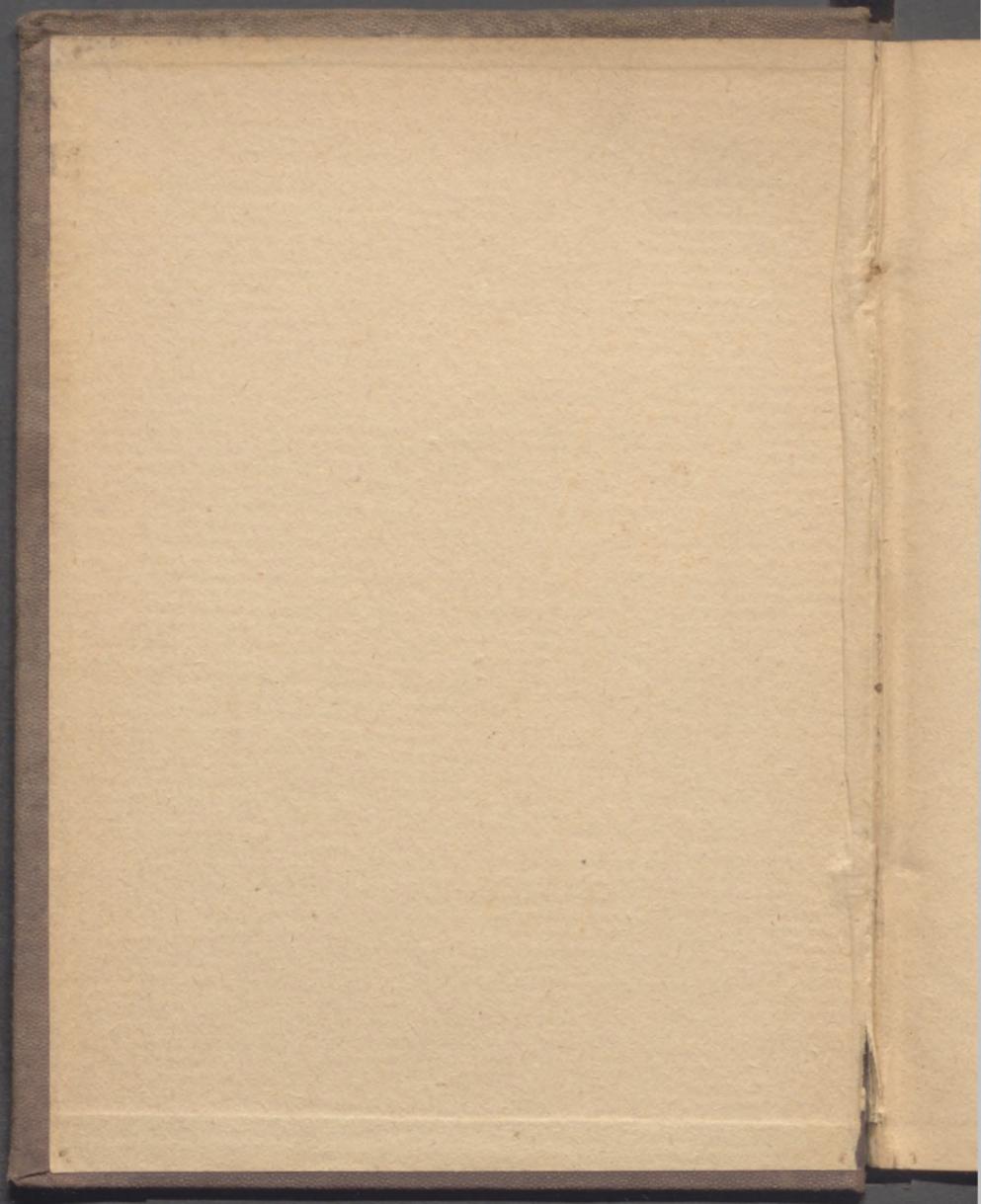
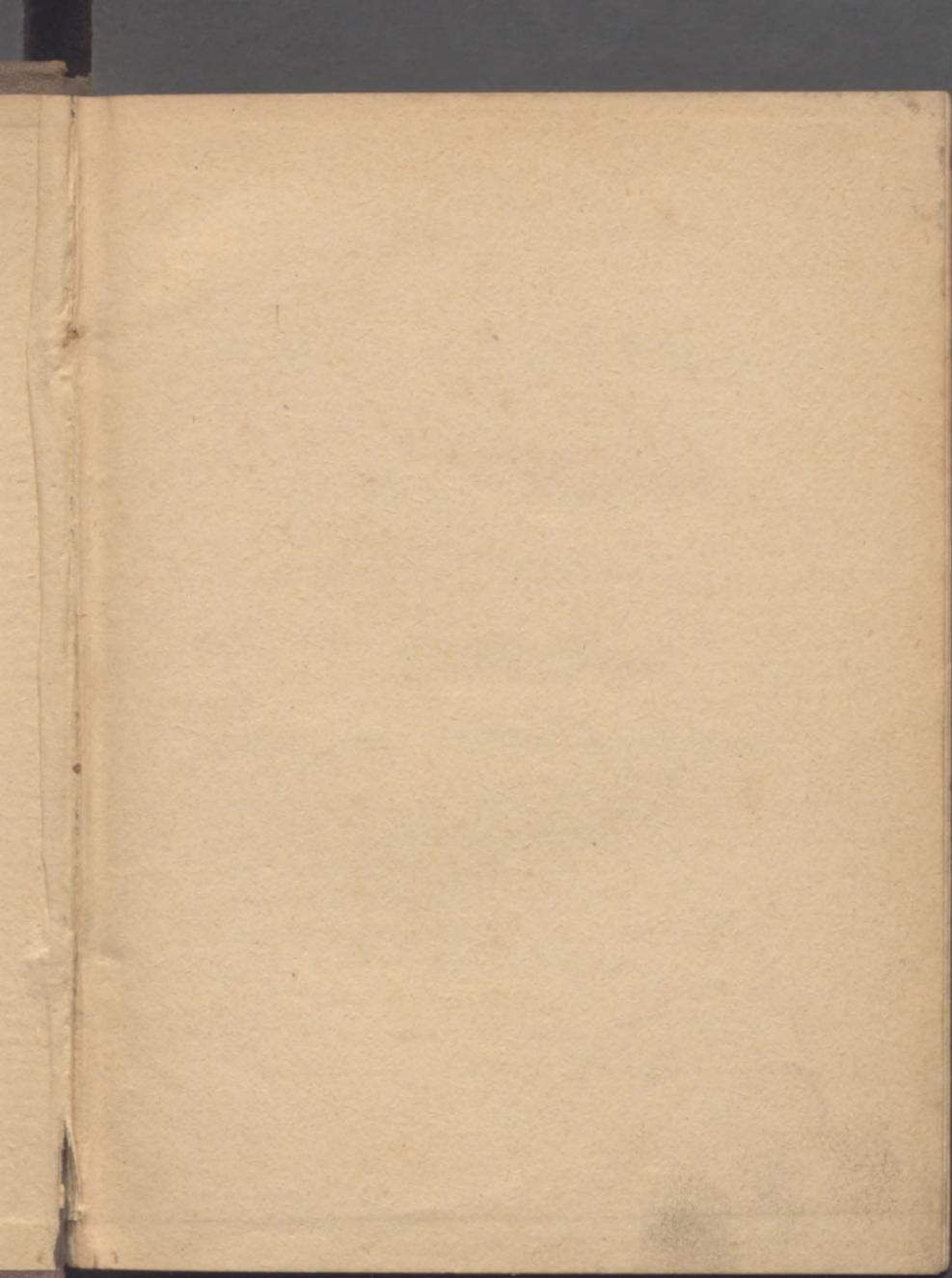


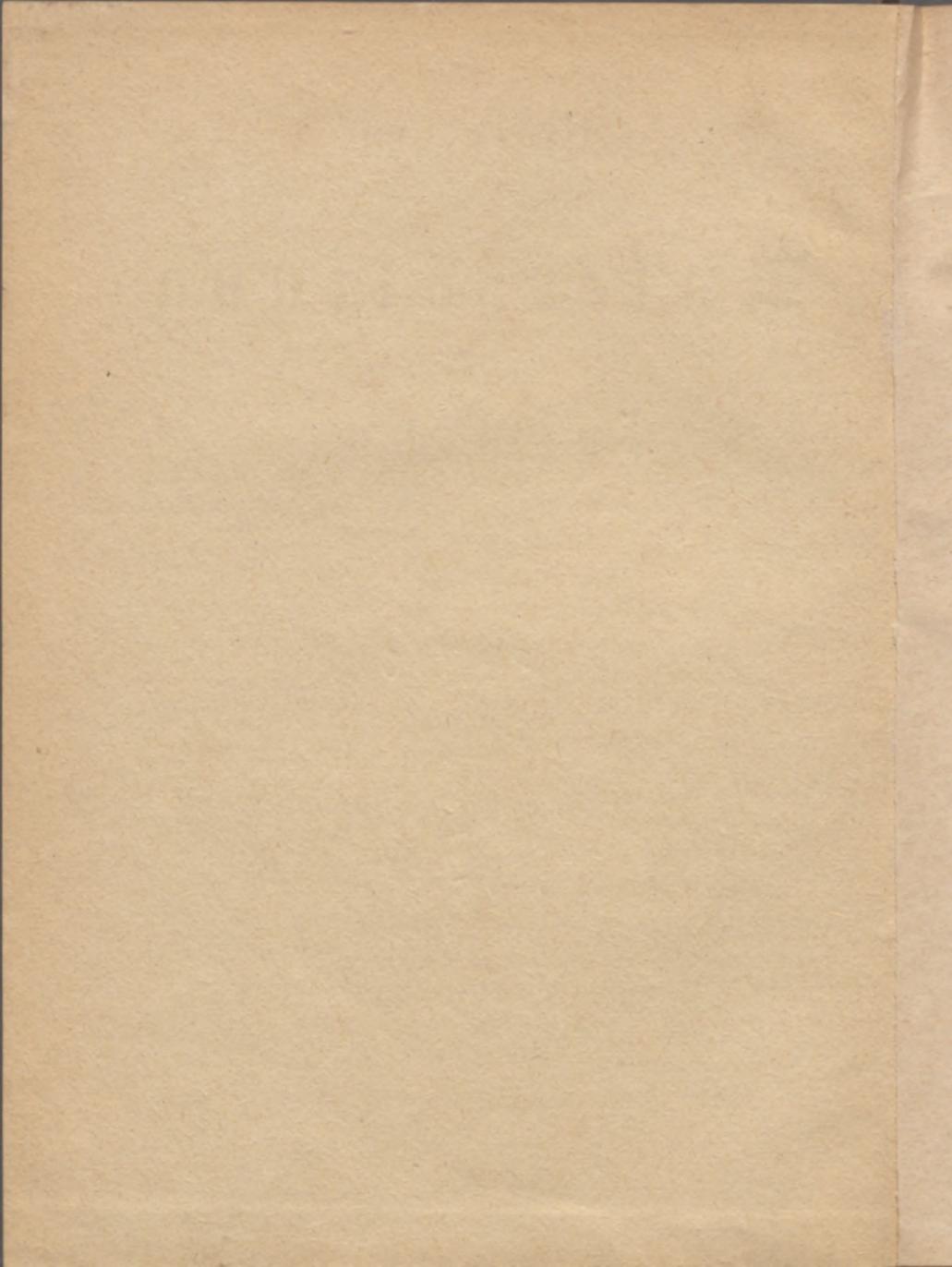
Biblioteka  
Główna  
UMK Toruń

013798/1879/4

Verzeichniß  
der  
Literatur  
und des  
Wissens  
Jahrgang  
1879.  
Band 7.







Bibliothek  
der  
Unterhaltung  
und des  
Wissens.

---

Mit Original-Beiträgen  
der  
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

---

Jahrgang 1879.

---

Siebenter Band.

---

Stuttgart.  
Verlag von Hermann Schönlein.

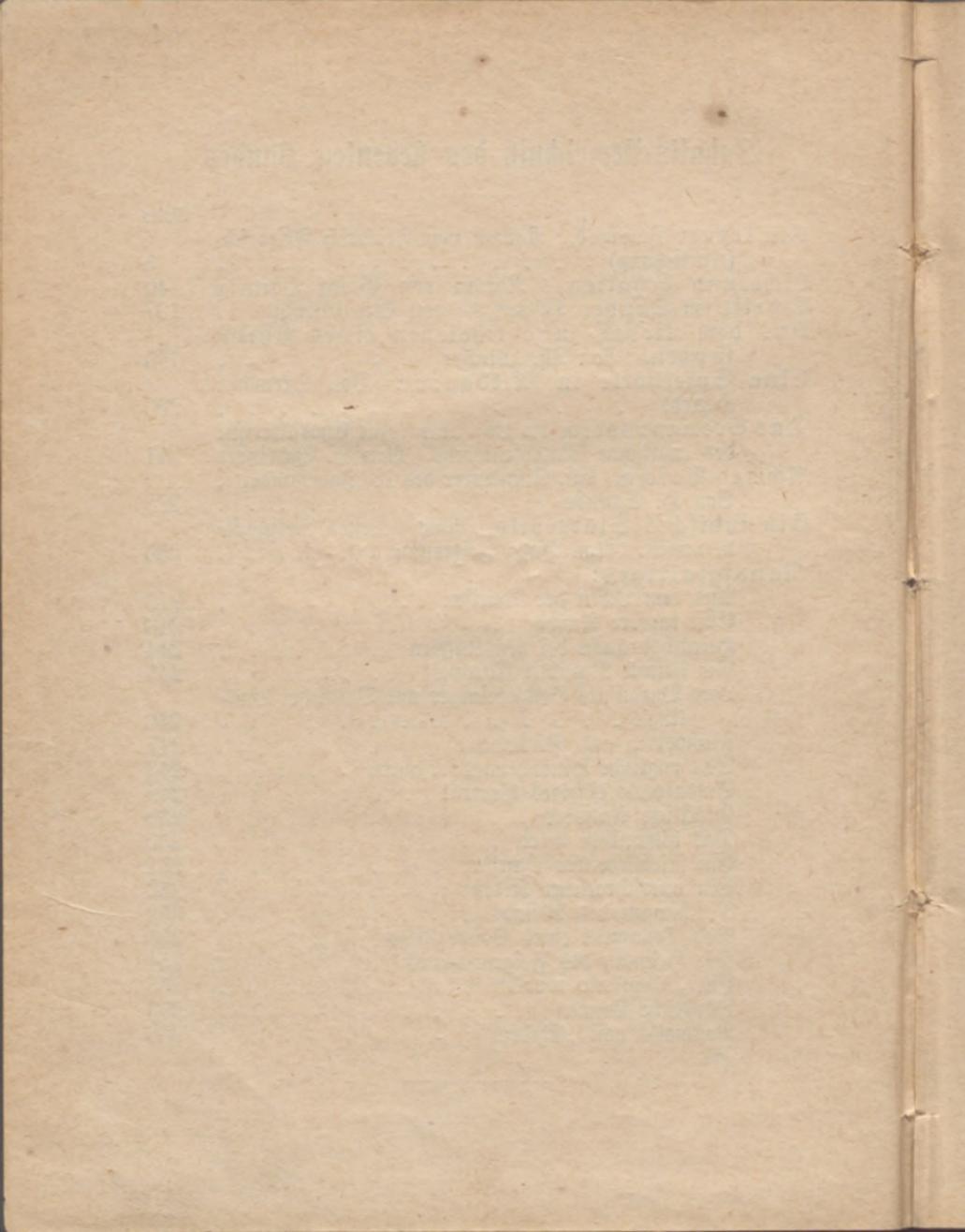
013798



II

## Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.

	Seite
Ein treuer Freund. Roman von Friedrich Friedrich. (Fortsetzung)	5
Licht und Schatten. Roman von Georg Hartwig	40
Schrift im Sande. Humoreske von Otto Girndt . . .	137
Aus dem Liebes- und Eheleben eines Philo- sophen. Von Th. Winkler . . . . .	185
Eine Spielhöhle in Melbourne. Von Hermann Haardt	200
Das Seemannsheim in London. Zur Charakteristik des englischen Matrosenlebens. Von S. Thüringer	211
Achmed Pascha. Ein Abenteuerer des 18. Jahrhunderts. Von H. Scheube	223
Ein indisches Städtebild. Nach neuesten Reise- berichten. Von Hugo Zeitmann . . . . .	235
Mannigfaltiges:	
Aus dem Leben der Ameisen . . . . .	242
Eine tapfere Amme . . . . .	243
Heirathsbräuche bei den Kaffern . . . . .	244
Die kleinste Republik Europa's . . . . .	245
Lord Byron als Selbstpeiniger und Vorläufer Van- ting's . . . . .	246
Flußperlen und Perlmutter . . . . .	247
Das englische Hinrichtungsverfahren . . . . .	248
Suwarow's einziges Porträt . . . . .	249
Glückliche Antwort . . . . .	250
Das himmlische Brod . . . . .	250
Ein friedliebender Minister . . . . .	251
Ein unerschrockener Redner . . . . .	252
Mischungen des Weines . . . . .	252
Das Testament eines Sonderlings . . . . .	253
Die Heimath des Feigenbaumes . . . . .	254
Ein „Memento mori!“ . . . . .	255
Fürstliche Launen . . . . .	255
Bonmot's von „Ehedem“ . . . . .	256



# Ein treuer Freund.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Des Försters Auge ruhte ergriffen auf den von Hammer mitgebrachten Flaschen — er kannte sie. Seit Jahren ruhten sie in seinem Keller und ihm war noch kein Ereigniß freudig genug gewesen, um sie zu opfern. Seine Frau wußte dies, und daß sie ihm diese Flaschen sandte, war ihm ein lieber, lieber Gruß, denn er erkannte daraus, wie sehr sie sich auf seine Heimkehr freute.

Seine Rechte, welche den Becher hielt, zitterte leise, sein Auge ruhte auf dem klaren, goldig funkelnden Weine, dann leerte er den Becher in einem Zuge.

Essig reichte den Becher dem Oberförster. Auch dieser zögerte einen Augenblick lang, ehe er trank.

„Steinberg,“ rief er dann, „ich trinke diesen Becher auf unsere Freundschaft! Jetzt soll sie durch nichts wieder getrübt werden — ich habe Dir damals Unrecht gethan, ich gestehe es ein, das werde ich wieder nachholen!“

Er leerte den Becher und drückte dem Förster die Hand.

„Wäre ich Deinem Rathe gefolgt, wie viel Unglück wäre vermieden!“ entgegnete Steinberg.

„Still, Förster!“ fiel der kleine Doktor ein. „Dann würde dieser Wein, den ich sehr wohl kenne, noch ruhig in Ihrem Keller liegen! Nun bannen Sie jeden trüben Gedanken von sich, über das Geschehene, was nicht mehr zu ändern ist, muß man zur Tagesordnung übergehen. Zeigen Sie den Ihrigen ein heiteres Gesicht, das ist das Beste, was Sie mitbringen können!“

Der Oberförster trieb die Pferde wieder an, der Wagen rollte schnell dahin und näherte sich mehr und mehr dem Försterhause.

Steinberg's Ungeduld schien mit jedem Augenblicke zu wachsen, der Becher Wein hatte seine Wangen leicht geröthet. Als sie an einer Stelle anlangten, von der aus das Försterhaus für einen rüstigen Bergsteiger in kürzerer Frist zu erreichen war, als auf dem in weitem Bogen im Thale sich hinziehenden Wege, rief er: „Laß mich hier aussteigen!“

Er schien ganz zu vergessen, daß er nicht im Stande war, den steil aufsteigenden Bergstamm zu übersteigen. Noch vor wenigen Monaten würde es ihm ein Leichtes gewesen sein.

„Bleib sitzen,“ entgegnete der Oberförster. „Der Weg würde Dich zu sehr angreifen!“

Er trieb die Pferde zum schnellsten Laufe an.

„Du hast Recht,“ erwiderte Steinberg, dessen sonst so kräftige Gestalt halb gebrochen darsaß. „Ich vergaß, daß ich schwach bin, fast nur noch ein Schatten von dem, was ich einst war.“

Sie näherten sich dem Försterhause, schon konnte man dasselbe sehen. Steinberg richtete sich empor, sein scharfes Auge hatte eine Anzahl Männer vor demselben erkannt.

„Was geht dort vor?“ fragte er halb ängstlich.

„Nichts, nichts,“ erwiderte der Oberförster, indem er die Pferde zur größten Eile antrieb. „Es sind Deine Freunde und Bekannten, die sich freuen, daß Du zurückkehrst und Dich begrüßen wollen.“

Steinberg erfaßte die Hand seines Freundes, welche die Zügel hielt.

„Hammer, das hast Du veranlaßt!“ rief er.

„Rein. Ich habe ihnen nur mitgetheilt, wann Du heimkehrst,“ entgegnete der Oberförster. „Hieher zu kommen, habe ich sie nicht aufgefordert. Ich wußte freilich, daß sie kommen würden, denn sie Alle haben Dich lieb.“

Der Förster antwortete nicht, aber seine Brust athmete schneller, es schien ihr an Luft zu fehlen.

Der kleine Doktor schwenkte den Hut, dies wurde von den vor dem Försterhause Stehenden erwidert, aber der Ernst des Augenblickes, die trübe Stimmung, welche sich in die Freude des Wiedersehens mischte, wurde von Allen gleichzeitig empfunden. Kein lustiges Hurrah! begrüßte die Ankommenden, als der Förster indessen von dem Wagen stieg, umringten ihn mehr als ein Duzend Freunde und Bekannte und jeder derselben sagte ihm durch einen Händedruck, wie sehr er sich freue, ihn in dem Försterhause begrüßen zu können.

Steinberg's Auge schimmerte feucht, er hätte jeden der Männer, unter denen sich mehrere einfache Walbarbeiter

befanden, an die Brust drücken mögen, allein sein Blick glitt über sie suchend hinweg.

„Wo ist meine Frau?“ rief er.

In diesem Augenblicke stürzten Anna und Grete aus dem Hause. Steinberg wollte ihnen entgegen eilen, seine Kräfte reichten jedoch nicht aus, halb ohnmächtig sank er vor seiner Frau nieder, erfaßte ihre Hand, preßte sie an seine Lippen und seine Augen.

Halb willenlos wurde er von Anna und Grete emporgehoben und in das Haus geführt.

Einige seiner Freunde wollten ihnen folgen und die Freude des Wiedersehens theilen. Der kleine Doktor trat ihnen schnell entschlossen entgegen.

„Halt!“ rief er. „Steinberg hat für Alle etwas mitgebracht, hier in dem Wagen ruhen einige Flaschen des besten Weines, die wollen wir auf seine Heimkehr trinken!“

Der Oberförster verstand die Absicht des kleinen Doktors, dem Förster Zeit zu gewähren, sich ungestört mit den Seinigen auszuweinen und auszusprechen, er unterstützte ihn, indem er den Wein aus dem Wagen holte und den Becher füllte.

Während in dem traulichen Wohnzimmer der so schwer geprüfte Mann an dem Herzen seiner Frau und Tochter sich ausweinte, machte vor dem Hause der Becher die Kunde und der kleine Doktor, dessen Herz so bewegt war, daß bei vollem Lachen sein Auge feucht wurde, hatte für jeden Becher ein lustiges Wort, und es gelang ihm, die etwas peinlich ernst bewegte Stimmung zu verschleichen und in eine heitere Bahn einzulenken. Und als die Flaschen ge-

leert waren, schlüpfte er in das Haus, pochte leise an die Thüre des Zimmers, in dem Steinberg mit den Seinigen war, flüsterte der Försterin einige Worte zu und trat wenige Minuten später wieder aus dem Hause, in jedem Arme mehrere Flaschen haltend.

Unter den alten Eichen, die ihre Blätter längst abgeschüttelt hatten, klangen laut die Gläser an einander und es war, als ob die alten Bäume sich mit den Menschen über die Heimkehr des Försters freuten. Die Sonne drang freundlich zwischen ihren Zweigen hindurch und oben im Wipfel des einen Baumes saß ein Vogel, der sang lustig. —

Steinberg fand die Seinigen weit gefakter, als er erwartet hatte, die Liebe, mit der er von Allen empfangen und begrüßt wurde, that ihm unendlich wohl, sie beruhigte ihn auch einigermaßen, allein die Hinfälligkeit seines Körpers wollte nicht weichen. Ohne krank zu sein, fühlte er sich schwach.

Er hoffte, sich am schnellsten durch die gewohnte Beschäftigung im Walde zu erholen, er sehnte sich danach, allein wenn er von Hartmann begleitet am Morgen das Försterhaus verließ, mußte er nur allzu oft schon nach kurzer Zeit zurückkehren, weil seine Füße nicht im Stande waren, ihn weiter zu tragen.

Dies drückte ihn tief nieder und oft versuchte der Oberförster, der ihn häufig besuchte, vergebens ihn aufzurichten.

„Ich bin nicht im Stande mehr, den Anforderungen meiner Stelle nachzukommen,“ sprach Steinberg öfter. „Ich

werde den Antrag stellen, pensionirt zu werden, um einem Tüchtigeren Platz zu machen."

"Steinberg, sei kein Thor!" entgegnete Hammer auf solche Klagen. „Du wirst Dich wieder erholen, warte das nächste Frühjahr ab, bis dahin kann ja Hartmann bei Dir bleiben. Er fühlt sich so glücklich, Dir beistehen zu können, oder wird er Dir lästig?"

"Darauf antworte ich Dir nicht!" rief der Förster halb unwillig. „Du weißt, wie sehr wir Alle an Hartmann hängen und wie unentbehrlich er uns ist."

Und in der That war der junge lustige Jäger für das stille Försterhaus ein Segen. Er war unermülich im Dienste, ihn verdroß weder Wind noch Wetter, und kehrte er heim, so war er lustig und heiterte Alle auf.

Steinberg konnte Stunden lang am Fenster sitzen und Hartmann's Heimkehr erwarten, denn schon aus der Ferne winkte ihm derselbe einen Gruß zu und mit seinem Eintritte in das Haus trat zugleich eine lustige Stimmung ein.

Ein Sohn hätte an dem Förster nicht inniger und mit mehr Liebe hängen können, als Hartmann dies that. Jeden Wunsch suchte er ihm abzulauschen.

Gegen Grete war er wie ein Bruder, aber stets rücksichtsvoll und in zarter Weise zurückhaltend, obschon die aus seinen Augen leuchtende Freude, wenn er ihr irgend einen kleinen Dienst erweisen konnte, deutlich verrieth, daß sein Herz ihr gehörte. Er achtete den Schmerz, der noch immer in ihr nachhallte. Was sie erduldet und erfahren hatte, ließ sich so schnell nicht überwinden, es kam zwar nie ein Wort der Klage über ihre Lippen, allein ihre Wangen,

die trotz aller Pflege noch immer nicht den leisesten rothen Schimmer wiedergewonnen, zeigten, wie viel sie innerlich noch zu bekämpfen und zu vergessen hatte.

Steinberg wußte, daß Hartmann Grete liebte, allein er wagte nicht, daran eine Hoffnung zu knüpfen, denn der Gedanke, daß sein Lieblingswunsch einst noch in Erfüllung gehen könne, barg so unendlich viel Glück in sich, daß er befürchtete, das Geschick dadurch herauszufordern.

Der Winter war hereingebrochen, das Försterhaus war wieder eingeschneit und die Berührung desselben mit der Außenwelt fast abgeschnitten. Grete unterhielt mit Frida einen sehr lebhaften Briefwechsel und das Glück Frida's und Arnolds warf seine Sonnenstrahlen selbst in das stille Försterhaus.

Der kleine Doktor kam sehr selten, er kränkelte seit Beginn des Winters und wagte für einen weiteren Ritt sich seinem Braunen kaum noch anzuvertrauen.

Die Weihnachtszeit war vorüber. Hartmann hatte Eßeg besucht und brachte keine gute Nachricht über ihn mit zurück.

„Er gefällt mir nicht,“ sprach er. „Er trägt den Kopf nicht mehr hoch, seine kleine Gestalt ist noch mehr zusammengesunken, seine Rührigkeit geschwunden. In jeder seiner Bewegungen liegt etwas Müdes und Beschwerliches. Er scherzt zwar über seinen Zustand, allein aus diesem Scherz klingt ein wehmüthiger Schmerz.“

„Du täuschest Dich vielleicht,“ warf Steinberg besorgt ein. „Der Doktor hat eine sehr zähe Gesundheit.“

„Um so schlimmer ist es, wenn dieselbe erschüttert ist,“ bemerkte Hartmann.

Es bedurfte für den Förster nicht mehr, um ihn zu veranlassen, den alten und treuen Freund aufzusuchen. Zu Fuß konnte er den Weg nicht zurücklegen, deshalb ließ er aus dem nächsten Dorfe einen Wagen kommen. Er wollte mit diesem Besuche zugleich noch eine andere Absicht verbinden.

Es nagte schmerzlich an ihm, daß sein Bruder weder zu seiner Frau gekommen war, um sie zu trösten, noch ihm bei seiner Heimkehr einen Gruß hatte sagen lassen. Er selbst war immer versöhnlich gewesen und stärker denn je zuvor war in ihm das Verlangen entstanden, sich mit seinem Bruder auszuföhnen. Er wollte ihm zuerst die Hand darreichen.

Weder seiner Frau noch Grete verrieth er diese Absicht, weil er sie bei seiner Heimkehr mit der freudigen Botschaft überraschen wollte.

Der kleine Doktor machte große Augen, als Steinberg unerwartet vor seinem Hause vorfuhr. Mit offenen Armen eilte er ihm entgegen.

„Förster, woher kommen Sie?“ rief er erstaunt.

„Von Haus.“

„Und wohin wollen Sie?“

„Zu Ihnen.“

„Es ist doch nichts Schlimmes vorgefallen?“ rief Gffeg erschreckt.

„Nein, gottlob nicht,“ entgegnete Steinberg lächelnd.

„Sie kommen nicht zu mir, da muß ich Sie auffuchen, weil ich mein Verlangen, Sie zu sehen, nicht länger beherrschen konnte.“

Der kleine Doktor hatte des Försters Hand erfaßt und zog ihn mit sich in das warme Zimmer.

„Ich kann nicht kommen, denn es geht zur Neige mit mir,“ sprach er halb scherzend und halb ernst. „Der alte Körper will nicht mehr und fängt an, mir den Dienst zu versagen. Ich hoffte, er werde so lange aushalten wie mein Brauner, der die Jugend auch längst hinter sich hat, allein das Thier wird seinen Kopf, mich zu überleben, richtig durchsetzen.“

„Doktor, wie kommen Sie zu solchen Gedanken?“ rief Steinberg. „Die Einsamkeit hier hat Sie verstimmt!“

Der Kleine schüttelte verneinend mit dem Kopfe.

„Ich bin nicht einsam,“ fuhr er fort. „Dort jene Bücher sind mir alte und liebe Freunde, sie leisten mir getreulich Gesellschaft Tag und Nacht — es geht eben zu Ende mit mir, und bei dem, was der Mensch nicht ändern kann, muß er still halten. Einmal muß es ja doch sein. Ich scheide nicht gerne aus dem Leben, denn trotz mancher beschwerlichen Irrfahrten hat es mir doch viele Freuden und Freunde geboten, allein ich fürchte auch den Tod nicht. Ich halte es für Thorheit, sich gegen das aufzubäumen, was an jeden Menschen herantritt.“

„Sie dürfen so nicht sprechen,“ rief Steinberg. „Ich fühlte mich elender und hinfalliger als Sie — da sprachen Sie mir Muth ein und das hat geholfen.“

„Es fehlt mir nicht an Muth,“ entgegnete Essig lächelnd. „Ich werde mich des Lebens freuen, so lange es möglich ist, es verstimmt mich höchstens, weil der Körper dem Geiste nicht mehr gehorchen will. So lange Jahre hat er sich willig gefügt, jetzt kündigt er den Gehorsam auf, da tröstet

sich mein Kopf mit dem Gedanken: der Vernünftigste gibt nach! Kann ich mehr thun?"

Essig ließ Erfrischungen und Wein bringen, und wenn er die Speisen auch kaum anrührte, so sprach er dem Weine doch zu. Er erzählte von Gotthelf und Arnold, mit denen er in lebhaftem Briefwechsel stand, er hing ja an Beiden, als ob sie seine Söhne gewesen wären.

Der Förster theilte ihm seine Absicht, sich mit seinem Bruder auszuföhnen, mit.

Essig hatte ihm schweigend zugehört.

„Steinberg, wissen Sie auch, ob er die Hand, die Sie ihm darreichen, annehmen wird?“ warf er dann ein.

„Er kann sie nicht zurückweisen.“

„Ich möchte Sie gern vor einer Täuschung bewahren, denn es schmerzt, wenn man Jemand mit vollem Vertrauen entgegen kommt und dasselbe keinen Raum findet,“ fuhr Essig fort. „Er hat einen harten Sinn, der schwer zu erweichen ist. In seinem sonderbaren Kopfe hat er sich sein Benehmen gegen Sie zurecht gelegt, und ich befürchte, daß er daran festhalten wird.“

„Er kann nicht vergessen, daß ich sein Bruder bin, daß ein Blut in unseren Adern fließt,“ sprach der Förster. „Alle meine Freunde haben mir ihre Theilnahme gezeigt, nur der eigene Bruder nicht; das schmerzt. Ich will es dennoch vergessen, nicht ein Wort des Vorwurfes ihm sagen; ich habe erkannt, wie schwach wir sind, wenn das Geschick uns ernstlich in Versuchung führt. Deshalb möchte ich mit Allen im Frieden leben.“

Der kleine Doktor nickte zustimmend.

„Versuchen Sie es. Ich werde Sie begleiten,“ bemerkte er. „Seien Sie ohne Sorge, ich werde nicht mit ihm in Streit gerathen, wir sind zwar Gegner, allein ich schätze doch bei ihm, daß er es ehrlich meint. Das wird ihm nicht Jeder zugestehen, weil seine Form zu schroff ist. Sein größter Fehler ist sein Eigensinn, allein vielleicht tritt auch an ihn einst eine Stunde heran, in welcher derselbe schwindet, und dann wird er bereuen, so hart gewesen zu sein.“

Der Förster schwieg, Eßeg setzte sich zu dem Besuche in Bereitschaft und kurze Zeit darauf schritten Beide durch das Dorf hin, der Pfarre zu.

Steinberg's Herz schlug schneller, als er auf dem Pfarrhofe anlangte, den er seit langen Jahren nicht betreten hatte. Die Jahre hatten hier wenig verändert, wie viel war indessen in ihm selbst umgestaltet! Der Hofhund schlug laut an, an dem Fenster zeigten sich mehrere Gestalten. Kaum eine Minute später eilte Armgart ihnen entgegen.

„Ist Dein Vater daheim?“ fragte der Förster.

„Ja,“ erwiderte Armgart halb verlegen. Sie liebte ihren Onkel eben so sehr wie den kleinen Doktor, der unerwartete Besuch derselben schien sie indessen etwas außer Fassung zu bringen.

Auf der Hausflur begrüßte die Pfarrerin die Eintretenden.

„Ungewohnte Gäste,“ bemerkte Eßeg lächelnd.

„Deshalb um so liebere,“ entgegnete die Frau.

„Wo ist Jeremias?“ fragte der Förster.

„In seinem Arbeitszimmer.“

„Dann werde ich zu ihm gehen.“

„Was führt Dich zu ihm?“ fragte die Frau halb ängstlich.

„Nichts Böses,“ gab der Förster zur Antwort. „Ich will ihm die Hand zur Versöhnung reichen, denn ich meine, mit dem Bruder muß man in Frieden und Eintracht leben.“

„Laß es mich ihm zuvor mittheilen,“ bat Magdalena.

„Dann sage ihm, weshalb ich komme; füge hinzu, daß mein Herz mich zu ihm treibt, ich sehne mich nach Frieden mit ihm.“

„Ich werde es sagen!“ rief die Pfarrerin und eilte fort.

Urmgart führte ihren Onkel und den kleinen Doktor in das Wohnzimmer, halb verlegen bat sie dieselben, Platz zu nehmen.

Der Förster schritt unruhig in dem Zimmer auf und ab. Die Frau seines Bruders blieb lange — es konnte doch keiner umständlichen Verständigung bedürfen, denn das eine Wort: Versöhnung! drückte die ganze Absicht seines Besuches aus.

Endlich trat Magdalena in das Zimmer, ihre Wangen waren geröthet — ihre Augen verriethen eine heftige innere Erregung.

„Kann ich Jeremias jetzt sprechen?“ fragte der Förster.

„Jetzt nicht.“

„Jetzt nicht?“ wiederholte Steinberg. „Weshalb nicht?“

Die Frau erfaßte seine Hand, bittend blickte sie ihn an. Steinberg wiederholte seine Frage noch einmal.

„Er will Dich nicht sehen,“ entgegnete die Frau, indem sie sichtbar kämpfte, die Thränen zurück zu drängen und ihre Ruhe zu bewahren.

„Er will keine Ausöhnung?“

„Nein.“

Der kleine Doktor hatte sich am Fenster niedergelassen, bei diesem Worte sprang er auf.

„Frau Pastorin, melden Sie mich bei dem Herrn Pfarrer!“ rief er.

„Er will auch Sie nicht sehen,“ lautete die Antwort.

„Nun, Förster, habe ich Recht gehabt!“ rief Esseg.

Steinberg schwieg, regungslos stand er da, denn dies hatte er nicht erwartet.

Magdalena erfaßte seine Hand.

„Zürne ihm nicht, Du kennst seinen festen Sinn,“ bat sie.

„Frau Pastorin, sagen Sie Eigensinn!“ fiel Esseg ein.

„Ich wünsche nur, daß er denselben nie bereut. Ich möchte es nicht vor mir selbst zu verantworten haben, je die Hand eines Bruders zurückgewiesen zu haben! Steinberg, nun kommen Sie, denn hier haben wir Beide nichts mehr zu suchen.“

„Zürnen Sie uns nicht,“ bat Magdalena weinend.

„Nein, nein, Frau Pastorin,“ versicherte der Kleine.

„Sie schätzen wir hoch und wenn ich Ihnen je einen Dienst erweisen kann, dann kommen Sie zu mir.“

„Sie haben an Gotthelf schon so unendlich viel gethan.“

„Das habe ich ihm zu liebe gethan!“ rief der kleine Doktor mit leuchtenden Augen. „Deshalb liebt er mich auch, als wenn ich sein Vater wäre! Steinberg, nun kommen Sie!“

Die beiden Männer verließen das Haus und den Pfarr-

Bibliothek. Jahrg. 1879. Bd. VII.



hof. Schweigend schritten sie neben einander, Eßeg warf dann und wann einen prüfenden Seitenblick zu seinem Begleiter empor, der starr vor sich hin auf den Weg blickte.

So kamen sie, ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, in Eßeg's Zimmer wieder an. Erregt warf der Förster sich in einen Sessel.

„Nun, Steinberg?“ fragte Eßeg, indem er vor den Förster hintrat.

Der Gefragte antwortete nicht.

„Habe ich ihn richtig beurtheilt?“ fuhr der kleine Doktor fort.

„Er besitzt kein Herz!“ rief der Förster.

„Doch, doch, aber ein armes, irregeleitetes Herz! Was Andere erfreut und glücklich macht, dem verschließt er sich, wenn es mit seinem strengen Glauben nicht übereinstimmt. Er hält sich für glücklich und dennoch kennt er das wahre Glück nicht. Fremd und unverstanden steht er unter den Menschen und selbst in seiner Familie da. Sie konnten seine Abweisung erwarten, deshalb grämen Sie sich darüber nicht; ich sah voraus, daß es so kommen werde, aus diesem Grunde ging ich mit Ihnen.“

„Das — das hatte ich nicht erwartet!“ rief Steinberg.

„Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, mit ihm versöhnt zu sein und wieder wie einst zu verkehren! Ich erkenne sein geistiges Uebergewicht willig an, ich verstehe seinen Glauben nicht, allein das Eine weiß ich, daß das, was ich beabsichtigte, gut war! Er wird mir nie vergeben, daß meine Hand einen Menschen getödtet hat! Alle haben mir vergeben — nur er nicht!“

Er stützte den Kopf auf die Hand und auf seinem alten, ehrlichen Gesichte prägte sich ein tiefer Schmerz aus.

Der kleine Doktor schritt unruhig in dem Zimmer auf und ab, er schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Endlich blieb er vor dem Förster stehen.

„Steinberg,“ sprach er und seine Stimme zitterte leise. „Ich will Ihnen eine Freude bereiten, die Sie die Härte Ihres Bruders leicht vergessen lassen wird. Sie sollten es eigentlich erst nach meinem Tode erfahren, das ist vielleicht nicht allzu lange mehr hin, deshalb werde ich es Ihnen heute sagen. Hören Sie mich ruhig an. Sie wissen, daß ich vermögend bin. Was ich besitze, habe ich mir einst in Mexiko als Arzt erworben und es hat sich seit der Zeit jährlich vermehrt, weil ich für mich selbst wenig gebrauchte. Ich weiß nicht, ob ich noch Verwandte besitze, ich kenne wenigstens keinen derselben, ich habe deshalb mein Vermögen denen vermacht, die mir nahe stehen und von denen ich weiß, daß sie auch ohne dies mir jeder Zeit ein freundliches Andenken bewahrt haben würden. Vor wenigen Tagen habe ich meinen Willen durch einen Notar aufnehmen lassen, das Testament ist auf dem Gerichte niedergelegt.“

„Sie dürfen noch nicht daran denken, zu sterben!“ rief der Förster.

„Sie wollten mich ja ruhig anhören,“ fuhr Esseg fort. „Dies Haus hinterlasse ich Derjenigen, die mich so lange Jahre treu gepflegt hat, meiner Haushälterin, mein Vermögen habe ich in vier gleiche Theile getheilt, einen Theil empfängt Arnold, einen Grete, einen Gotthelf und einen die beiden Töchter Ihres Bruders.“

„Nein, das können wir nicht annehmen,“ fiel Steinberg auf's Neue ein.

„Mein Testament bestimmt es so und ich ändere nichts daran,“ bemerkte der Kleine lächelnd. „Nun hören Sie mich ferner an. Jeder der vier Theile ist groß genug, um einen Mann mit seiner Familie vor Entbehrung zu schützen. Arnold kann das Geld sehr gut gebrauchen, denn es kann vielleicht noch längere Zeit hingehen, ehe er sich eine bessere Stellung erringt, er verdient es, denn er wird sein ganzes Leben hindurch rechtschaffen und zuverlässig bleiben. Grete wird sich wieder verheirathen — Steinberg, Sie wissen bereits mit wem — Sie werden sie dann in dem Försterhause bei sich behalten, und damit ihr Mann nicht nöthig hat, nach einer besseren Stelle zu verlangen, deshalb habe ich sie bedacht. Ich weiß, daß sie nach den gemachten trüben Erfahrungen sich nie nach Vermögen sehnen wird, dennoch wird es dazu beitragen, ihr das Leben zu erleichtern und angenehmer zu gestalten. Daß sie glücklich werden wird, dafür birgt Hartmanns Charakter!“

„Doktor — Doktor! Sie thun zu viel an meinen Kindern!“ rief der Förster, indem er Esseg gerührt mit den Armen umschlang.

„Ich weiß, daß sie es mir immer Dank wissen werden,“ entgegnete der Kleine. „Am wenigsten wird es vielleicht Gotthelf nöthig haben, denn ich hege die feste Hoffnung, daß die Tochter des Obersten einst die Seinige werden wird, und der Oberst ist reich und damit einverstanden. Gotthelf erwirbt sich so viel, daß er davon leben kann, vielleicht währt es aber lange, ehe er so viel verdient, um sich einen eigenen

Herd gründen zu können, denn das Leben eines Schriftstellers ist kein leichtes. Hebt ihn nicht das Glück empor, so bedarf selbst die tüchtigste Kraft Jahre, um sich durchzuarbeiten. Er besitzt einen edlen und gerechten Stolz und ich möchte ihm das beschämende Gefühl ersparen, von dem Vermögen seiner Frau leben zu müssen. Daß er durch die Erbschaft nicht lässig werden wird, weiß ich, sie wird ihn in Stand setzen, all' seine Kräfte für Tüchtiges aufzusparen, und er wird sein Ziel erreichen. Steinberg, Sie kennen keinen Neid, Sie wissen auch, daß ich Arnold und Grete herzlich liebe, Ihnen kann ich deshalb dreist sagen, daß ich ungern sterbe, weil ich erleben möchte, wie Gotthelf sich entwickelt. Ich kenne ihn von Jugend auf, sein Vater beschuldigt mich, daß mein Einfluß ihn auf die Bahn, welche er eingeschlagen, getrieben hat — er hat vielleicht Recht, wenn schon ich es nicht absichtlich gethan habe. Schon an dem Knaben gefiel mir der offene, freie Kopf, ich unterhielt mich gern mit ihm und meine Ansichten weichen freilich von denen seines Vaters ab. Er hat einen prächtigen Charakter, und wenn er mein Junge wäre, würde ich stolz auf ihn sein!“

„Ich liebe ihn wie meinen eigenen Sohn!“ versicherte der Förster.

„Ich weiß es,“ fuhr Esseg fort, dem das Sprechen beschwerlich zu sein schien, denn er sprach leiser und ein tief klingender Husten unterbrach ihn öfter. „Gotthelfs Schwestern durfte ich nicht vergessen. Was wird ihr Geschick sein? Sie werden in dem stillen und freudenleeren Hause ihres Vaters schnell verblühen. Ein Mann wird sich bei

dem strengen Charakter des Pfarrers kaum an sie heranzuwagen, ihr Vater würde sie auch nur einem Manne anvertrauen, der den gleichen starren Glauben wie er selbst besitzt, und einen solchen wünsche ich ihnen nicht, denn Beide sind lieb und gut. Ich wollte ihre Zukunft sicher stellen und das wird geschehen."

"Sie verdienen es," rief der Förster. "Doktor, und all' das Gute, was Sie ihnen erweisen, sollen sie nicht vergelten können?"

"Sie werden es vergelten," erwiderte Esseg, indem seine kleine Gestalt mehr und mehr zusammensank. "Sie werden stets sagen: Der kleine Doktor hat es gut gemeint! und" — sein Auge leuchtete auf — „das Gine weiß ich, daß Armgart und Johanna, so lange sie hier sind, in jedem Frühlinge einen frischen Kranz auf mein Grab legen werden und meine alte Haushälterin wird mir die schönsten von meinen Rosen bringen. Ist das nichts? Ich werde freilich nichts davon gewahr werden, allein der Gedanke, daß es so sein wird, erfreut und beruhigt mich. Nur noch Eins, Förster. Was ich Ihnen gesagt habe, verschweigen Sie. Wenn Sie die Nachricht von meinem Tode erhalten, dann — dann können Sie es Allen erzählen, nicht früher! Geben Sie mir Ihre Hand."

Der Förster streckte ihm die Rechte entgegen.

"Ich kann es nicht ertragen, wenn Sie von Ihrem Tode sprechen!" rief er.

"Weshalb nicht?" fuhr Esseg fort. "Ich habe hier stille, glückliche Jahre verlebt. Viele nannten mich einen eigensinnigen Kopf, weil ich so lebte, wie es mir gefiel.

Abfichtlich habe ich Niemand Unrecht gethan und ich glaube keinen Feind zu beſitzen. Mein Brauner wird ſich ſogar über meinen Tod freuen, denn ich habe auch ſeiner in meinem Teſtamente gedacht und ihm ein bequemes Leben ausgemacht, denn einen ſo leichten Reiter wie mich hätte er doch nie wieder gefunden!"

Der Wagen, der Steinberg zur Förſterei zurückführen ſollte, war bereits vorgefahren. Der nahm ſchnell, haſtig, weil er ſeine Erregung verbergen wollte, Abſchied.

„Steinberg, grüßen Sie die Thrigen!“ rief der kleine Doktor ihm noch nach — da bog der Wagen um die nächſte Ecke des Dorfes.

#### 28. Verſöhnt.

Der Winter war geſchwunden, der Frühling in voller Pracht wiedergekehrt. Er war ſchnell gekommen und in wunderbarer Fülle lachte überall der grüne Blätterſchmuck und der Blüthenreichthum. Die Eichen vor dem Förſterhauſe hatten ſich neu belaubt, ihre Blätter prangten noch in hellerem Grün, in dem Garten des Förſters war Greta thätig in der Pflege der Blumen.

Steinberg ſaß entweder unter dem Laubdache der Eichen oder im Schatten des Gartens und ſein Auge ruhte mit ſtiller Freude auf ſeiner Tochter, auf deren Wangen der Frühling ein leiſes Roth hervorgerufen hatte, deren Geſicht wieder zu lachen vermochte. Der Frühling hatte in ſichtbarer Weiſe Frieden in das Förſterhaus gebracht.

Steinberg war ruhiger geworden, ſeine Kräfte waren zwar noch immer nicht wiedergekehrt, die Boten des Alters hatten ſich bei ihm eingeklebt, allein er blickte wieder mit

neuen Hoffnungen in die Zukunft. Für Grete schien durch Hartmann, der noch immer im Hause weilte und für den Förster durchaus nicht zu entbehren war, ein stilles Glück langsam emporzublühen und Steinberg sah mit Ruhe dem Tage entgegen, an dem Beider Herzen sich offenbaren würden, denn gefunden hatten sie sich bereits, wenn auch vielleicht ihnen selbst noch unbewußt.

In dem Dorfe, in welchem des Försters Bruder wohnte, neigte ein ehrliches, prächtiges Leben immer mehr zum Verlöschen, ohne daß dies Andere gewahr wurden. Der kleine Doktor allein war über seinen Zustand sich völlig klar, er sprach indessen mit Niemand darüber; er war ruhig und heiter und dies täuschte Alle, die ihn besuchten. Sein Charakter war milder und nachgiebiger geworden, darin hätte ein scharfes Auge vielleicht sein herannahendes Ende erkennen können. Sein Leben glich einem Tage, an dessen Morgen Sturm und Gewitter geherrscht, dessen umwölktter Himmel sich dann allmählig aufgeheilt hatte, und der nun im stillen, goldigen Abendrothe zu Ende ging, bei dessen Scheiden über die ganze Natur ein Hauch des Friedens und der Ruhe hintwehte.

Sein Garten war wie in jedem Frühjahr mit größter Sorgfalt in Ordnung gebracht, die Rosen trieben prächtig und bildeten Knospen in reicher Fülle. Mit mild leuchtendem Auge ging die gebeugte Gestalt des kleinen Mannes zwischen denselben hin, und sein Blick beobachtete jede Knospe, die sich der Entfaltung nahte, als befürchte er, abgerufen zu werden, ehe er seine Lieblinge noch einmal in Blütenpracht gesehen.

Gotthelf hatte von dem Zustande seines väterlichen Freundes keine Ahnung. Er wußte zwar, daß derselbe während des Winters gekränkelt, allein er war der festen Ueberzeugung, daß der Sonnenschein des Frühlings ihm volle Genesung bringen werde.

War doch ihm selbst Alles Frühling und seine Hoffnungen standen in voller Blüthenpracht. Während des Winters hatte er ein neues Schauspiel geschrieben und Alle, die es gelesen, waren von demselben begeistert. Mit seinen Freunden, zu denen sich Wilhelm gesellt, hatte er ein heiteres, anregendes Leben geführt und dazu kam die Freude, daß in Kunad's Familie das Glück einen vollen Sonnenstrahl geworfen hatte. Frida und Arnold waren wirklich glücklich, und schwerlich konnten sich zwei Herzen zusammenfinden, die besser zu einander paßten als sie. Beide waren genügsam und besaßen den Muth, sich vereint durch alle Härten des Lebens hindurch zu ringen.

Wenn Gotthelf ihr ruhiges Glück sah, dann stiegen in ihm selbst selige Träume auf. In dem Hause des Obersten war er ein täglicher Gast und Schrauff behandelte ihn fast wie einen Sohn. Er liebte Ella mit aller Innigkeit, deren sein Herz fähig war, er besaß zahlreiche kleine Zeichen, daß er auch ihr nicht gleichgiltig war, dennoch hatte er noch nicht den Muth besessen, ihr seine Liebe zu gestehen. Erst wollte er sich einen Namen und eine gesicherte Lebensstellung erringen, ehe er vor sie hintrat und ihr sein Herz offenbarte. Er wußte, daß der Oberst reich war, allein schon der Gedanke, es könne Jemand vermuthen, Ella's Reichthum habe sein Herz beeinflusst, war ihm peinlich, denn er würde sie

nicht weniger geliebt haben, wenn sie arm gewesen wäre. Der kleine Doktor beurtheilte ihn ganz recht, von dem Vermögen seiner Frau zu leben würde er nie im Stande gewesen sein.

Da erhielt er von Eßeg einen Brief, in welchem derselbe zum ersten Male über seinen leidenden Zustand klagte. „Ich möchte Dich gern noch einmal sehen,“ fügte er hinzu, „befürchte indessen, daß mein Wunsch unerfüllt bleibt, wenn Du nicht bald kommen kannst. Erschrick über diese Zeilen nicht. Was thut es, wenn der Tod an mich vielleicht einige Jahre früher herantritt, als Manche erwartet haben, ver-  
gessen würde er mich doch nicht haben.“

Troß dieser Worte war Gotthelf so heftig erschrocken, daß er sich kaum zu fassen vermochte und er konnte an Eßeg's Zeilen um so weniger zweifeln, als seine Schrift eine auffallend unsichere geworden war, seine Hand schien heftig gezittert zu haben.

Er verlor in Eßeg mehr als den treuesten und besten Freund, er verlor einen Vater in ihm. Eines stand sofort bei ihm fest, er durfte nicht säumen, dem Rufe des Kranken zu folgen. Noch an demselben Abende reiste er ab, nachdem ihm kaum so viel Zeit geblieben war, Kunad und den Obersten von seiner Absicht in Kenntniß zu setzen.

Am folgenden Tage gegen Mittag langte er in dem heimathlichen Dorfe an. Früher hatte sein Herz stets freudig geschlagen, wenn er die Spitze des Kirchthurmes über einem Hügel aufsteigen sah, er hatte seine Schritte beeilt, um sich den Seinigen so bald als möglich in die Arme werfen zu können. Er ging auch jetzt möglichst

schnell, aber sein Auge suchte seitwärts vom Thurme nach dem rothen Dache eines Hauses, in welchem der kleine Doktor wohnte, denn all' seine Gedanken waren auf ihn gerichtet, das väterliche Haus war ihm ja ohnehin verschlossen.

Auf einem kleinen Umwege eilte er um das Dorf, um Niemand zu begegnen. Fast athemlos trat er in Effeß's Haus ein. Die alte Haushälterin trat ihm weinend entgegen.

„Es geht schlecht — sehr schlecht,“ sprach sie schluchzend. „Seit Tagen hat er nicht eine Minute geschlafen und die Beängstigungen während der letzten Nacht haben den Rest seiner Kräfte aufgezehrt. Es war eine schlimme Nacht und ich glaubte nicht, daß er den Morgen erleben werde. Und trotzdem weist er jede fremde Hilfe zurück, ich habe Niemand zum Beistande herbeirufen dürfen — o, er fühlt, daß ihm Niemand mehr helfen kann!“

Gotthelf hatte die Worte kaum gehört, er stürzte in Effeß's Zimmer.

Der kleine Doktor saß in seinem Lehnstuhle, da er nicht zu liegen vermochte, seine Kniee waren mit einer Decke umhüllt, sein Kopf hatte sich fast bis auf die Brust gesenkt. Er richtete sich empor, als die Thüre geöffnet wurde, sein schon mattes Auge leuchtete freudig auf, ein Lächeln glitt über seine eingefallenen Züge hin.

Erschüttert stürzte Gotthelf zu ihm, warf sich vor ihm auf die Kniee, erfaßte seine Hand und preßte sie leidenschaftlich, innig an seine Lippen.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest,“ sprach er mit

leiser, fast flüsternder Stimme, denn seiner Brust fehlte die Kraft, die Worte hervorzubringen. „Nun sterbe ich gern!“

Er entzog Gotthelf leise seine Hand und strich ihm mit derselben liebevoll, schmeichelnd über das Haar hin.

Gotthelf war nicht im Stande, sich zu beherrschen, er weinte laut.

Das Auge des kleinen Mannes ruhte mit verklärter Freude auf dem vor ihm Knienden. Diese Thränen thaten ihm doch wohl, denn er wußte, wie aufrichtig sie waren.

„Weine nicht — weine nicht!“ fuhr er mit schwacher Stimme fort. „Einmal hätten wir uns doch zum letzten Male gesehen — ich sterbe nun gern und bin ruhig. Mich ängstigte nur der Gedanke, daß der Tod früher eintreffen könne als Du!“

Gotthelf umschlang ihn mit beiden Armen.

„Nein — nein, Sie dürfen nicht sterben!“ rief er mit leidenschaftlichem Schmerz.

„Sei vernünftig, Gotthelf, Menschenmacht vermag den Tod nicht zurückzuhalten — hier — hier setze Dich neben mich — reich mir Deine Hand — so — so! Es ist gut, daß es etwas gibt, dem sich alle Menschen fügen müssen, auch die mächtigsten und reichsten! Es ist warm hier — die Luft beängstigt mich — öffne die Flügelthüre, welche in den Garten führt.“

Gotthelf kam dem Wunsche Esseg's nach, obschon es in dem Zimmer keineswegs zu warm war. Er öffnete beide Flügel der Thüre, eine erfrischende Luft, ein duftiger Hauch drang ein, das Auge ruhte auf der vollen Pracht der üppig blühenden Rosen.

Des Kranken Blick blieb mit einem wehmüthig schmerzlichen Ausdrucke auf seinen Lieblingen haften, es war, als ob er die ganze Schönheit der Blumen noch einmal in sich aufnehmen wolle, bevor sein Auge sich für immer schloß. Seine Hand, welche Gotthelfs Rechte erfaßt hielt, zitterte leise, sie war bereits kalt wie die eines Todten.

Eine feierliche Stille herrschte ringsum, nur das Summen der zahlreichen Bienen, welche von Blume zu Blume flogen, drang wie ein leiser, faust einschläfernder Gesang in das Ohr.

„Gotthelf, such' Dich mit Deinem Vater zu versöhnen,“ sprach der kleine Doktor. Seine Stimme klang bereits so schwach, daß sie kaum noch zu vernehmen war.

„Ich werde es versuchen,“ versicherte Gotthelf.

Der Sterbende nickte zustimmend, wie zufrieden gestellt mit dem Kopfe. Er schien in Gedanken versunken zu sein, sein Auge blieb auf den Rosen haften, seine Hand wurde immer kälter, sein Athem schwächer.

Gotthelf hatte von dem Nahen des Todes keine Ahnung. Wohl ruhte sein Blick besorgt auf den alten, lieben Zügen des Kranken, allein dieselben waren so ruhig, so friedlich, daß ihm der Gedanke, es könne in diesem Augenblicke sich ein so gewaltiger Prozeß wie das Scheiden eines Menschen vollziehen, als eine Unmöglichkeit erschienen sein würde. Er wagte nicht durch einen Laut oder eine Bewegung den Frieden zu stören.

Essig schien in Schlaf zu sinken, sein Kopf neigte sich mehr und mehr auf die Brust herab. Plötzlich versuchte sich der Kranke empor zu richten, seine Hand zuckte, er erhob

den Kopf, seine Lippen bewegten sich, ohne ein Wort hervor zu bringen, mit einem halbblauten Seufzer brach er zusammen — ein edles, ehrliches Menschenherz hatte aufgehört zu schlagen.

Gotthelf sprang erschreckt auf, er rief Eßeg's Namen, ohne eine Antwort zu erhalten, er erfaßte die Hand seines väterlichen Freundes, dieselbe war kalt und schwer, er sah das gebrochene Auge und jetzt erst begriff er, was eingetreten war, mit lautem Aufschrei sank er vor dem Todten nieder und preßte leidenschaftlich schluchzend dessen kalte Hand an seine Lippen.

Es waren durch den Tod zwei Menschen getrennt, die sich so nahe gestanden, wie Vater und Sohn sich nur stehen konnten, die halb unbewußt seit Jahren zu einander gehalten und die durch ihre Herzen zusammen gehörten. Gotthelf lehnte den Kopf an die Kniee des Todten, ungestört ließ er seinen Thränen freien Lauf. Und draußen schien die Sonne noch eben so freundlich, die Rosen dufteten wie zuvor — was wußten sie davon, daß ein Menschenherz nun für immer still stand.

Die lange Gestalt des Pfarrers Steinberg trat in den Garten und ging wie immer mit gemessenen Schritten an den Rosen vorüber. Er näherte sich der geöffneten Thüre, welche zu dem Zimmer des kleinen Doktors führte, sein Gesicht schien den strengen kalten Ausdruck verloren zu haben. Erst am Morgen dieses Tages hatte er erfahren, daß Eßeg's Ende bevorstehe. Eßeg war stets sein Gegner gewesen, allein er hatte ihm nie das Gefühl der Achtung versagen können, wenn schon er dies nicht ausgesprochen. An Eßeg's edler

Gefinnung hatte er nie gezweifelt. Es hatte ihn wunderbar berührt, daß der Mann nun aus dem Leben scheiden sollte, er stand allein und vielleicht war Niemand bei ihm, der ihm in der letzten schweren Stunde Beistand leistete. Ohne den Seinigen seine Absicht zu verrathen, war er gekommen, um Eßeg seine Hilfe anzubieten und sich mit ihm auszusöhnen.

Er trat in die offene Thüre und wie gebannt blieb er stehen, wenige Schritte von ihm entfernt saß der, mit dem er sich versöhnen wollte, als Todter in dem Sessel und neben dem Todten kniete sein eigener Sohn, von dessen Anwesenheit er keine Ahnung hatte. Ein schmerzlicher Zug zuckte über sein Gesicht hin, weil er zu spät gekommen war. Wie gern hätte er Eßeg in's Leben zurückgerufen, um ihm die Hand zu reichen und zu sagen, daß er ihn immer hoch geachtet habe! Wie friedlich er da saß, welche Ruhe aus seinen bleichen Zügen sprach! Ohne jeden Kampf schien er hinüber gegangen zu sein, umweht von dem Dufte seiner Lieblingsblumen. Es lag ein poetischer Hauch auf diesem Todten, dem sein sonst so kaltes und starres Herz sich nicht verschließen konnte.

Gotthelf hatte die nahenden Schritte vernommen, als er den Kopf emporrichtete und seinen Vater erblickte sprang er auf.

„Vater — Vater!“ rief er.

„Eßeg ist todt?“ rief der Pfarrer.

„Ja — vor wenigen Minuten hat sein Herz zu schlagen aufgehört.“

„Und ich kam, um ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen — ich erfuhr das Nahen seines Endes erst heute

Morgen — ich wollte ihm sagen, daß ich ihn hochachte, obchon wir von jeher Gegner gewesen sind!“

Er preßte die Hand auf die Stirn.

„Gott helf,“ sprach er dann, „aus den Zügen des Todten leuchtet uns Frieden entgegen, auch zwischen uns soll Frieden sein!“

Er streckte dem Sohne die Hand entgegen.

Gott helf warf sich leidenschaftlich an die Brust seines Vaters und weinte laut. Es war ihm, als ob er noch einmal die letzten, leisen Worte des Sterbenden vernähme. Eßeg hatte die Ausöhnung gewünscht und schneller, als er geahnt, war sie zur Wirklichkeit geworden.

Der Pfarrer preßte den Sohn fest an sich.

Schluchzend theilte Gott helf ihm mit, daß die letzten Worte des Todten gelautes: „Such' Dich mit Deinem Vater zu versöhnen!“

„Das hat er gesagt?“ rief der Pfarrer.

„Ja — mehr vermochte er nicht mehr hervorzubringen.“

„Dann will ich ihm den letzten Liebesdienst erweisen,“ fuhr der Pfarrer fort. Er trat an den Todten heran, schloß ihm die gebrochenen Augen und erfaßte die kalte Hand, die er einige Augenblicke in der seinigen hielt.

„Ist er ruhig gestorben?“ fragte er dann.

„Ganz ruhig, im Frieden mit sich und der Welt.“

Die Haushälterin stürzte in das Zimmer und warf sich laut schluchzend neben dem Todten nieder.

„Komm, Gott helf,“ sprach der Pfarrer, die Hand des Sohnes erfassend, „wir wollen der armen Frau Ruhe für ihren berechtigten Schmerz lassen.“

Hand in Hand traten sie in den Garten und schritten an den prächtig blühenden Rosen vorüber. Keiner von Beiden sprach ein Wort. Steinberg neigte nur einmal den Kopf, um den Duft einer soeben erblühten Gloire de Dijon einzuathmen.

Der Pfarrer hielt die Hand des Sohnes fest, als befürchte er, ihn wieder verlieren zu können, so schritten sie schweigend durch das Dorf hin, so betraten sie den Pfarrhof und den Garten, in dem Gotthelofs Mutter und Schwestern sich befanden.

Ein Freudenschrei tönte ihnen entgegen, Mutter und Schwestern eilten auf den Heimgekehrten zu und umklammerten ihn.

„Magdalena, ich bringe Dir Deinen — unseren Sohn wieder,“ sprach der Pfarrer.

Seine Gattin preßte ihm dankend die Hand.

„Und weißt Du, wo ich ihn gefunden habe?“ fuhr der Pfarrer fort. „Er kniete neben der Leiche Eßeg's. Ich war zu ihm gegangen, um ihm die Hand zur Versöhnung zu reichen — ich kam zu spät — nein, nicht zu spät — sein Tod hat mich mit meinem Sohne ausgesöhnt!“

„Eßeg ist todt?“ rief Magdalena erschreckt.

„Ja — er ist todt, allein um diesen Tod möchte ich ihn beneiden.“

Magdalena warf sich weinend an die Brust ihres Gatten.

Aufrichtige Thränen flossen dem kleinen Doktor nach und doch schimmerte zwischen denselben die Freude über die Heimkehr des Sohnes und Bruders hindurch. Und wenn der kleine Doktor diese Thränen und diese Freude hätte

sehen können, dann würde es in seinem alten Herzen aufgejauchzt haben.

Tief erschüttert begab sich der Pfarrer auf sein Zimmer, um die Seinen allein zu lassen. Langsam schritt er in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Was in seinem Innern vorging, läßt sich schwer schildern, er athmete tiefer und wie erleichtert, sein Herz schlug schneller und dann und wann strich er mit der Hand über die Stirne hin, als ob er sich fragen wolle, wie es möglich sei, daß er sein Herz so lange habe unterdrücken können.

Dann verließ er das Zimmer und begab sich zu seinem Knechte, ihm auftragend, die Pferde anzuschirren und mit dem Wagen vor dem Hause vorzufahren.

In dem Wohnzimmer traf er seine Frau und seine Kinder, und wenn sein Gesicht auch ernst war, wenn der Tod des kleinen Doctors ihn noch so tief erschüttert hatte, aus seinen Augen leuchtete doch Friede und Freude.

Er reichte Gotthelf die Hand.

„Ich brauche Dich hier nicht willkommen zu heißen, denn Du wirst fühlen, daß Du es bist,“ sprach er mit leiser regter Stimme. „Es hat ein Jeder von uns vielleicht geirrt, allein ich bin fest überzeugt, Jeder hat es in dem Glauben, recht zu handeln, gethan.“

Der Wagen fuhr in diesem Augenblicke vor, Magdalena bemerkte es mit Erstaunen.

„Jeremias, willst Du fortfahren?“ fragte sie.

Ueber das ernste Gesicht des Pfarrers glitt ein leises Lächeln.

„Ja,“ sprach er. „Ich will meinem Bruder die Nachricht überbringen, daß Esseg gestorben ist.“

Magdalena schrie auf vor Freude und umklammerte ihren Mann, was sie seit Jahren ersehnt, das sollte nun endlich in Erfüllung gehen, er wollte sich auch mit seinem Bruder ausöhnen.

„Jeremias, dieser Tag wird Dir viel — viel Glück bringen!“ rief sie.

„Ich hoffe es,“ erwiderte der Pfarrer. „Das Eine weiß ich wenigstens: ich werde nie bereuen, was ich heute thue! Gotthelf, willst Du mich begleiten?“

„Gern!“ rief Gotthelf.

„Geh' zu der armen Haushälterin des Doktors,“ wandte Steinberg sich zu seiner Frau. „Sie wird durch den Tod schwer betroffen sein, suche sie zu trösten. Nun komm, Gotthelf!“

Sie bestiegen den Wagen. Der Knecht blickte sehr erstaunt darein, als er Gotthelf sah, und noch erstaunter, als sein Herr ihm mittheilte, daß er ihn nach dem Försterhause fahren solle. Er trieb die fetten Gäule zum schnellsten Laufe an, denn es dünkte ihm noch eine bessere Fahrt als eine Hochzeitsfahrt, da sollten auch die Pferde das Ihrige dazu beitragen.

Der Pfarrer sprach wenig. Sein Auge glitt über die grünen Fluren und die prächtig belaubten Bäume hin und es war ihm, als ob der Frühling nie so schön gewesen wäre. Alles, jeder Baum, jede Blüthe schien ihm freundlich entgegen zu lachen, von seinem Herzen war ein schwerer Panzer gefallen, nun konnte die Sonne ungehindert und warm hinein scheinen.

Gotthelf erzählte ihm von dem Oberst und dessen Familie, von Arnold und Frida, von Kunad und der Liebe, mit der er von dessen Familie stets aufgenommen wurde. Er schilderte seine Freunde, erzählte, mit welcher Aufrichtigkeit und Innigkeit dieselben an ihm hingen, und dem Pfarrer war es, als ob er mit einem Male in eine ganz neue Welt versetzt werde, als ob er plötzlich nach langem und beschwerlichem Marsche auf schattenloser Landstraße in ein kühles, wundervolles Thal eintrete. Gab es denn wirklich so viel Liebe und Herzenswärme unter den Menschen, wie Gotthelf ihm schilderte. Wie war es möglich gewesen, daß dies lange Jahre hindurch sich seinem Auge verschlossen? Er wußte es selbst nicht. —

Der Förster saß mit Grete und seiner Frau vor dem Hause im Schatten der Eichen und rauchte seine kurze Pfeife. Wie in einen Traum versunken, ruhte sein Auge auf dem frisch grünen Wiesenteppiche. Wie mild und wohlthwendig die Waldesluft war, wie sie stärkend und belebend in seine Brust eindrang. Unwillkürlich dachte er an die dumpfe beengende Gefängnißzelle zurück und durch die Erinnerung erschreckt, zuckte er leise zusammen.

Da klang an sein scharfes Ohr das Rollen eines Wagens. Er wandte den Blick nach der Richtung und hielt die Rechte über die Augen, um besser zu sehen.

„Was ist das?“ rief er plötzlich aufspringend. Er hatte seinen Bruder und Gotthelf erkannt, allein er mißtraute seinen Augen und glaubte zu träumen.

„Der Onkel — der Onkel!“ rief Grete.

Dem Förster entsank die Pfeife, er stand einen Augen-

blick regungslos da, dann eilte er, so schnell die alten Beine ihn trugen, den Ankommenden entgegen.

Der Pfarrer war vom Wagen gesprungen — die beiden Brüder fielen einander, ohne ein Wort zu sagen, in die Arme.

„Heinrich, Esseg ist todt!“ sagte der Pfarrer dann tiefbetegt.

„Todt — todt!“ wiederholte der Förster erschrocken. Das — das hatte er nicht erwartet; er hatte einen treuen — treuen Freund verloren.

„Er ist heute Mittag gestorben,“ bemerkte der Pfarrer.

Der Förster preßte beide Hände vor das Gesicht, weil er die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte.

„Todt, todt und ich habe ihn nicht wieder gesehen!“ rief er.

„Auch ich kam zu spät zu ihm,“ fuhr der Pfarrer fort, „ich wollte ihm die Hand zur Versöhnung reichen, allein noch im Tode hat er mich mit Gotthelf und Dir ausgeföhnt.“

Es ging dem Förster nahe, sehr nahe, er war kaum im Stande, sich aufrecht zu halten. Seinen Arm erfassend, geleitete ihn der Bruder zu dem Försterhause.

Und auch hier schimmerte bald zwischen den Thränen die Freude über die Versöhnung hindurch.

Die beiden Brüder saßen vor dem Hause dicht neben einander, vor ihnen auf dem Tische stand eine Flasche mit Wein. Sie sprachen wenig. Das, was sie so lange Jahre getrennt hatte, hatte noch Keiner zu berühren gewagt.

„Heinrich, ich weiß, daß ich zu schroff gegen Dich gewesen bin,“ sprach der Pfarrer endlich.

„Daß — laß!“ fiel der Förster ein, die Hand des Bruders erfassend. „Daß uns von dem heutigen Tage an Alles — Alles vergessen — ich habe es bereits vergessen. Nur das Eine wünsche ich, daß Eßeg dies noch erlebt hätte!“

„Heinrich, wir wollen auf den Geschiedenen dies Glas leeren,“ sprach der Pfarrer. „Er war ein guter — ein edler Mensch!“

Die Gläser klangen leise an einander, die Brüder leerten dieselben, dann reichten sie einander schweigend die Hand und es war ihnen, als ob sie wieder Knaben geworden wären und noch im Vaterhause weilten. —

Drei Tage später fand die Beerdigung des kleinen Doctors statt. Die alte Haushälterin hatte nicht geduldet, daß von Eßeg's Rosen eine einzige Blüthe abgebrochen wurde, um auf seinen Sarg gelegt zu werden, weil sie wußte, wie ungern er eine Blume abschneid, trotzdem war der Sarg mit Rosen bedeckt, die von befreundeten Händen darauf gelegt waren.

Und Freunde hatten sich viele eingefunden, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Aus der Residenz waren Arnold und Kunad und der Oberst gekommen. Fast das ganze Dorf folgte.

Auf dem Friedhose trat der Pfarrer an das Grab und hielt mit einfachen, aber um so ergreifenderen Worten dem Geschiedenen einen kurzen Nachruf. In ihren Ansichten seien sie Gegner gewesen, sagte er, den edlen Menschen habe er in Eßeg stets hoch geachtet. Er verkünde laut, daß hier die irdische Hülle eines wahrhaft edlen und guten Menschen in die Erde gesenkt werde, er brauche ihm keinen Frieden

zu wünschen, denn der, dem so viele aufrichtige Thränen nachgeweint würden — der habe den wahren Frieden mit sich hinüber genommen. Die Frucht seiner langjährigen Saat sei gereift und was er ausgestreut habe, das ernte er nun in reicher Fülle: aufrichtige Liebe!

Nach der Beerdigung kehrten die Meisten in dem Hause des Pfarrers ein, auch Arnold, Kunad und der Oberst, der Pfarrer selbst hatte sie darum gebeten. Jetzt endlich theilte der Förster den Inhalt des Testamentes, welches der kleine Doktor hinterlassen hatte, mit und der Pfarrer hatte Recht gehabt: aufrichtige Liebe weinte dem Todten nach. Und auch Essig hatte richtig voraus gesehen, es kam kein Frühling, ohne daß auf seinem Grabe frische Kränze lagen und die schönsten Rosen blühten. Liebe Hände hatten sie darauf gepflanzt und pfl egten sie. —

E n d e.

---



# Licht und Schatten.

Roman

von

Georg Hartwig.

Erster Band.

1.

(Nachdruck verboten.)

Um acht Uhr Abends rollte der Schnellzug in den Ostbahnhof der Residenz ein. Ein wüßtes, ohrenverwirrendes Geräusch begleitete das Aufschließen der Wagenthüren, aus deren engen Rahmen sich unaufhaltsam der Strom der Reisenden ergoß. Begrüßungen, Rufe, ungedulbiges Schreien nach thatkräftiger Hilfe erfüllten den glasüberdachten Perron — Alles drängte vorwärts dem Ausgang zu — Dienstmänner liefen durch einander, Gepäckarren raffelten vorüber, und die gellenden kurzen Piffe der Lokomotiven auf den Nebengeleisen vollendeten das unerquickliche Chaos . . .

Endlich, endlich schien sich der Menschenstrom verlaufen zu wollen. Neben der bereits geschlossenen Thüre eines Damen-coupé's stand noch eine weibliche Gestalt in bescheidenen Reisegewändern, die Reisetasche in der Hand, den Schleier vor das Antlitz gedrückt — dahinter hervor sahen ihre blauen Augen voll banger Furcht und Scheu auf das bewegte Treiben. Jetzt schien der geeignete Moment gekom-

men zu sein, den beschwerlichen Gang nach der Gepäckkammer zu wagen.

Sie seufzte leise auf. „Es war doch unvorsichtig von mir, den Tag meiner Ankunft nicht bestimmt anzugeben — ich hätte mir das bittere Gefühl des Verlassenseins erspart!“

„Haben Sie einen Gepäckschein bei sich? Sie scheinen hier fremd zu sein? Ich bin Ihnen gern gefällig!“

Sie wandte sich schnell um und sah einen schwächlichen, gut gekleideten Mann, der sich lautlos durch die Menge geschlichen und zum Oefteren bereits ihre Gestalt umstrichen hatte, ehe er mit süßlicher Stimme die Auredede wagte.

„Nehmen Sie sich vor Taschendieben in Acht, Fräulein, es wird hier viel gestohlen — kommen Sie, ich will Ihnen wenigstens den Weg zur Gepäckkammer zeigen!“

Monika Hellmer faßte ihre Reisetasche fester, während ein schneller Griff an ihr Kleid sie des Vorhandenseins ihrer Geldmittel versicherte, dann folgte sie beruhigt dem Vorausschreitenden.

Bald war das Geschäft drinnen abgewickelt und der kleine Koffer einem Dienstmann übergeben — als Monika sich mit einer Frage an ihren Begleiter wandte:

„Ist die Wohnung des Freiherrn v. Derenthall weit von hier entfernt?“

Der Schwächliche sah sie überrascht an, dann lächelte er, wie Jemand, der etwas Angenehmes erfahren hat. —

„Gi, da wären Sie wohl gar —?“

„Die neuengagirte Gesellschafterin der Frau v. Derent-

hall — ja! Noch einmal, mein Herr, ist die Wohnung weit von hier? In diesem Falle würde ich lieber eine Droschke nehmen!“

„Ganz und gar nicht! Wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie begleiten!“

Obgleich Monika dieser Vorschlag mißfiel, wagte sie doch nicht, unhöflich zu erscheinen — sie nickte also stumm und schritt dann an seiner Seite dem Ausgang des Bahnhofgebäudes zu.

Draußen empfing sie ein kalter, durchdringender Windstrom, der ein unangenehmes Gemisch von Regen und Schnee mit sich führte — das Gas in den Laternen flackerte unsicher hin und her und warf verzerrte Schatten auf die feuchten, spiegelblanken Trottoirs.

„Ich glaube nicht, daß Sie dort Gesellschafterin sein werden, Fräulein, die kleine Baronesse hatte bis jetzt, soviel ich weiß, eine Bonne —“

„Das wird sich ja finden!“ unterbrach sie ihn kurz.

„Natürlich! — Sie kommen in eine vornehme, reiche Familie!“

„So?“ sagte Monika in einem Tone, dem man es deutlich anhörte, daß es ihr peinlich war, über ihre künftige Umgebung urtheilen zu hören, und doch trieb eine verzeihliche Neugier sie an, etwas Genaueres über die neuen Verhältnisse zu vernehmen.

„Etwas Hochmuth, sogar viel Hochmuth werden Sie erdulden müssen — die Freifrau gibt sich gern die Miene einer Königin, und ihr Gemahl — na, ich möchte nichts mit ihm zu thun haben!“

„Weshalb denn nicht?“ fragte Monika mit hervorbrechender Angst.

„Der Mann hat etwas Unheimliches in seiner stolzen Kälte. Ich kenne viele Edelleute,“ fuhr er, sich an die hagere Brust schlagend, fort, „aber solch' einen steinernen Gast habe ich noch nicht gesehen!“

Da sie bei diesen Worten gerade an einem hell erleuchteten Schaufenster vorübergingen, warf das junge Mädchen einen forschenden Blick auf die Züge ihres Begleiters — ah, welch' ein verschmiztes, böshast verzerrtes Antlitz schaute ihr entgegen. Die kleinen, stechenden Augen, die schmalen, blutleeren Lippen, die faltenreiche, bleifarbene Stirne, über welche dünne Strähne röthlichen Haares fielen, lieferten einen so abschreckenden Totaleindruck, daß Monika es bitter bereute, ihm ihr Vertrauen auch nur flüchtig geschenkt zu haben.

„Sie werden jedenfalls ein gut bemessenes Honorar erhalten, der Freiherr pflegt seine Untergebenen anständig zu bezahlen. Wenn Sie jemals Grund zu Klagen haben sollten, wenden Sie sich getrost an mich — überhaupt würde ich Ihnen gern zu jedem Dienst erbötig sein! Doch hier ist das Haus — ein wahrer Prachtbau, nicht wahr? Das bewohnt der Freiherr ganz allein. Sehen Sie, alle Fenster sind hell erleuchtet —!“

„Ja, ich sehe es!“ sagte Monika hastig, da es ihr unheimlich an seiner Seite zu werden begann. „Ich danke Ihnen nun für Ihre Hilfe — und hier —“ sie suchte in ihrem Geldtäschchen umher nach kleiner Münze, aber sie war verausgabt — nur ein Zehnmarkstück fiel ihr in die

Hände. Bögernd reichte sie es dem Fremden hin. „Wollen Sie wohl —“

Er zog es ihr schnell aus der Hand. „Ich danke unterthänigst — viel Glück, mein Fräulein!“ Im nächsten Augenblick war er damit verschwunden.

„Mein Herr, Sie sollten es ja nur wechseln!“ rief das junge Mädchen ihm entrüstet nach.

Keine Antwort — seine Schritte verhallten in der Ferne.

Monika fühlte sich ganz entmuthigt über ihre unverzeihliche Leichtgläubigkeit — sie schämte sich fast vor dem Dienstmann, der indessen der Angelegenheit kein Interesse geschenkt hatte. „Kannten Sie den — Menschen?“ fragte sie leise.

„Nein — aber ich werde dem Portier klingeln — der Regen wird stärker.“

Wenige Augenblicke später stand das junge Mädchen in dem wohldurchwärmten, von summenden Glasglocken angenehm beleuchteten Treppenhaus. Ein reich galonirter Diener nahm sie artig in Empfang und erbot sich, sobald sie ihren Namen genannt hatte, die Freifrau von ihrer Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Die Antwort blieb nicht lange aus. „Die Frau Baronin sind sehr erfreut und lassen das Fräulein bitten, etwas auszuruhen und dann Toilette zu machen, damit Sie droben erscheinen können. Ich werde gleich das Diner besorgen!“

„Das Diner?“ fragte Monika erstaunt, einen schnellen Blick auf die mächtige Bronze-Uhr werfend.

„Es ist soeben oben abgetafelt worden!“

„Ist große Gesellschaft droben?“ wagte sie schüchtern zu fragen.

„Nicht größer als gewöhnlich!“ Damit öffnete er eine der hohen, eichenen Thüren, die sich zu beiden Seiten des Vestibüls befanden und ließ das junge Mädchen in ihr neues Heim eintreten. Es war so wohnlich und fürsorglich eingerichtet, ein trauliches Feuer prasselte im Kaminofen, und in dem Widerschein der Lampe nickten ihr Blumenquirlen von den Wänden und auf den Möbeln entgegen — ja, auf dem Tische vor dem Sopha stand ein Körbchen frischer Veilchen und Rosen — ein duftender Widerspruch zu dem tosenden Märzsturm, der übermüthig an Fenstern und Jalousien rüttelte.

Konnten das stolze, herzlose Menschen sein, die ihrer so freundlich gedacht? Der Eintritt des Dieners unterbrach ihre Gedanken; sie aß hastig und nur wenig von den aufgetragenen Speisen, um dann Toilette zu machen. Schnell musterte sie ihre bescheidene Garderobe und entschloß sich für ein weißes, luftiges Kleid, das zu ihren schlanken Gliedern vortrefflich paßte — aber welchen Haarschmuck sollte sie wählen? Rathlos schaute sie umher — da fiel ihr Auge auf die halb geöffneten Rosenkelche in dem Körbchen auf ihrem Tische, und schon prangte eine in den ringelnden Locken, eine zweite vor dem Busen. Lieblich geschmückt, wenn auch mit klopfendem Herzen, folgte sie dem Diener, der eifertig ihr den Weg nach der oberen Etage voranschritt.

Eine breite, teppichbelegte Treppe nahm sie auf, deren vergoldetes Gitter sie kaum zu berühren wagte — auf

weißen Marmorpostamenten erhoben sich in reizendem Wechsel üppige Blattgewächse und lächelnde Amoretten, die auf ihren Schultern mächtige Kugellampen trugen, deren milchiges Weiß zauberisch gegen das grelle, etruskische Roth abstach, welches die Wände bis hinauf zum Glaskuppeldach schmückte. Ueberall Licht und heitere Farbentöne, kein leiser Schatten schwebte über dieser stillen fürstlichen Pracht, die kein lauter Fußtritt störte, kein Mißton unterbrach. —

Sie waren in dem Speisesaal angelangt, in welchem geschäftige Diener die Tafel abzuräumen begannen, als Monika der Befehl zuging, sich in das angrenzende Gemach zu begeben und dort die Freifrau zu erwarten.

Sie brauchte nicht lange zu harren — schon tönten im Nebenzimmer ruhige, sichere Schritte, von dem Rauschen eines langen, schwerseidenen Gewandes begleitet, rasch wurde der dunkelblaue Sammetvorhang bei Seite geschoben, und Juliana v. Derenthall erschien auf der Schwelle.

Monika senkte betroffen den Blick vor dieser stolzen ehrfurchtheischenden Schönheit, die in heller, bläulich schimmernder Pracht vor ihr stand. Einen kurzen Moment überflog das große, tiefschwarze Auge der Freifrau prüfend die schüchterne blondlockige Maid, dann reichte sie ihr freundlich die Hand und sagte mit unendlich wohl lautender Stimme: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Wunsche so pünktlich nachgekommen sind!“

Monika drückte schnell ihre Lippen auf die schlanke, weiße Hand, ehe dieselbe zurückgezogen ward.

„Sie gefallen mir, mein Kind — ich empfinde schon beim ersten Anblick das sichere, angenehme Gefühl, als

schließen wir in diesem Augenblick eine dauernde Alliance. Ich liebe die sanften, sich selbst nicht kennenden Frauen, und wenn ich den feuchten Glanz an Ihren Wimpern richtig deute, so will es mir scheinen, als seien Sie mehr darauf bedacht, Anderen zu gefallen, als sich selbst. Sehen Sie sich einen Augenblick zu mir," fuhr sie fort, indem sie selbst auf einem der herumstehenden kleinen Sammetstessel Platz nahm, „ich möchte die erste Stunde gleich benutzen, Sie mit Ihren neuen Pflichten und Rechten bekannt zu machen.“

Monika gehorchte und blickte jetzt ohne Furcht noch Scheu erwartungsvoll und gespannt auf die gütige Sprecherin.

„Was zunächst Ihre Stellung in meinem Hause anbelangt, so vergleiche ich dieselbe mit einem Sonnenstrahl, der erheitern und beleben soll, nicht hier oder an jenem bestimmten Platze, sondern überall, besonders da, wo sich ein trüber, unwillkommener Schatten einstellt. Wir bedürfen Ihrer im Einzelnen gar nicht," fügte Juliane lächelnd hinzu, „aber dennoch sind Sie uns Allen nothwendig! Mein Gemahl, mein Kind, ich selber, wir betrachten Sie als einen Talisman gegen unnöthige und leicht zu vermeidende Verstimmungen. Ihr heiteres, frohes Lachen, Ihre sanfte, liebliche Stimme, Ihre musikalischen Talente, ein gefälliges Sichfügen und eine nicht erlaßbare strenge Diskretion in Allem, was unser Haus angeht, das ist es, was ich von Ihnen verlange und erwarte. Prüfen Sie sich, ob Sie diese anscheinend so leichten Pflichten übernehmen können!“

Ein zweifelloses Lächeln umspielte heiter Monika's Lippen.

„Das sind keine Pflichten, Frau Baronin, nur Rechte, Vorrechte sogar, die ich mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Treue zu verdienen suchen werde!“

„Wer weiß, ob Sie diese günstige Meinung immer im Auge behalten werden! Ich hoffe es aber — und ein kühner Mund sprach ja: ‚Was der Mensch recht warm und ernstlich hofft, geht auch sicher in Erfüllung!‘ Um nun auf die Details unserer Hausordnung einzugehen, so muß ich zunächst einer Laune meines Gemahls gedenken, die keine düsteren Farben in seiner Nähe duldet. Blicken Sie um sich, mein Kind, und gestehen Sie dann, daß wir Alle ohne Ausnahme uns dieser sehr verzeihlichen Caprice fügen — es dürfte Ihnen schwer fallen, auch nur ein Pünktchen jener unholden Nachtfarbe zu entdecken, die das Gefühl eines sensitiven Gemüthes melancholisch stimmen muß. Also kein schwarzes Kleid keine dunklen Schleifen oder Bänder!“

„Ich werde mich gewiß bemühen, den Wünschen des Herrn Barons gewissenhaft nachzukommen!“ schaltete Monika bescheiden ein.

„Ja, und sodann“ — hier war es, als stockten die Worte im Munde der schönen Frau und als senkte sich das stolz getragene Haupt einen flüchtigen Augenblick gegen die aufgestützte Hand — aber es war eben nur eine vorübergehende Anwandlung, die von dem jungen Mädchen gar nicht beobachtet wurde — „sodann haben wir Beide, mein Gemahl und ich, eine gewisse Abneigung gegen schwermüthige, elegische Weisen, möglich, daß wir nicht Kenner genug sind, getragene Musik zu würdigen, ein fröhliches

Lied, ein neckisches Capriccio, ja, selbst ein munteres Tänzchen werden wir dagegen stets mit dankbarer Anerkennung anhören.“

Monika verneigte sich zustimmend. „Meine Pflichten gegen die kleine Baronesse —?“

„O, Hildegard wird Ihnen wenig zu schaffen machen — zunächst ist sie ein gutes, liebenswürdiges Kind, sodann aber auch der Liebling des Freiherrn, der nichts versäumt, sie so viel als möglich an seine Person zu fesseln. Trotz Ihrer großen Jugend können Sie schon wissen, daß die väterliche Zuneigung zu dem einzigen Kinde bisweilen eine leidenschaftliche Färbung annehmen darf, ohne deshalb thöricht genannt zu werden. Mein Gemahl hängt an Hildegard mit einer Innigkeit, die ihn alle Anderen um sich her vergessen läßt, mich nicht ausgenommen —“ schloß Juliane mit leichtem Scherze.

Monika blickte ungläubig auf — glaubte sie doch nie etwas Herrlicheres gesehen zu haben, als die schwarze glänzende Haarfülle, die das matt angehauchte Antlitz zauberisch einrahmte, nie auch etwas Fesselnderes, als dieses tiefe, sprechende Auge, die stolz geschweifte Nase, den feinen, festgeschlossenen Mund, dessen Lippen das frischeste Inkarnat schmückte, und der ihr doppelt anziehend erschien, wenn ein laises Lächeln dieselben umspielte, wie eben jetzt.

Die Freifrau erhob sich. „Ich brauche nach dem eben Gesagten nicht noch die Bitte auszusprechen, Ihre Unterhaltung stets in den Grenzen sorgloser Heiterkeit zu halten, jedes Thema streng zu meiden, welches Stoff zu melancholischen Reflexionen geben könnte. Ich denke sehr ungern

an das, was kommt, und noch unlieber an das, was bereits geschah, die Gegenwart ist es, die mich fesselt, und diese auch nur dann, wenn sie absolut schattenlos ist. Jetzt sind wir also einig!" Sie reichte Monika noch einmal die Hand, welche dieselbe abermals voll tief empfundener Dankbarkeit an die Lippen führte, und wandte sich zum Gehen. „Kommen Sie mit mir, ich denke, es wird am besten sein, wenn ich Sie meinem Gemahl gleich vorstelle!"

Kaum hatte Monika den Vorhang hinter sich fallen lassen, als sie sich auch bereits mitten in dem bunten Gemisch einer glänzenden, fröhlichen Gesellschaft befand, welche den neuen Ankömmling mit neugierigen Augen betrachtete.

Juliane v. Derenthall führte Monika schnell einer Gruppe Damen zu, während sie selbst vorwärts schritt in den angrenzenden Musiksaal, wohin sich ihr Gemahl mit dem Hausarzt und Hausfreund Professor Ulmreich zurückgezogen hatte. Seine hohe, vielleicht zu hagere Gestalt lehnte nachlässig an einem Pfeiler, so daß er der Thüre den Rücken kehrte und den Eintritt seiner Gattin nicht bemerkte. Mit leichten, durch den schweren, persischen Teppich erstickten Schritten näherte sie sich ihm ungesehen und legte die Hand auf seine Achsel — da, ein jähes, heftiges Zittern durchslog seinen Körper, gedankenschnell wandte er das Haupt zur Seite und mit einem Blick, so räthselhaft in seinem finsternen, sprachlosen Entsetzen, begegnete er dem lächelnden Auge seines Weibes. Aber schneller noch als sie entbrannte, erlosch die düstere Flamme, mit leidenschaftlicher Innigkeit ergriff er Julianens schlanke Finger und preßte sie voll heißer Zärtlichkeit an seine Lippen.

„Meine theure Juliane, Du bist es!“

„Habe ich Dich wieder einmal erschreckt?“ fragte sie leise. Und zu dem neben ihm stehenden Arzte gewandt, fuhr sie scherzend fort: „Mein Gemahl hat es in den acht Jahren unserer Ehe noch nicht erlernt, meine Nähe zu ahnen!“

„Willst Du meiner Nervosität diesen schmerzlichen Vorwurf machen, Juliane?“ entgegnete der Freiherr halb vorwurfsvoll, halb heiter, ohne ihre Hand frei zu geben.

„Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ein Vorwurf bei euch Männern die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, die man beabsichtigt, so möchte ich wirklich beinahe über diesen Mangel an Ahnungsvermögen zürnen. Aber nun im Ernst, theurer Alexander, Dein Geburtstagsfest führte uns soeben auch die neue Hausgenossin zu.“

„Ah, das Gesellschaftsfraulein! Du verstandest es doch sonst so prächtig, Dich selbst zu unterhalten — jetzt nicht mehr? Indessen Deine Wünsche, Du weißt es, sind mir Befehl!“

Sie drückte schweigend seine Hand.

„Wenn Du wenigstens auch eine gute Wahl getroffen hättest!“

„Du zweifelst? Zum Glück kann ich den Beweis gleich liefern. Monika Hellmer befindet sich im Nebenzimmer und wartet nur auf Deine Erlaubniß, sich zu präsentiren — ein liebliches, anspruchsloses Wesen!“

„Frauen sind schlechte Beurtheiler ihres eigenen Geschlechtes, nicht wahr, Professor?“

„Wenn diese Ansicht eine Ausnahme zuläßt, so muß dieselbe auf Frau v. Derenthall angewendet werden!“

„Gut,“ sagte Juliane, ihre Hand zurückziehend, „so mache ich Sie zum Zeugen, Herr Professor, oder besser gesagt, zum Schiedsrichter, ob ich wahr gesehen!“ Sie trat in die Thüre, winkte leicht mit ihrem Fächer und kehrte alsbald mit der hocherröthenden Monika zurück. „Mein Gemahl hat den Wunsch ausgesprochen, Sie kennen zu lernen. Lieber Alexander, Fräulein Monika Hellmer!“

Der Freiherr hatte sich umgewandt. Warum fühlte das junge Mädchen einen leisen Schauer durch ihr Blut rinnen, als sie dieses heiße, sprechende Auge auf sich ruhen sah? Aber sie sollte ja lächeln, und sie that es, indem sie ihre eigene kindische Schüchternheit bespöttelte.

„Haben Sie schon einmal in ähnlichen Verhältnissen gestanden, oder ist dies Ihr erster Ausflug aus dem Vaterhause?“ fragte er langsam.

„Nein, ich war bisher nie engagirt, obwohl ich das Elternhaus schon vor langen Jahren verließ!“

„So, und warum?“ fragte er weiter.

„Fräulein Hellmer hat sich hauptsächlich dem Studium der Musik gewidmet, sonst würde bei ihrer großen Jugend — siebenzehn Jahre sind Sie ja wohl alt? — ein so ausgebildetes Talent staunenswerth sein,“ fiel die Freifrau ruhig ein. „Herr Professor Elmreich, der Arzt unseres Hauses!“ sagte sie dann zu dem jungen Mädchen, „ich wünsche für Sie, Fräulein Monika, daß er Ihnen ewig fremd bleiben möge!“

„Meine gnädige Frau Baronin, ich muß mich entscheiden gegen diese Voraussetzung verwahren!“ entgegnete der Professor scherzend. „Den einzigen Lohn, den wir von

unserem schweren Beruf erwarten können, das freiwillig dargebrachte Vertrauen der Menschen wollen Sie schon im Entstehen grausam zerstören? Nicht doch, mein Fräulein, wir werden im Gegentheil treu zu einander stehen, der Arzt des Leibes und die zarte Arztin der Seele!"

„Der Seele? Wie meinen Sie das, Professor?“ fragte Herr v. Derenthall, indem er sich lebhaft umwandte.

„Ich glaube gehört zu haben, daß Ihre Frau Gemahlin einsame Stunden auszufüllen wünscht, Stunden, in denen sie ihr eigenes Unterhaltungstalent erlahmen fühlt und fremder Kraft bedarf, die gesunkene Elastizität des Geistes aufzufrischen. So wird also Fräulein Hellmer's Kunst zu einer Medicin werden, die das geistige Wohlbefinden hebt, wie eine Berordnung meiner Feder den Körper zu kräftigen sucht.“

„Geistig — meinethalben! Was hat die Seele damit zu schaffen? Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß Geist und Seele ein und dasselbe sind? Das beste Beispiel dafür ist wohl, daß ich etwas glauben kann mit der einen, was der andere, der Geist, als sinnlos verwirft! Nein, nein, die Seele ist nichts weiter als das pochende, zuckende Herz hier in der Brust, das vom Begriff der Ewigkeit seit Ewigkeiten ausgeschlossen war. Was wir mit unserer Seele fühlten, was wir also dem Herzen verdanken, Liebe, Wonne, Reue und das ganze Heer unserer Sünden und Tugenden, ist endlich, muß endlich sein, es stirbt mit uns — nur der Geist, der von den Klammern des Herzens, dem irdischen Fürchten und Hoffen befreite, steigt empor in seiner Gottähnlichkeit dorthin, wo Niemand etwas von menschlichen Schwächen und Vorzügen weiß, wo alle Andenken an die

Erde ausgelöscht sind, und eben deshalb Friede, von keiner bitteren Erinnerung entweihter Friede herrscht!"

„Bester Alexander, diese Reflexion war nie schlechter angebracht, als an dem heutigen Freudentage, wo das mißachtete Herz der Deinigen Betrachtungen über die Endlosigkeit ihrer Liebe zu Dir anstellte,“ sagte Juliane mit feiner Betonung.

Der Freiherr sah sie überrascht an, dann legte er heftig den Arm um ihre Schultern und zog sie an sich.

Aber Juliane machte sich lächelnd frei. „Schmeichler, suchst Du absichtlich Zeugen für die Haltlosigkeit Deiner Auseinandersetzung? Gut, daß nur unser langjähriger Freund und das vorschwiegene Auge Monika Hellmer's dieses Schäferspiel belauscht haben — nach achtjähriger Ehe dürste man wohl eine durch die Gewohnheit kühler gewordene Zuneigung erwarten!“

„Es ist ein großes Lob für Sie, Frau Baronin, daß dem nicht so ist! Ich könnte mir den Fall sehr wohl denken, daß der Mann selbst in der alternden Matrone immer noch das holde, anschniegende Kind sieht, welches ihm wie ein Hoffnungstern einst an seinem Liebeshimmel aufgegangen ist.“

„Sterne können nicht ewig dauern, die Allmacht will es nicht!“ sagte der Freiherr mit harter Stimme, und es schien, als sei sein ohnehin bleiches Antlitz noch um eine Färbung blässer geworden. „Was wir heute noch als glänzenden Punkt dort oben bewundern, kann morgen schon zerschellt und zerstoßen sein. Wen aber werden die Trümmer streifen?“

„Es thut mir leid, diese interessante Unterhaltung abbrechen zu müssen,“ warf Juliane schnell ein, „aber die Gesellschaft drinnen hat des Wirthes bereits allzu lange entbehrt! Fräulein Hellmer wird uns zur Entschädigung dafür jetzt mit einem Liede erfreuen — nicht wahr? Kommen Sie, Herr Professor — komm, Alexander!“

Sie ging mit Elmreich und Monika zur Thüre, dort wandte sie sich noch einmal um. Ihr Gemahl stand unbeweglich an der nämlichen Stelle, das Haupt finster geneigt. „Alexander!“ rief sie mit sanfter Stimme.

Er richtete sich auf und trat an ihrer Seite in den heiteren Kreis der Geladenen zurück. —

Monika sah unendlich reizend aus, als sie mit ein paar leicht hingeworfenen Akkorden den heiteren Sang beendete und niedergeschlagenen Auges die Dank- und Lobsprüche der Anwesenden entgegennahm. Vor Allen war es ein junger Mann, der sich mit etwas ostentatiöser Lebendigkeit zum Flügel drängte und seiner Begeisterung besonders warme Worte verlieh. Im Laufe des Gespräches war er immer weiter nach vorn getreten, so daß er nun, als der letzte Kritiker sich entfernte, dicht neben dem jungen Mädchen stand, die rechte Hand auf den Flügel gestützt, während er nicht übel Lust zu haben schien, mit dem linken Arm Monika's Sessel zu umfassen.

„Sie sollten noch nicht aufhören, uns arme Sterbliche zu beglücken — wenn solche Götterlippen sich schließen, was bleibt uns alsdann für ein Recht, fortzuplaudern? Wenn Sie wüßten, wie banal mir das Geschwätz rings umher jetzt plötzlich vorkommt! Ich bin ein Leidenschafts-

licher Verehrer der Musik und aller Dorer, welche dieselbe so herrlich zum Ausdruck bringen, wie Sie es soeben thaten —“

Monika wußte nicht, ob sie sich durch diese Apostrophe beleidigt oder geschmeichelt fühlen sollte — und schwieg.

„Es ist eine meiner größten Schwächen,“ fuhr er mit gedämpfter, geheimnißvoller Stimme fort, „daß ich die Sache nie von der Person trennen kann! Ihr Mienenspiel sagt mir, daß Sie diesen Fehler verurtheilen, aber wer kann gegen seine Neigung ankämpfen?“

„Jeder, der den guten Willen dazu hat, Herr Baron v. Herzfeld!“ entgegnete sie ruhig.

„Ei, sieh da, viel Selbstgefühl bei geringer Weltkenntniß,“ lächelte er leichtfertig. „Es käme jetzt nur noch darauf an, zu entscheiden, ob meine Neigung denn auch wirklich verdammenswerth ist — und in diesem speziellen Falle war sie es gewiß nicht!“

Monika warf einen zornigen Blick auf den Sprecher, der unbekümmert seinen kleinen Kinnbart drehte und hinter seinem Vornon hervor ihre jugendfrische Gestalt aufmerksam musterte. Trotz seines hübschen, regelmäßigen Gesichtes, seines tadellosen, ja übertrieben eleganten Aeußeren, schien ihr die ganze Erscheinung des Barons so unsympathisch, daß sie Willens war, aufzustehen und ihm das Feld allein zu überlassen.

„Sie zürnen mir? Und ich dachte Sie gerade mit Ihrer Stellung zu versöhnen, indem ich Ihre Person hoch über die nichtigen Prahlereien Ihrer Gönnerin stellte. Ihre Vorzüge der Person und der Geistes —“

„Mein Herr,“ sagte Monika zitternd vor Erregung und Unwillen, „kein Wort über die Frau, deren geringstes Dankeswort mich tausendmal mehr ehrt, als alle hohlen Schmeicheleien, die von dem wahren Kunstenthusiasmus himmelweit entfernt sind! Und was meine Stellung betrifft —“

„Mein Gott, ich bin untröstlich, mich so mißverstanden zu sehen,“ seufzte Herr v. Herzfeld mit einer vertraulichen Neigung des Kopfes gegen ihr lockiges Haar.

„So ist dieselbe mein eigener Entschluß, den zu prüfen ich in Ihrer Gesellschaft wahrlich nicht benöthigt bin. Wenn Sie glauben, mich über dieselbe trösten zu müssen, so geschähe dies wahrlich besser in einer Form, die mir Hochachtung vor Ihrem Edelsinn einflößen könnte, nicht —“ Sie schwieg plötzlich, über sich selbst erschrocken, still, als sie Schritte neben sich hörte, feste, männliche Schritte, welche ihren Muth wieder hoben, wenn sie auch den Kommenenden nicht errieth.

„Ich meine, Sie könnten jetzt mit Ihren musikalischen Auseinandersetzungen fertig sein, Herr Baron, mir scheint, Fräulein Hellmer hat denselben schon längere Zeit nicht mehr die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn es Ihnen recht ist,“ wandte sich Professor Elmreich zu dem jungen Mädchen, „so führe ich Sie auf Ihren Platz zurück.“

„Ach ja!“ Der Ton ihrer Stimme klang so kindlich hell und froh, als sei ihr eine Last von der Seele gefallen, daß der Baron in verhaltenem Groll heftiger an seinem Bart drehte. Mit stiller Dankbarkeit aber schaute Monika in das ernste, durchgeistigte Antlitz ihres Beschützers, der

ihr freundlich seinen Arm bot und sie wieder in den Kreis der Damen geleitete.

Als bald darauf die Gesellschaft sich trennte, ward auch sie mit freundlichem Gruße entlassen. Die letzte Schleppe war kaum im Vorsaal verschwunden, als der Freiherr mit erheitertem Antlitz zu Juliane zurückkehrte.

Sie eilte ihm lächelnd entgegen. „Nun, Du liebes Geburtstagskind, hat Dich der heutige Tag befriedigt?“

„Ganz und gar!“ Er bemerkte, daß sie Miene machte, sich die Blumen aus dem Haare zu nehmen, aus welchem hie und da ein Edelstein erglänzte, und sein Auge ruhte entzückt auf ihrem schönen Haupt. „Laß mich Dir helfen, Diane, ich habe es fast verlernt, Dir behilflich zu sein,“ sagte er mit weicher Stimme. Er löste sanft die Zweige, während er ihre prachtvollen schwarzen Flechten an seine Lippen drückte. „Du bist eine Fee, Diane — wie köstlich Deine Haare glänzen — Dein Haupt ist eines schöneren Schmuckes würdig, als Du trägst, morgen, meine Geliebte, soll Dich ein edlerer Schmuck zieren.“

Sie konnte sich nicht enthalten, die Hand zu küssen, welche auf ihrer Schulter ruhte.

„Das darfst Du nicht, Diane, das darfst Du nicht!“ flüsterte er. „Du darfst nie vergessen, daß ich es bin, den Deine Liebe zu unendlichem Danke verpflichtete, den ich nie abtragen kann, nie, Diane —“ er preßte sie heftiger an seine Brust — „oder immer, indem ich Deinen Lebenspfad mit Rosen schmücken, Dich hoch über alle Erden Sorgen heben und Dir in Deinem Gemahl den feurigsten Anbeter versprechen darf!“

„Ich weiß es, Alexander!“ sagte die schöne Frau, von seiner Leidenschaft mit fortgerissen. „Was sprechen wir von Dank und wägen unsere Pflichten eifersüchtig einander zu — Liebe um Liebe! Eine Stunde wie diese, mein Alexander, wiegt ungezählte Diamantenschätze auf, die Deine Güte mir abermals um die Stirne flechten will — behalte sie, behalte sie,“ rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „nur laß mir den Glauben, daß ich Deinem Herzen nicht fremder geworden bin, ach, laß es mich aussprechen, daß in Deinem Herzen kein anderes, finstres Gefühl mächtiger geworden ist als Deine Liebe!“

„Juliane,“ rief er heftig, daß sie mit leisem Schreck zusammenzuckte, und voll unendlicher Zärtlichkeit sodann: „Diane, laß sie schlummern die Dämonen, die mit unserer Liebe nichts gemein haben! Zweifelst Du an mir? Gab ich Dir je Veranlassung, meine Gedanken zu beargwöhnen? Ruhst Du nicht sicher an meinem Herzen?“

Sie sah ihn mit thränenden Augen lächelnd an. „Du glaubst ja nicht an die Göttlichkeit der Seele, Du ehrst ja nicht die Regungen des Herzens!“

Er sah ihr lange und tief in die leuchtenden Sterne, dann sagte er leise und bewegt: „Jetzt glaube ich daran — in Deiner reinen Nähe erhalte ich mich selbst zurück, und langbergeffene, sanfte Regungen lösen die Bande finsterner Selbstqual!“ Er küßte ihre Stirne, und Arm in Arm durchschritten sie die Reihe glänzender Prunkzimmer, bis sie zu einem Kabinet gelangten, dessen Thüre halb geöffnet war und einen Einblick auf das rosige, spitzengeschmückte Lager ihres einzigen Kindes bot.

Mit schneller Hast löste jetzt Herr v. Derenthall seinen Arm und eilte an das Bett, in welchem Hildegard friedlich schlummerte. Athemlos, überquellende Zärtlichkeit in den Augen, beugte er sich über sie. „Mein Kind,“ murmelte er leise, und es schien, als wiederhole er die beiden Worte fort und fort, während er niederkniete, die Wangen, den frischrothen Mund, die geschlossenen Augenlider zu küssen. Plötzlich wandte er sich mit heftiger Bewegung zu Juliane um und sagte in kurzen, abgerissenen Worten: „Ich kann es nicht ansehen, wie sie in starrer Ruhe daliegt — ich kann es nicht — sie muß die Augen öffnen — schnell —!“

„Hildegard schläft so süß — wolltest Du sie wecken?“ mahnte die Mutter leise.

Er achtete nicht darauf — seine Stimme klang immer leidenschaftlicher, während er einer qualvollen Erinnerung nachgab. „Ich habe den Anblick zweimal ertragen — starr und schlafend lagen sie vor mir, zwei losgelöste Blätter meines Lebensbaumes. Meinst Du, die Wunde sei vernarbt, weil meine Thränen versiegt sind? Kannst Du das Vaterherz zwingen, zu vergessen? Wo sind die strahlenden Augen meiner holden Margarethe, wo die freundlich plaudernden Lippen meines Sohnes? Und ich soll das Leben dieses letzten theuersten Kindes nicht genießen? Soll mich nicht freuen, daß ich noch sprechen kann: Öffne Deine Augen, öffne Deine Lippen und lächle mich an, löse Deine Arme aus der entsetzlichen, starren Ruhe und schlinge sie um meinen Hals, erhebe Dein zurückgesunkenes Haupt und lege es voll Zärtlichkeit an das Vaterherz? Grausame, mit welchem Rechte willst Du mir diese Seligkeit mißgönnen?“

Juliane erwiderte nichts, ruhig trat sie zu dem Bette ihres Kindes, und mit sanfter Gewalt ihren Gatten bei Seite drängend, hob sie die schlafende Kleine schnell empor und legte sie dem finster Darsinschauenden in den Arm. „Hier hast Du Deinen Liebling, Alexander!“

Hildegard öffnete im Schlafe die Augen und flüsterte traumbefangen „Papa!“

Er hielt sie an seiner Brust und wurde es nicht müde, ihr rosiges Antlitz zu betrachten und mit seinen heißen Küssen zu bedecken; der trockene Glanz seines Auges erlosch dabei und ein feuchter Schimmer zog wohlthuend darüber hin. „Viane, wie glücklich bin ich durch sie und Dich!“

Die Freifrau regte sich nicht. Wer konnte die Gedanken hinter dieser klaren, stolzen Stirne enträthseln?

„Du jürnst mir — ich fühle es, Viane!“

Ihre in einander gefalteten Hände sanken herab. Diesem flehenden, milden Tone konnte ihr Herz nie widerstehen — an seine Seite eilte sie, und seine Rechte gewaltsam fast an sich ziehend, nahm sie das Kind zur Hälfte auch auf ihre Arme. So eng verschlungen und verbunden in dem theueren Pfand ihrer Liebe standen sie neben einander. Von der Decke herab sank das purpurfarbene Licht der Ampel und legte sich wie rosige Schleier auf den schimmernden Atlas, der in breiten, schweren Falten von Julianens Körper niederrieselte, um die gelbste Haarfülle, die mantelgleich den stolzen Nacken umfing, und zauberte funkelnde Strahlenblicke aus dem todtten Edelgestein hervor, welches ihre Brust und Arme schmückte. Schöner aber noch erglänzte sein Widerschein in dem warmen Tropfenpaar, das langsam und immer

langsam über Julianens Wangen floß. Galten diese Thränen der Freude oder dem Schmerz?

Das Kind regte sich noch einmal im Schläfe und flüsterte lächelnd „Papa!“

## 2.

Mitten im Gewühle der Großstadt, wo sich die Wogen des Verkehrs unaufhörlich erschöpfen und erneuen, wo das Jagen nach Gewinn und die Sorge um das tägliche Brod ihren gleichmäßigen Wettlauf halten, und die reine gottesfreundliche Atmosphäre in ein häßliches Gemisch von Dunst und Staub verwandeln, stand in einer schmalen, wenig hellen Straße ein Haus, das auf schwarzlackirtem Schild mit goldenen Lettern die Inschrift zeigte: „Vermietungs-Bureau von Balthasar Pimpernus, zwei Treppen hoch.“ Wir gehen die Stufen hinauf und treten in ein ziemlich geräumiges Gemach, das der vorsichtige Mann mit Vorliebe zur Abwicklung solcher Geschäfte benutzte, welche das Auge und Ohr der Welt nicht zu scheuen hatten, das angrenzende Gemach zur linken Hand dagegen war sein Sanktuarium, dessen Wände und Thüren mit dicken Friesdecken verhangen waren, aus Gesundheitsrücksichten für den gichtischen Körper des Bewohners, oder, wie die böse Welt sagte, aus Erstickungsgründen für allzu laute Debatten. Denn, um dem spekulativen Kopfe des Herrn Pimpernus gerecht zu werden, sei gleich erwähnt, daß derselbe neben dem ganz einträglichen Vermietungs-Bureau ein noch weit einträglicheres Wuchergeschäft betrieb, dessen sauberer Gewinn ihn mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllte. Wenn ab und zu ein Pfandschein mit unterließ und sich in sein Heilig-

thum verirrte, so war er ganz der Mann, großmüthig darauf zu leihen, doch wollte es das Geschick leider allemal, daß die Sachen den Weg zu ihren Besitzern nicht wieder zurückfanden, und so konnte der würdige Mann manche Blüthe seiner eigenen Haushaltung mit dergestalt erworbenen Sachen rechtskräftig und wohlfeil ausfüllen.

Durchschritt man das Gemach, welches in seiner bescheidenen Einrichtung gleichwohl die höchste Akkuratess zeigte, so gelangte man in ein dreifensteriges, geräumiges Zimmer — hier wohnte und schneiderte Madame Pimpernus — sie besaß kunstgeübte Hände und war eine sehr begehrte, stets beschäftigte Arbeiterin. Das war aber auch Alles, was Mutter Natur ihr auf die Lebensreise mitgegeben hatte — unschön, beschränkten Geistes, und mit einer wahrhaft sklavischen Demuth vor ihrem ehelichen Herrn und Meister ausgestattet, war sie von Herrn Balthasar Pimpernus nicht ihrer Person, sondern der hübschen Erbschaft wegen geheirathet worden, welche ihr eines Tages von einer entfernt wohnenden kinderlosen Tante zufallen mußte. Und als dieses lang ersehnte Ereigniß eintrat und Susanne Pimpernus der Verblichenen einige Dankesthränen nachweinte, trocknete ihr Gemahl dieselben mit einem wohlgesetzten Trostspruch, der mit den denkwürdigen Worten begann: „Endlich ist sie leider Gottes todt!“ —

Frau Susanne saß in ihrem Korbsessel am mittleren Fenster und nähte an einem seidenen Kleide. Ihr blaßes, von einer schwarzen Binde umschlossenes Antlitz — die Ärmste litt häufig an Zahnschmerzen und trug deshalb den in Permanenz erklärten häßlichen Schmutz — schaute

bald auf die Straße hinaus, bald bog es sich lauschend zur Seite — und richtig, da ließen sich auch schleichende Tritte vom Eingang her vernehmen — Balthasar Pimpernus kehrte von seinem Morgenspaziergange zu den heimischen Penaten zurück. Im ersten Schrecken stieß Susanne sich die Nähnadel einen Viertelzoll tief in's Fleisch und wischte noch die Blutstropfen fort, als der spekulative, verschlagene Kopf bereits durch die Thüre schaute.

Pimpernus ging langsam auf seine Ehehälfte zu, kreuzte die Arme über die Brust und fixirte sie einige Augenblicke scharf — eine Folter für das geängstigte Weib, das die Wimpern nicht aufzuschlagen wagte.

„Nun, Madame Pimpernus —“ Er hatte die seltsame Angewohnheit, seine Gemahlin mit diesem ceremoniellen Titel anzureden, und pflegte zu sagen: Ich habe ihr diesen wohlklingenden Namen gegeben und wünsche, daß sie ihn auch mit Bewußtsein trägt! — „Nun, Madame Pimpernus, was ist Neues passiert während meiner Abwesenheit?“

„Der Rentier aus der Jakobsstraße war da wegen des Hausknechtes —“

„So! Und weiter?“

„Er wird Nachmittags wiederkommen!“

„So! Und weiter —?“

„Die alte Gemüsefrau im Keller unten hat mir den Kohl gebracht, welchen Du gestern bei ihr bestellt hast.“

„So! — Und weiter —?“ Seine Stimme ward immer strenger und inquisitorischer.

„Weiter wüßte ich nichts!“ stammelte sie und stichelte krampfhaft in dem weichen Seidenzeug herum.

„So? Und war der Kaufmann Helbig nicht hier und hat das Kleid für seine Frau bezahlt?“

Ein matter Blutstrom überflog ihr Gesicht — ah, es war ganz unmöglich, seinem forschenden Blick etwas verbergen zu wollen.

„Nun, wird's bald, Madame Pimpernus? Wo ist das Geld? Willst Du etwa Deinen gesetzlichen Herrn betrügen? Ich traf Helbig auf der Straße — also heraus damit!“

„O, Pimpernus,“ seufzte Susanne mit feuchten Augen, „es ist mein fauer verdienter Lohn — laß ihn mir, ausnahmsweise nur, ich brauche das Geld selber.“

Seine kleinen Hasenaugen schillerten noch grüner und lauerner als zuvor. „So, damit Du dem ersten besten Bettelweibe, der ersten besten Tagediebin wieder fünfzig Pfennig zusteckst wie neulich, nicht wahr? Ha, das schöne Geld einer Landstreicherin förmlich in den Schoß zu werfen!“

„Sie ist eine arme Wittwe, sahst Du die Kinder nicht, Pimpernus?“

„Ich bin selber arm und lebe von der Narrheit anderer Leute! Wenn ich Deinem Beispiele folgen wollte, so würden wir nächstens selbst betteln gehen können. Du darfst kein Geld in der Tasche haben, denn Deine Lebensweisheit-gleicht der einer soeben ausgefrocheneu Gans. Sechszundsechzig Mark und fünfundzwanzig Pfennige, ich habe die Rechnung selbst aufgestellt — heraus damit!“

Was halfen da die stummen Thränen! Nach wenig Augenblicken hielt der würdige Mann die Goldstücke in seinen harten, dürrn Händen und ließ sie pfeifend in der Hosentasche verschwinden. Dann ging er einige Male durch

das Zimmer, holte sich eine kleine schwarze Hausmütze vom Ständer herunter und drehte sie zweifelnd in der Hand hin und her.

„Fadenscheinig,“ sagte er nach beendigter Prüfung, „man kann Sonne, Mond und Sterne durch die Seide sehen! Wir werden uns nach einem neuen Käppchen umsehen müssen, bei Zeiten, Madame Pimpernus!“

„Gib mir Geld, so will ich Seide kaufen,“ erwiderte sie bereitwillig.

„Geld? Nein, mein Schatz, für solche Sachen gibt ein kluger Mann nichts aus! Hast ja den ganzen Schoß voll schwarzer Seide liegen und willst noch neue dazu kaufen? Siehst Du ein, daß Du eine Verschwenderin bist, Madame Pimpernus?“

„Herr und Heiland, es ist ja fremdes Eigenthum!“ jammerte Susanne und zog das ihr anvertraute Gut ängstlich in ihre Arme. „Das darf ich nicht, nein, auf keinen Fall darf ich das!“

„Nicht?“ Er trat erbost auf sie zu und legte ihr die knochige Hand so schwer und nachdrücklich auf die Schulter, daß sie vor Schmerz zusammenzuckte. „Du solltest Dich schämen, Deinem Gatten stets die Widerspenstigkeit eures Geschlechtes zu zeigen! Eine Närrin bist Du, daß Du auf diesen spekulativen Gedanken nicht eher gekommen bist, Madame Pimpernus, von nun an verlange ich, daß Du Deine eigene Toilette aus dem vorhandenen Material mitbestreitest, verstanden? Eine Schneiderin braucht sich nichts zu kaufen!“

Sie schluchzte leise.

„Morgen Abend wünsche ich ein neues Käppchen vorzufinden — verstanden? — Verstanden?“ wiederholte der jätliche Gemahl und drückte seine Finger noch um eine Linienbreite tiefer in ihre Schulter.

„Ja, ja!“ ächzte sie, sich dem schmerzhaften Druck entziehend.

Er nickte befriedigt und salbungsvoll. „So ist es gut, Eheleute müssen stets einig sein!“

Draußen wurde scharf an der Klingel gezogen.

„Geh' hinaus und sieh nach, wer da ist!“ befahl er kurz.

Susanne kam alsbald zurück und meldete den Baron von Herzfeld an, „er kommt wegen des neuen Dieners!“ fügte sie schüchtern hinzu.

Balthasar zupfte seinen blendend weißen Hemdkragen gravitatisch in die Höhe, warf einen prüfenden Blick in den Wandspiegel und wies seine Frau mit sprechender Handgeberde in die angrenzende Küche. „Es riecht mir verdächtig dadrin nach angebranntem Kohl, und Du weißt, angebranntes Essen ist mir ein Greuel, Madame Pimpernus!“ Dann ging er in das Entréezimmer, wo der Baron einer harzte.

„Guten Tag, Pimpernus! Ich komme wegen des neu zu engagirenden Dieners — der alte wird von Tag zu Tag unverschämter und unbrauchbarer!“

Balthasar küftete das Hauskäppchen, welches ihm einen mehr patriarchalischen Charakter verleihen sollte, und öffnete die Thür seines Sanktuariums. „Wenn ich bitten darf, hier einzutreten, Herr Baron!“

Raum hatte der grüne Friesvorhang sich über die Thür

geschoben, als der Baron Hut und Stock auf einen Tisch, sich selbst aber in die Sophaecke warf, die Beine bequem ausstreckte und beide Arme über der Brust kreuzte. Pimpernus blieb mit einem seltsamen Gemisch von Unterwürfigkeit und Frechheit vor ihm stehen.

„Pimpernus, ich brauche Geld!“

„So!“ — Seine blutleeren Lippen zogen sich fester zusammen, als wollten sie die Zusammengezogenheit seiner Börse andeuten.

„Und zwar bald — sofort!“

„Wieviel?“ Pimpernus kam ihm einen halben Schritt entgegen, ohne jedoch vorläufig das coulante, geschäftliche Lächeln um seine Lippen zu legen.

„Fünfzehntausend Mark!“

„Was?“ rief der würdige Mann, und es schien, als lähme der Schreck seine Zunge — wieviel?“

„Fünfzehntausend Mark!“ wiederholte der Baron kurz.

„Geben Sie Wechsel her, ich will schnell unterschreiben!“

Er entledigte sich gemächlich seiner Handschuhe und setzte nachlässig das Vognon auf, als handle es sich um die allergewöhnlichsten Dinge.

Pimpernus trat einen Schritt zurück. „Das kann ich nicht, Herr Baron!“

Der Baron lächelte verschmizt. „Machen Sie doch keine Umstände, Pimpernus, Sie werden Ihr Schäfchen schon dabei in's Trockene bringen, wie Sie es bisher redlich gethan haben — Sie haben Geld, ich weiß es!“

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, Herr Baron —“

„Lassen Sie doch die Poffen!“

„Wo soll ich in diesen schlechten Zeiten fünfzehntausend Mark hernehmen und nicht stehlen!“ Er stellte sich dicht vor den Baron und sah ihm dreist in die Augen. „Was soll übrigens bei der ganzen Sache herauskommen? Ich habe in guter Absicht und sogar mit persönlichen Opfern bis hieher Ihre Wünsche erfüllt, aber weiter gehe ich nicht, bevor ich nicht weiß, wie Sie Ihren Verpflichtungen nachzukommen gedenken. Herr Baron, in acht Tagen ist ein Wechsel von fünftausend Mark fällig!“

„Eben deswegen bin ich hier — Sie können sich diese Summe gleich von den fünfzehntausend Mark abziehen!“ entgegnete der Baron mit großer Nonchalance.

Balthasar Pimpernus ging an seinen Schreibtisch, dessen heimlichem Fach er ein schmales Buch entnahm, welches er eilfertig durchblätterte. „Hier,“ sagte er dabei halbblaut mit einem jeweiligen Seitenblick auf seinen vornehmen Schuldner — „hier — und dies — und das — dieser Wechsel — und dieser — und dieser —!“ Er schloß das Buch mit einem kurzen, vielsagenden Schlag. „Ihre Wechselfchuld beläuft sich Summa Summarum auf dreißigtausend Mark — mehr Kredit kann ich Ihnen nicht gewähren!“

„Sie werden wohl wissen, wie viel Sie daran verdient haben!“ sagte Herr v. Herzfeld achselzuckend. „Uebrigens werde ich voraussichtlich in kürzester Frist die Erbschaft meines Onkels antreten!“

„Bah, die alten Herrn sind bisweilen zäh wie Leder!“ schaltete Balthasar brüst ein. „Da hatten wir erst kürzlich in der Familie einen ähnlichen Fall. Und außerdem, Herr Baron, wer steht mir und Ihnen dafür, daß der

Herr Onkel sich nicht bei Lebzeiten noch einen anderen Erben aussucht? Alles schon dagewesen, sage ich, ein Geschäftsmann muß vorsichtig sein!"

Der Baron hatte sich langsam die Handschuhe wieder angezogen und erhob sich. „Sie wollen also nicht? Gut, so werde ich andere Mittel und Wege suchen müssen — und finden, mein lieber Pimpernus — und finden!"

„Herr Baron, ich kann's wahrhaftig nicht!" rief Balthasar mit bedeutend sanfterer Stimme hinter ihm her.

„Das weiß ich ja nun, daß Sie nicht können — aber Andere können es vielleicht! — Aber Sie stehen sich selbst dabei im Lichte — vielleicht ziehen Sie andere Saiten auf, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Begriff stehe, mich zu verloben!"

„Ah, was Sie sagen, Herr Baron! Ein Goldfischchen jedenfalls?"

„Ein doppelt vergoldetes sogar, lieber Pimpernus — die Sache ist so gut wie abgemacht!"

„Ist das Ihr Ernst, Herr Baron? Ich frage als Familienvater, der für das Wohl der Seinen zu sorgen verpflichtet ist. Darf ich den Namen wissen?"

„Nein, zur Zeit noch nicht!" Der Baron drehte lächelnd seinen kleinen Henriquate. „Wer wird so indiskret fragen? Indessen die Sache selbst ist ein fait accompli! Wollen Sie jetzt das Geld beschaffen oder soll ich weiter gehen? Ich denke, Sie werden sich die schwiegerväterlichen Spesen nicht entgehen lassen!"

In Balthasars häßlichen Zügen kämpften Gier und Furcht zugleich — die letztere siegte jedoch. Er schob sein

Hauskättchen bedächtig auf dem rothen Haar hin und her. „Eine Verlobung ist noch keine Heirath! Das ist alles schon dagewesen, Herr Baron — ein Geschäftsmann muß vorsichtig sein!“

„Alle Teufel, Sie Starrkopf!“ rief der Baron zornig, „was verlangen Sie denn noch für Garantie?“

„Eine solide Unterschrift,“ sagte Pimpernus, plöblich sehr devot werdend, „weiter nichts! In diesen schlechten Zeiten —“

„Ich glaube, Sie sind toll geworden, Pimpernus! Jetzt vor der Verlobung soll ich mein Renommée an den Pranger stellen? Sie als vorsichtiger Geschäftsmann müßten doch wissen, daß mein zukünftiger Schwiegervater nicht blindlings in's Garn rennen, sondern hie und da die Fühlhörner austrecken wird — bis dato wissen wir Beide allein etwas von diesen Wischen“ — er schlug mit dem Stock auf das schwarze Schuldbuch — „und dabei soll es sein Bewenden haben. Meine Stellung, meine Aussichten zwingen mich, vorsichtig zu sein!“

„Dann thut es mir leid, wahrhaftig ganz außerordentlich leid, nicht dienen zu können!“

„Das ist Ihr letztes Wort?“

„Leider Gottes muß es das letzte sein — ich bin ein armer Mann —“

„Ein zäher Bursche sind Sie, weiter nichts!“ rief der Baron erboßt und begann mit Hut und Stock eine Promenade im Zimmer zu machen, anscheinend um sich und seinen Groll abzukühlen, in Wahrheit aber um die Reihe seiner Freunde zu durchlaufen.

Pimpernus stellte sich inzwischen an's Fenster, als müsse er den Gedankenflug seines Klienten durch ein respektvolles Schweigen ehren.

Endlich trat der Baron zu ihm. „Sie werden die verlangte Unterschrift erhalten — von einer Dame!“

„Hm —!“

„Sie brauchen nicht wieder die alten Saiten aufzuziehen. Kennen Sie Frau v. Schierstädt?“

„Ah, allen Respekt!“ sagte Pimpernus mit tiefer Verehrung. „Der Name ist gut, Frau v. Schierstädt hat ein hübsches Vermögen beim Bankier Meyer angelegt!“

„Woher wissen Sie das?“ fragte der Baron erstaunt.

Balthasar lächelte. „O, ich habe so meine Quellen, Herr Baron — ein Geschäftsmann muß Vieles wissen, woran andere Leute nicht denken. Sie sehen ja selbst, wie gut es in diesem Falle ist. Haben Sie die Güte, mir die Unterschrift dieser Dame zu besorgen, so werde ich Sie nach besten Kräften zu befriedigen suchen!“

„In höchstens acht Tagen hoffe ich die Unterschrift erlangt zu haben!“

„Spätestens in acht Tagen, wenn ich bitten darf — dann ist Ihr Wechsel zu fünftausend Mark fällig!“

„Zum Teufel ja!“ rief der Baron wüthend. „Schaffen Sie das Geld bis zu dem Termine an!“

„Wie der Herr Baron befehlen! Ei, da geht ja auch das neue Gesellschaftsfräulein des Freiherrn v. Derenthall,“ fuhr er ablenkend fort, „gerade in die Musikalienhandlung hier gegenüber!“

Der Baron war an's Fenster gestürzt und sah Monika's

liebliche Gestalt in der Ladenthür drüben verschwinden.  
 „Ein reizendes Geschöpf! Kennen Sie die Dame auch schon?  
 Sie ist ja erst gestern angekommen?“

„Ein Geschäftsmann muß sich um Vieles bekümmern!  
 — Sie scheint übrigens ein noch herzlich unerfahrenes  
 Ding zu sein —“ der würdige Mann lächelte mitleidig,  
 als er an die Affaire mit dem Zehnmarkstück dachte —  
 „ich traf sie gestern auf dem Bahnhof — die reine Un-  
 schuld vom Lande! Sie wird sich voraussichtlich nicht lange  
 in ihrer Stellung gefallen — der Herr Baron waren wohl  
 gestern auch bei dem Zauberfeste?“

„Sie sind wirklich ein unheimlicher Mensch, Pimper-  
 nus! Woher können Sie wissen, daß wir gestern dort  
 dinirten?“

„Wenn ich mich nicht sehr irre, so hat das Fräulein  
 ihre Geschäfte soeben drüben beendet!“ sagte Pimpernus  
 ruhig.

Der Baron wandte sich hastig um. „Leben Sie wohl!  
 Ein andermal mehr von unserem Geschäft — ich bin  
 etwas pressirt heute!“

„Bitte, bitte unterthänigst, sich nicht zu inkommodiren,“  
 sagte Balthasar unterwürdig, den Friesvorhang zur Seite  
 raffend. In dem Entréezimmer angekommen, beeilte er sich,  
 mit lauter Stimme zu fragen: „Wünschen der Herr Baron,  
 daß ich wegen des Dieners zu Ihnen komme, oder wollen  
 Sie sich noch einmal gütigst zu mir bemühen?“

„Ich werde zu Ihnen kommen! — Adieu!“ —

Monika Hellmer hatte die erste Nacht in ihrer neuen  
 Heimath in unruhigem, von lebhaften Träumen gestörtem

Schlummer hingebracht. Die Eindrücke des gestrigen Abends wirkten bis zum Morgengrauen nach — immer sah sie sich von Gestalten, die des Barons Maske trugen, gequält und verfolgt, und immer ließ sich zur rechten Zeit ein befreiender Retter blicken, der, wenn sie ihn ganz genau betrachtete, dem Professor Elmreich zum Verwechseln ähnlich sah. Ueber sich und ihre kindische Furcht lächelnd, begrüßte sie den klaren Wintermorgen, kleidete sich dem Gebot der Freifrau gemäß in ein freundlich blaues Hausgewand, von dem sie sich selbst gestehen mußte, daß es zu ihren goldblonden Locken besser stand als das schlichte, schwarze Reisekleid, und erhielt nach kurzer Begrüßung von ihrer Patronin die Erlaubniß, ihren Musikalienschatz mit den gewünschten heiteren Piècen zu vervollständigen.

O, sie war gar nicht furchtsam, den Weg durch die unbekannte Stadt allein zu unternehmen — frisch und rosig stand sie in der Thüre und wandte sich soeben zum Gehen, als sie plötzlich eine wohlbekannte Stimme neben sich ihren Namen nennen hörte.

„Ich bin enchantirt, Sie nach den gestrigen Anstrengungen so wohl zu sehen, Fräulein Hellmer!“

Sie wandte sich erschrocken um, kaum aber hatte sie das hübsche Gesicht des Barons erblickt, als sie hastig den grauen Schleier über ihr tief erröthendes Antlitz zog.

Der Baron hielt dies für ein gutes Zeichen. „Warum suchen Sie gerade dieses Musikaliengeschäft auf? Wenn Sie sich mit einer Frage an mich gewandt hätten, würden Sie eine bessere Firma erfahren haben!“

„Ich danke,“ sagte Monika kurz, „ich habe keine Ver-

anlassung, Jemand Anderes um Rath zu fragen als Frau v. Derenthall!"

"So denken Sie jetzt! — Es ist ja ganz natürlich, daß die nicht gewöhnliche Schönheit dieser Frau und der Glanz des freiherrlichen Hauses Ihre Phantasie umgaukeln, aber der hochgeschraubte Ton, auf dem selbst ein daran Gewöhnter wie ich wie auf Stelzen umherspaziert, wird Ihnen zur Qual werden. Welche Zerstreuungen erwarten Sie auch dort? Gar keine — die Persönlichkeit des Freiherrn schließt jede freiere Bewegung von vornherein aus. Höchstens ein steifes, langweiliges Diner, bei dem Sie nichts veräußt haben! Und dann möchte ich Sie auch warnen —"

"Ich danke Ihnen, ich habe vollständig genug gehört!" sagte Monika, bemüht, ihm voranzueilen, woran er sie jedoch durch seine schnellere Gangart hinderte.

"Wissen Sie, daß ich mir um Ihrwillen bittere Vorwürfe zuziehen werde?" fragte er leiser. "Eine bekannte Dame, durch Rang und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet, Frau v. Schierstädt, sucht schon lange eine Gesellschafterin, die Ihre Eigenschaften in ebenso glänzendem Maße besäße — ich glaube, sie hat schon eine Ansumme für Annoncen aufgewendet, um ein solches Juwel wie Sie zu erlangen!"

Monika's Wangen flammten jetzt in hellem Zorn. — "Mein Herr, ich verbiete Ihnen —"

"Sie zu bewundern? Thorheit, wir leben doch hier in keinem Binnenstädtchen! Die Wogen der Residenz schlagen kräftiger an unsere Gefühle als die trübe, stagnirende Fluth eines spießbürgerlichen Nestes, daran müssen Sie

sich gewöhnen! Wer übrigens mit solch' reizenden, unwiderstehlichen Waffen den Kampf aufnehmen kann, der — Adieu!"

Ehe Monika Zeit hatte, sich von ihrer Entrüstung und ihrem Erstaunen zu erholen, war ihr galanter Begleiter urplötzlich verschwunden, wie vom Erdboden wegesezt. Kopfschüttelnd und doch trotz dieser auffälligen Ungezogenheit angenehm überrascht setzte das junge Mädchen seinen Weg fort. Unmittelbar darauf begegnete sie einer jungen Dame, der ein galonirter Lakai folgte. Sie trug ein reiches, schwarzseidenes Kleid, einen kostbaren Zobelpelz und ein mit wallender Straußfeder geschmücktes weißes Hütchen — nichtsdestoweniger schaute sie matt und theilnahmslos unter dem Spizenschleier hervor; fast schien es, als drücke sie die schwere Pracht.

„Schade,“ sagte Monika im Stillen bei sich, als sie an der jungen Dame vorüberging, „unter dem koketten Hütchen hätte ein hübscheres Gesicht besser ausgesehen, und glücklich schien sie auch nicht zu sein. Ob ich wohl mit ihr tauschte? Nein!“ rief sie halblaut und schwenkte in fröhlichem Jugendübermuth die kleine Notenmappe, dann sprang sie rasch die Stufen hinauf und bald klang es mit vollen Tönen in ihrem Stübchen wieder:

„Freu't euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,  
Pflücket die Rose, ehe sie verblüht!“ — —

Der Baron war keineswegs im Besitz einer Tarnkappe, vielmehr war er aus guten Gründen und nach blitzschnell ausgeführter Reflexion, die ebenfalls mit dem koketten Federhütchen zusammenhingen, in einen Cigarrenladen getreten

und wartete das Vorübergehen der betreffenden Dame ab, ehe er denselben wieder verließ.

„Alle Wetter, da hätte der reizende Troglkopf mich bald in eine schöne Klemme gebracht, der Tochter scheint mein Name und Wappen überdies nicht so ganz die Augen zu blenden wie dem Einfaltspinsel von Vater! Jedenfalls war es so am besten — möglicher Weise hat die Kleine mich doch ein wenig vermisst. Mein Himmel, wem sieht sie nur so sprechend ähnlich? Schon gestern Abend fiel mir eine wunderfame Aehnlichkeit auf — mit wem aber? Mit wem aber?“

Bei diesem Selbstgespräch hatte er seine höchst comfortable eingerichtete, ja, mit Luxus ausgestattete Wohnung erreicht, warf sich vor seinen Schreibtisch und öffnete, wie kurz zuvor Balthasar Pimpernus es gethan, dessen geheimes Fach. Es enthielt durchaus keine Kostbarkeiten im gewöhnlichen Sinne, wohl aber eine Serie von Bildnissen aller jener Frauen, welche der gewissenlose Liebhaber einst mit glühenden Liebeschwüren um Ruhe, Frieden und Glück betrogen hatte. Es waren meist hübsche, jugendliche Gestalten, die er Sekunden lang betrachtete und dann mit leichtem Lächeln eine zur anderen warf — ein Brustbild hielt er länger in Händen.

„Viel Aehnlichkeit auf den ersten Blick — im Grunde aber gar keine! Pah, wie sollte das auch zugehen! Aber interessant ist mir dieses Naturspiel doch — hübsche kleine Erinnerung, ma foi! — Es ist ein Unglück, daß die Weiber so viel zähe Anhänglichkeit besitzen! Nun, das ist ihre Sache, ganz ihre Sache! Ich werde mir übrigens das

kleine Ding hier einstecken, damit ich Beide einmal von Angesicht zu Angesicht vergleichen kann, meistens verschwindet dann die Aehnlichkeit!" Er zog sein Notizbuch heraus und legte die Photographie hinein, dann warf er die übrigen Bilder achtlos in das Fach zurück und klingelte.

„Ich will Toilette machen!“

Der Diener, ein verschmitzter Bursche, dem man die gesunkene Moralität auf den ersten Blick ansah, kam dem Befehle nach, indem er seinem Herrn den während seiner Abwesenheit stattgefundenen Besuch des Schneidermeisters mittheilte.

„Ein widerlicher, langweiliger Mensch mit seiner ewigen Mahnerei!“ sagte der Baron verdrießlich, indem er die ausgebrannte Cigarette zur Erde warf. „Was hast Du gesagt?“

„Dasselbe, was ich dem Weinhändler und dem Wäsche-fabrikanten gesagt habe!“ lautete die nicht sehr ehrerbietige Antwort.

„Was also? — Reize mich nicht so mit dem Brenneisen, Du versengst mir ja die Stirn!“

„Ich gab ihnen Allen unter der Blume zu verstehen, daß sie sehr wohl thäten, sich mit ihren Forderungen noch kurze Zeit zu gedulden, es könnte sich etwas ereignen!“

„Sehr gut! — Und nun vorwärts, besorge ein Camélienbouquet und überbringe es sogleich mit meiner Empfehlung Fräulein Marianne Meyer!“

### 3.

Der Bankier, Kommerzienrath Ephraim Meyer, besaß eine der schönsten Villen dicht am Ausgange der Stadt. Es

war ein Meisterstück der Architektur, ein kleines Eden fürwahr, welches der reiche Finanzmann sich zum Wohnsitz ausersehen, um so werthvoller für ihn, als es sich rechts in der Nachbarschaft eines gräflichen Besitztumes, links sogar in nächster Nähe eines fürstlichen Haushaltes befand, recht wie die Perle im Gold. Und darin hatte der Kommerzienrath Recht, seine Villa mit dem säulenge tragenen Vorbau, durch welchen man die geräumige, nach englischem Vorbild eingerichtete Halle erblickte, zu welcher Marmorstufen hinaufführten, dem kunstvoll angelegten Vorgarten mit seiner Tritonengruppe und dem schwer vergoldeten Gitterwerk sah wirklich aus wie ein Schmuckstück inmitten einer glänzenden Umfassung.

Es war noch nicht gar lange her, da hatte sich ein wenig bemittelter jüdischer Handelsmann Namens Ephraim Meyer in der Residenz niedergelassen und ein bescheidenes Posamentiergeschäft in einer noch bescheideneren Straße eröffnet, welchem er schlau und sparsam genug vorstand, um seinem Sohn ein beträchtliches Vermögen hinterlassen zu können. Ephraim Meyer der Zweite gab nach kurzer Zeit den Kleinhandel mit Militär- und Civil-Effekten auf, versuchte sein Glück an der Börse, miethete sich eine elegante Parterrewohnung in einer fashionablen Gegend und schrieb mit großen Buchstaben auf den grünen Fenstervorhang: Bankiergeschäft von Ephraim Meyer. Eine reiche Heirath ließ lohnendere Spekulationen zu; der Bankier erstand in kürzester Zeit das Haus und trat, nachdem sein an der Väter Glauben festhaltendes Weib die Augen geschlossen hatte, auch zur christlichen Religion über. Nun war ihm ein Platz in der haute finance gesichert.

Ephraim Meher den Dritten ließen die Lorbeeren seines Vaters nicht schlafen; er setzte alle Hebel in Bewegung, sich einen stolzeren Titel und höhere gesellschaftliche Ehren auch außerhalb seines Geschäftskreises zu erzwingen. Er trat an die Spitze mehrerer Wohlthätigkeitsvereine, er zeichnete großartige Summen für Feuer- und Wasserbeschädigte, schickte den verwundeten Kriegern ganze Waggons mit Liebesgaben aller Art zu — ja, am Tage des feierlichen Einzuges der Truppen ließ er es sich nicht nehmen, eine Kompagnie Soldaten auf seine Kosten glänzend zu bewirthen und zu beschenken. Da endlich kam das Langersehnte, Feißerwünschte in Gestalt einer Allerhöchsten Ernennung zum Kommerzienrath über den Glücklichen, und die erste Folge davon war, daß er die herrliche Villa neben dem Thore für einen horrenden Preis erstand. „Aber wir können's ja!“

„Wir können's ja!“ Diesen Wahlspruch hatte der Kommerzienrath bei der inneren Ausschmückung seines Heims niemals außer Augen gelassen; dafür legten die Seidentapeten, in die sich leider noch kein Wappen hatte einweben lassen, die prachtvollen Lüstres und Wandspiegel Zeugniß ab — aber über der funkelnden und strahlenden Pracht lag ein beängstigender Glanz. Man sah, es war Alles soeben erst funkelnagelneu aus den Magazinen gekommen — die Weiße des Althergebrachten, Langgewohnten fehlte, die auch minder luxuriös ausgestatteten Räumen den Stempel solider Eleganz ausdrücken kann. Den Hauptschmuck der Halle bildete das Porträt des Eigenthümers, ein Bild von wahrhaft künstlerischer Ausführung und Aehnlichkeit, welches jedem Besucher unwillkürlich in die Augen fallen mußte.

Der Kommerzienrath pflegte sich dann wohlwollend die Hände zu reiben. „Ja, ja, man muß jungen Talenten aufhelfen!“ Und darin hatte er wieder Recht.

Werner Morberg war ein mittelloser, unbekannter Maler gewesen, als er zufällig die Bekanntschaft des reichen Finanzmannes machte, der ihm großmüthig auftrug, seinen Pinsel an ihm zuerst zu versuchen. Es glückte dem jungen Künstler, wie schon erwähnt, außerordentlich gut, so außerordentlich zwar, daß Ephraim Meyer sich entschloß, auch seine einzige Tochter von derselben Hand porträtiren zu lassen. Marianne hatte sich gegen eine solche zwecklose Verewigung ihrer durchaus bescheidenen Persönlichkeit lange gesträubt; gezwungen mußte sie endlich doch nachgeben, und Werner Morberg begann sein Werk mit Eifer und Freudigkeit.

Sein Lebenslauf war bis hieher so dornenvoll und entsetzungsreich gewesen, daß er den Eintritt in das Meyer'sche Haus als den Beginn einer neuen Lebensphase zu betrachten pflegte. Sein glühendster, schon zu Grabe getragener Wunsch, das Land der Künste, Italien, aufzusuchen, stieg verheißend vor seinem Geiste auf. Durch eigene Kraft sollte er in Erfüllung gehen, denn wenn ihm dieses Bild gelang, das Bild der reichen, vielbenedeten Erbin, konnte es ihm an Aufträgen nicht mehr fehlen. So kam es, daß er seine Hoffnungen mit der Person Mariannens identifizierte, daß er mit Begeisterung sein lockendes Werk begann, und daß er mit dem Gefühl der Dankbarkeit zugleich das einer glühenden Erwartung verband.

Der Kommerzienrath, welcher das bescheidene Atelier des Malers eine überladene Kumpelkammer nannte, hatte

ihm ein geräumiges Zimmer mit entsprechendem Ober- und Seitenlicht für den Zweck überwiesen, und hieher war Werner Morberg fast alltäglich gewandert, einestheils, um Mariannens Porträt zu vollenden, andernteils, um ihr entsprechendes Maltalent auszubilden.

Hier war es gewesen, wo sich ihm die reine, durch glänzende Verhältnisse eingeschüchtern Seele des jungen Mädchens erschloß, wenn er Stunden lang an ihrer Seite saß, und sie, frei von jedem Zwang, sprechen durfte, wie es ihr Bedürfnis war. Und wie er der Einzige gewesen, der sich ihr in uneigennütziger Freundschaft genah, so war er auch der Einzige, dem sie ihr Inneres offenbarte und ihn Geistes- und Herzensschätze sehen ließ, die für Andere unter einer stummen Zurückhaltung begraben lagen. Ganz natürlich, daß er fortan sein Modell mit anderen Augen ansah, als ihre Umgebung, daß er die Gedanken auf ihrer Stirne festzubannen und das sinnige Lächeln um ihren Mund zu fixiren sich bestrebte — und einstmals, als der Gegenstand der Unterhaltung sie hinriß und den sanften Glanz der Augen in flammende Erregung verwandelte, als das wallende Blut ihre sonst bleichen Lippen höher färbte, da hatte Werner Morberg ein bleibendes Bild empfangen, das die folgende Reaktion nicht wieder zu zerstören vermochte.

Auch heute waren sie bei einander in traulichem Zwiegespräch. Die Sitzungen waren beendet, der Maler hatte die letzte Hand an seine Schöpfung gelegt und stand nun Seite an Seite mit dem jungen Mädchen vor der Staffelei und prüfte das mit so viel Liebe und Freude geschaffene Bild.

„Wenn mir die Aussicht auf unsere Zeichenstunden

nicht bliebe," sagte Werner, „so wäre ich versucht, meinem Eifer zu zürnen, der schöne Stunden zu schnell beendete. Aber nein, mein Eifer war nicht so groß, die Zeit war nur so flüchtig, und flüchtig ist die Zeit nur dann, wenn man glücklich darin war.“

„Glücklich!“ seufzte das junge Mädchen, und es schien, als erschrecke sie das Rauschen ihres schweren Seidenkleides. „Sind Sie glücklich?“

„Ja!“

Sie sah ihn prüfend an. „Verzeihen Sie diese Musterung, ich möchte so gern wissen, wie ein Glücklicher aussieht!“

„Der Begriff ‚Glück‘ ist ja nicht absolut,“ erwiderte er schnell, „sogar recht relativ. Auch sind wir Menschen selten glücklich im Besitz, meistens in der Hoffnung, in der Erwartung!“

„Also in unseren Phantasiegespinnsten,“ sagte Marianne, trübe lächelnd. „Das dürfte stimmen! Aber nun nennen Sie mir Ihr Glück, damit ich sehe, wie weit unsere Begriffe darüber aus einander gehen!“

Er wandte nur ungern das Auge von dem Bilde ab. „Ich bin glücklich, zunächst, weil mir mein Werk Ehre macht! Es mag eitel und selbstgefällig klingen, aber ich darf mir das Zeugniß geben, dieses todte Stück Leinwand verkörpert, vergeistigt, veredelt zu haben. Es ist also eine Art Schöpfermacht, die ich auszuüben im Stande bin, und dieses Bewußtsein, verbunden mit dem inneren, mächtigen Schaffensdrang, das Wollen mit dem beseligenden Gefühl des Könnens verschmolzen macht mich stolz, macht mich glücklich!“

„Sie sind also glücklich in Ihrem Beruf, glücklich in Ihrer Begabung und zufrieden mit sich selbst. Sehen Sie, das ist ein Vorzug, den Sie vor Hunderttausenden voraus haben!“

„Und den Sie hoffentlich mit mir theilen?“ fragte er, sich ihr zuneigend.

Sie erröthete, was ihr Antlitz vortheilhaft belebte. „Wir wollten ja nicht von mir sprechen, nur von Ihnen! Und weiter, was zählen Sie noch zu Ihrer Glückseligkeit?“

„Eines hängt innig mit dem Anderen zusammen,“ sagte er lebhaft. „Durch das glückliche Gelingen dieses Bildes werde ich im Stande sein, das Eldorado der Künstler, die Wiege und den Ausgangspunkt meines Berufes, Italien, aufzusuchen. Wie herrlich werden da meinem ungewohnten Auge die Wunder seiner Kunstheroen aufgehen! Alles, was der Knabe dem Jüngling an Schwärmerei für dieses Zauberland mittheilte, was des reifen Mannes Herz mit qualvoller Sehnsucht erfüllte, wird dann Wahrheit werden! Ich werde von dem Feuertrank schlürfen, den Italiens Sonne auf immergrünen Bergen zeitigte, ich werde unter Bäumen lustwandeln, deren geheimnißvolles Rauschen Dichterkürsten zur Begeisterung stimmte. Das Meer mit seinem blauen feuchten Duft wird seine Wogen mir entgegenlenken, ich brauche nur die Arme auszustrecken, um seine heilige Nähe zu empfinden! Alle Mühen, alle Sorgen des Lebens werde ich in kühler Zaubergrötte verträumen, und Glück und Wonne werden mir aus ihrem feuerblinkenden Grunde emporsteigen!“

Marianne fühlte bei diesen begeisterten Worten ein

wunderfames Weh ihre Brust durchzucken — sie mußte fort und fort das schöne Antlitz ihres jugendlichen Meisters betrachten, niemals zuvor hatte sie diesen kühnen, genialen Ausdruck seiner Züge beobachtet.

„Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit,“ sagte Werner Morberg, als er ihre Bewegung wahrte, „aber es ist unendlich verlockend, sich in solchen Träumen zu ergehen. Wenn ich ruhig nachdenke, will es mir scheinen, als hätten Sie ein Recht, mich weidlich auszulachen, thue ich doch, als zöge ich wie ein Fürst in Roma's Mauern ein und nicht wie ein armer Gefelle, der seine wenigen Habseligkeiten bescheiden mit sich zur Herberge trägt. Wer weiß, wer weiß, ob Sie Ihren Freund und Lehrer anerkennen möchten, falls er dort Ihre Wege kreuzen sollte — ob Sie sich seiner Bekanntschaft nicht schämen —“

„Niemals, niemals!“ rief sie hastiger als gewöhnlich. „O, wie können Sie mich so verkennen?“

„Nicht?“ sagte er freudig. „Wirklich nicht? Nun darf ich Ihnen auch gestehen, daß der Wunsch, einen berühmten Namen zu erwerben, bedeutend an Reiz gewinnt, wenn ich mein Verhältniß zu Ihnen dabei in's Auge fasse, Fräulein Marianne!“

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte, aber sie zürnte nicht.

„Weshalb?“ fragte sie lächelnd.

Er zuckte die Achseln. „Ja, definiren läßt sich das Gefühl nicht, es ist eben da! Vielleicht ist es nur Eitelkeit, die mich antreibt, Ihren gesellschaftlichen Vorzügen eben-

bürtig zu werden. Gewiß würde ich stolz sein, wenn Sie sich eines Tages Ihres Freundes rühmen könnten!"

"Das werde ich immer thun," sagte sie warm. "Und nun fahren Sie fort, mir die Umstände zu nennen, denen Sie ein vollkommenes Glück verdanken!"

Er war einen flüchtigen Augenblick in Grübeleien verfunken. "Ja so! Was nun folgt, sind materielle Erwartungen, die leider recht nothwendig zum Leben gehören. Ich hoffe, daß die kommende Zeit meine finanzielle Lage verbessern wird, um eine geliebte Mutter und Schwester unterstützen zu können, ohne selbst darben zu müssen."

Marianne sah ihn erschrocken an. Eine heiße Röthe der Scham überflog ihre Wangen, unwillkürlich blickte sie scheu auf das Geschmeide, welches Hals und Arm umschloß. "Sie haben gedarbt?" fragte sie endlich, und es klang, als zitterte ihre Stimme. "Sie haben gedarbt, entbehrt, während ich —"

Er lachte, aber es klang so weich, daß man das Bestreben heraushörte, ihre Rührung zu überwältigen. "Ja, gewiß habe ich gedarbt, oft recht empfindlich sogar, ehe Ihr gütiger Vater mir Gelegenheit gab, meine Studien zu verwerthen. Aber das, was ich selber trug, war minder schmerzlich, als daß ich meinen Angehörigen so gar nichts sein durfte, weder mit Rath noch mit That! Ein Mann sein und doch nicht selbstständig auftreten können, bei aller Leistungsfähigkeit nichts vollbringen zu dürfen, das ist hart, aber nun, gottlob, überstanden!"

"Ja, gottlob!" Unwillkürlich hob sich ihre Hand und

ſchnell hielt er ſie umſchloffen, feſt und feſter lag ſie in der ſeinen, während ſein Auge ihren Blick ſuchte.

Zuckten ſeine Wimpern? Weßhalb erbleichten ihre Wangen? Wie hieß der elektriſche Strom, der plötzlich von ihrer geſenkten Stirne ausging und ſich in ſeiner Bruſt fortpflanzte? Schnell, plötzlich ließ er ihre Hand gleiten, als habe er Feuer berührt und einen ſtechenden Schmerz dabei empfunden.

Marianne faßte ſich zuerſt. „Ich ſehe immer mehr ein, daß ich das Leben noch wenig oder gar nicht kenne, daß ich ſeine Freuden unterſchätze und ſeine Leiden überſchätze. Sie haben heute zuerſt von Ihren Verwandten geſprochen, ich wußte gar nicht, daß Sie das Glück haben, noch eine Mutter zu beſitzen. Und ich Thörin erſchrak vor Ihrem Mißgeſchick! So hatten Sie doch immer eine Bruſt, der Sie Ihre Sorgen mittheilen durſten. Und ich konnte Sie einen Moment bedauern? Beneiden ſollte ich Sie, mein Freund!“

„Die Liebe Ihres Vaters wird Sie für dieſen Verluſt zu entſchädigen wiſſen.“

„Mein Vater?“ ſagte ſie langſam und drückte das Spizentuch gegen ihre Stirne. „Gewiß thut er das, zu viel, möchte ich klagen, zu viel! Erzählen Sie mir noch etwas von Ihren häuslichen Verhältniſſen, es intereſſirt mich jezt ungemein, Näheres darüber zu erfahren — das heißt, wenn Ihre Zeit es erlaubt!“

„Meine Zeit iſt Ihnen am liebſten gewidmet, Fräulein Marianne. Zudem will ich das Urtheil Ihres Vaters abwarten, der ſich biß jezt hartnäckig weigerte, das Porträt anzufehen!“

„Er will sich überraschen lassen!“ —

Die Thüre öffnete sich und ein Diener erschien mit einer ambradustenden Karte und einem Camelienstrauß. Er präsentirte beides der Tochter vom Hause, wobei er ein schlaues Lächeln nicht gegen den Respekt zu finden schien. „Von Herrn Baron Herzfeld!“

Marianne warf flüchtig einen Blick darüber hin, dann machte sie eine kurze ablehnende Bewegung. „Tragen Sie die Karte in das Zimmer meines Vaters und diesen Strauß in — in“ — sie sah sich nach irgend einer Ecke oder einem Winkel um — „in das Vorzimmer oder noch besser in die Halle,“ schloß sie dann schnell. „Sobald mein Vater nach Hause kommt, benachrichtigen Sie ihn, daß wir seiner hier warten!“

Der Diener machte ein langes, verdutztes Gesicht, was Marianne mit unwilliger Befremdung bemerkte. „Haben Sie mich nicht verstanden?“

Die arme Marianne verstand es so wenig, Aplomb in ihre Haltung zu legen, daß sie Unverschämten niemals imponiren konnte. Johann wandte sich langsam um und verschwand kopfschüttelnd in der Thüre.

Marianne bemerkte den üblen Eindruck, welchen dieser Zwischenfall auf Werner gemacht hatte, und beeilte sich, die peinliche Scene abzukürzen. „Erzählen Sie mir nun von den Ihrigen, von Ihrer Jugend, von Allem, was Sie mir bis jetzt verheimlichten!“

„Meine Vergangenheit ist einfach und bald erzählt. Mein Vater war Lehrer an einer hiesigen Stadtschule und heirathete, selbst ohne Vermögen, ein armes Mädchen, das

ihm nichts zubrachte, als ihre große Jugend und Schönheit. Nun, wenn zwei Nullen zusammenaddirt werden, so ergibt sich im Leben keine Zahl daraus — es blieb also Schmalhans Küchenmeister, und das Elternpaar mag oft sorgenvoll dreingeschaut haben, als sie das ohnehin kleine Einkommen noch mit zwei Kindern theilen mußten. Nichtsdestoweniger fühlten wir Kinder uns überaus heimisch und behaglich in dem trauten Familienkreise, dessen stillen Frieden keine Zwistigkeit entweihete. Doch es sollte nicht so schattenlos bleiben. Eine starke Erkältung untergrub die Gesundheit meiner Schwester für immer!“

„Für immer?“ rief Marianne betroffen.

„Sie verlor kurz danach den freien Gebrauch ihrer Glieder, ein wunderbares, fürchterliches Leiden, dem das schöne vierzehnjährige Kind zum Opfer fiel. Geistig überaus rege entwickelt, liegt meine Schwester fortan unthätig, unfähig selbst, sich von ihrer Lagerstätte zu erheben. War es ein Wunder, daß solch sprechendem Jammer gegenüber das Vaterherz brach? Er starb, sein letzter Gedanke galt seiner Familie, die er fortan hilflos hinterließ!“

„Armer Freund, was müssen Sie gelitten haben!“ murmelte das junge Mädchen.

„Nicht so bewußt, wie meine Mutter, dazu fehlte mir die Reife der Ueberlegung. Ein Freund meines Vaters wußte der Wittve eine kleine Pension zu erwirken, in deren Genuß sie wenigstens vor Mangel gesichert war; auch läßt meine gute fleißige Mutter es sich nicht nehmen, durch Handarbeit die traurige Existenz meiner Schwester zu verschönern!“

„Und wie erkannten Sie Ihren Beruf? War es die Noth, welche Ihnen denselben eingab?“

„Schon unter meines Vaters Leitung hatte ich mich für meinen Beruf vorbereitet, nach seinem Tode war es der eben schon erwähnte Gönner, der mir die Mittel vorstreckte, meine Studien fortzusetzen. Ich trennte mein häusliches Leben von den Meinen, weil ich es doch nicht hätte verhindern können, hin und wieder einen Raub an ihren Mitteln zu begehen, und half mir fort durch Zeichen- und Malstunden, so gut es eben ging — bis Ihr Herr Vater mir seine Protektion zuwandte. Nun wissen Sie Alles, Fräulein Marianne!“ schloß er freundlich lächelnd.

„Und Sie glauben nicht, daß Ihrer Schwester noch geholfen werden kann? Denken Sie nach! Kann kein ärztlicher Beistand ihren Gliedern die frühere Beweglichkeit zurückgeben?“

„Nein! Wir haben einen vortrefflichen ärztlichen Beistand, dessen Name mit unseren bescheidenen Mitteln nicht in Einklang steht — Professor Elmreich!“

„Elmreich?“ rief das junge Mädchen überrascht, „das ist auch unser Arzt! Da ist Ihre Schwester wahrlich in guten Händen!“

„Ja, durch Zufall trat er einst an Magdalenens Bett, und Großes fürwahr hat seine Kunst an ihr gethan, daß er den Armen und Händen ihre Beweglichkeit erhielt, so daß sie im Stande ist, sich durch Lesen und Malen die lange Zeit zu vertreiben. Sie ganz hergestellt zu sehen, dazu ist wohl keine Hoffnung vorhanden, obgleich Professor Elmreich gütig genug ist, ihr diese herrliche Zukunft stets lockend vor Augen zu halten!“

Sehr geräuschvoll wurde die Saalthüre geöffnet und der Kommerzienrath Meyer erschien auf der Schwelle. Er war stark echauffirt trotz des kühlen Märzwindes draußen und trocknete sich den Schweiß von der Stirne mit einem kostbaren weißen Foulardtuch.

„Ah, guten Morgen, mein Kind, Du hast mich rufen lassen? Wo ist das Bouquet? Ich habe mir kaum Zeit genommen, drunten ein Glas Sherry in Eiswasser zu schlürfen. Ah, sieh da, Sie auch hier?“ wandte er sich herablassend an den jungen Mann. „Nun, was soll ich?“

„Siehst Du das Bild nicht, Vater?“ bemerkte Marianne leise.

„Das Bild? Aha, da ist es ja!“ Der Kommerzienrath trat einige Schritte zurück und nahm die Miene eines Kenners an, indem er den Kopf prüfend nach beiden Seiten neigte. „Nicht übel! Süperb! Magnifique! Siehst aus wie eine Königin, Kind! Haben Ihre Sache recht brav gemacht, Herr Morberg! Wirklich sprechend ähnlich!“

„Ihr Urtheil macht mich glücklich, Herr Kommerzienrath!“

„Glaube ich, glaube ich gern! Man muß junge Talente aufmuntern. Aber eines gefällt mir an dem Bilde nicht. Warum keine Toilette, kein Schmuckwerk? Simpler weißer Atlas!“

„Er ist von außerordentlich schöner Wirkung und eignet sich gerade zu Gestalt und Haltung Ihrer Fräulein Tochter vortrefflich, ebenso der matte Glanz der Perlenkette.“

„Ist aber nicht reich genug! Brillirt nicht genug! Meine Tochter soll aber brilliren, wir können's ja haben!“

Warum nicht ein Kostüm von rothem Sammt mit Edelsteinen benäht, wie die Freifrau v. Derenthall es lezthm einmal trug?"

„Vater,“ sagte Marianne erschrocken, „wie magst Du Frau v. Derenthall mit mir in eine Reihe stellen? Welcher Vergleich — sie und ich!“

Der Kommerzienrath kniff seine Augen zusammen, ein Zeichen seiner Mißbilligung. „Nun? Warum nicht? Willst Du die Güte haben, mir den Unterschied zu nennen? Dein Vermögen wird mindestens dem ihren gleichkommen, mindestens — ich muß das wissen! Was thue ich mit der Bornehmheit? Geld, Geld ist der Nerv des Lebens! Noblesse hin, Noblesse her — hier sitzt die wahre Noblesse — nicht wahr, Herr Morberg?“ Er legte seine Hand auf die Stelle seiner Brust, wo er sein Portemonnaie zu tragen pflegte.

„Vater, ich bitte Dich!“ warf Marianne schüchtern ein, der diese unzarte Berufung auf die Armuth ihres Freundes einen Stich durch's Herz gab.

„Du bist mir überhaupt zu einfach in Deinen Sitten, Kind! Weshalb trägst Du diese dunkle Fahne und nicht etwas, das mehr in's Auge springt? Wir können's ja haben! Also noch einmal, purpurrother Sammt und eine Garnitur Brillanten wäre für Deine Stellung schicklicher gewesen, denn Du bist die Tochter Deines Vaters! Im Uebrigen aber bin ich zufrieden, und Sie werden es auch mit mir sein, Herr Morberg!“

Werner wußte nicht, weshalb er in diesem Augenblick einen Widerwillen gegen das noch kurz zuvor sehnsüchtig erwartete Honorar empfand.

Der Kommerzienrath fuhr fort, den Kenner zu spielen. „Der Ausdruck des Gesichtes ist sehr gut — eine hübsche Auffassung, auf Ehre.“

„Viel zu geschmeichelt, Vater,“ sagte Marianne, dem Freunde einen sanften, vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Herr Morberg hat seinem Genie zu viel Freiheit gelassen und das Bild bis in die kleinsten Details idealisirt. Das Mädchen dort mit den sprechenden Augen, dem durchglühten Teint und der sicheren Haltung ist nicht Marianne Meyer — weit entfernt. Es ist eine schöne, liebenswürdige Unwahrheit, die Sie da hingestellt haben, eine große, unverdiente Schmeichelei!“

„Schmeichelei? Was da!“ rief Ephraim Meyer verbrießlich. „Wenn er Dir ein lebhafteres Aeußere gab, so schadet das gar nichts, wir —“ Er wollte sagen: „wir können's ja haben,“ aber er verschluckte glücklicher Weise dieses Argument. „Das Bild geht auf die Kunstausstellung in der Akademie,“ schloß er kurz und bündig.

„Wie, Vater?“ rief Marianne erschrocken. „Das kann Dein Ernst nicht sein? Ich sollte öffentlich — nimmermehr! Herr Morberg,“ wandte sie sich unbedacht in ihrer Angst an den jungen Maler, „sagen Sie es meinem Vater, daß das Bild keineswegs so ausgefallen ist, um Sensation damit zu erregen, bitte, sagen Sie es ihm, mir glaubt er ja nicht!“

Werner Morberg war in ein böses Dilemma gerathen zwischen Vater und Tochter. Beide blickten gespannt auf ihn. Der Kommerzienrath mit fast drohender Miene. Wenn er sich jetzt im entscheidenden Moment selber ein schlechtes

Zeugniß ausstellte, so war seines Bleibens in diesem Hause nicht mehr und alle glänzenden Aussichten sanken zu nichts herab — andererseits mußte er sich gestehen, daß das Bild eine Leistung sei, die Anerkennung verdiene, und daß er dieses letzte Ziel selbst schon in's Auge gefaßt hatte, aber Mariannens stummes Flehen trug den Sieg davon. Da, als er im Begriff war, die Lippen zu öffnen und sein theures Werk als ungenügend und bedeutungslos hinzustellen, begriff Marianne plötzlich die Gefahr, in welche sie ihn stürzen wollte, und zu der Sorge um sein Wohl gestellte sich das Entzücken, etwas für den Freund opfern und leiden zu können. Schnell trat sie zwischen die Männer und sagte freudig:

„Es soll geschehen, wie Du es wünschest, Vater, das Bild mag noch heute zur Ausstellung in die Akademie der Künste gebracht werden.“

Morberg stand wie betäubt. Verstand er die Gewalt, welche das Herz des jungen Mädchens bewegt und gelenkt hatte?

Der Kommerzienrath nickte befriedigt. „Veranlassen Sie das Nöthige,“ befahl er kurz. „Ich hoffe, daß Sie meine Tochter und mich nicht blamirt haben werden!“

Bei diesen brüskten, rücksichtslosen Worten schoß es dem jungen Manne glühend heiß über das schöne Antlitz. Dieselbe Macht, welche ihn Mariannen gegenüber von Italiens Reizen hatte schwärmen lassen, riß ihn auch jetzt gegenüber dem modernen Kröfus zur Leidenschaft hin.

„Wenn das Wort ‚Blamage‘ überhaupt auf mein Werk Anwendung finden kann, Herr Kommerzienrath, so findet

dasselbe nur Bezug auf die Leistungsfähigkeit des Künstlers, denn unter dem Bilde steht der Name dessen, der es geschaffen! Wenn ich meine Zustimmung gebe, daß Ihren Wünschen entsprochen wird, so thue ich es nur, weil ich mir bewußt bin, daß man die Ausführung, die Anlage, mein Talent also, günstig kritisiren wird. Ob die Person, welche ich wiedergab, Ihre Tochter ist oder ein armes Mädchen aus dem Volke, ob der Stoff Atlas war oder grobe Wolle, und die Perlschnüre an ihrem Halse echt oder werthlos sind, das Alles ist der Kunst ganz gleich, ganz gleich, Herr Kommerzienrath! Sie kennt gottlob keinen Unterschied, und ihre Jünger, ihre Diener dürfen ihn deshalb auch nicht kennen. Wie schroff auch die Mauern sein mögen, welche Herkommen und Willkür unter den Menschen geschaffen, es gibt eine Macht, die auch den Aermsten hoch über das Getriebe des Lebens emporhebt, die ihn um Niebesessenes tröstet und Unerreichbares ihm nahe schiebt, eine Macht, zu der der Reichste auf Erden hoffnungslos die Hände aufhebt, ohne Erhörung zu finden, während sie vielleicht den Bettlerknaben auf seines Palastes Stufen mit göttlichem Gruße an ihr Herz zieht: die Kunst ist es, die ewig unparteiische Kunst, und stolz bin ich, daß sie mich in ihren heiligen Dienst berufen hat!“

Der Kommerzienrath stand beim ersten Theile dieser mit hinreißender Begeisterung gesprochenen Worte wie erstarrt mit halb offenem Munde da, am Schluß der Rede jedoch verschwand das grenzenlose Staunen und machte einer tiefen Enttäuschung Platz, die sein Antlitz zornroth färbte.

„Darf ich fragen, was diese langathmige Tirade mit diesem Bilde, mit diesem Bilde,“ dabei klopfte er mit dem fetten, weißen Finger energisch auf die Leinwand „hier zu schaffen hat?“

„Nichts weiter, als daß ich mich gegen eine gebliffenliche Herabsetzung meiner Leistung auf das Entschiedenste verwahren muß!“ sagte Werner, noch immer unter dem Einfluß seiner leidenschaftlichen Erregung stehend. „Ich will damit nur beweisen, daß, wenn Sie das Bild Ihrer hochverehrten Tochter auf die Kunstausstellung schicken wollen, Sie nicht Ihrem, sondern nur meinem Namen Ruhm oder Tadel bereiten würden. Letzteren würden Sie mich ohne Erbarmen genießen lassen, ohne auch nur ein Lüpichen davon auf Ihre Rechnung zu nehmen — es wäre ja auch die höchste Thorheit, wollte ich das verlangen! Aber ebenso wenig kann ich gestatten, daß Sie eine günstige Kritik in dem Zuthun Ihrerseits, in dem Glanz des gegebenen Materials, in der Kostbarkeit des Rahmens zersplittern; der höchste Ruhm gebührt der, welche mir Gelegenheit gab, meine Ideale von Weiblichkeit und Herzensgüte zu verkörpern, der zweite, bescheidenere Theil fällt auf mich, auf meinen Eifer, auf meine Sorgfalt!“

„Darf ich fragen, junger Herr, wo Sie diese Sprache der Dankbarkeit gelernt haben?“ rief Ephraim Meyer mit hochgezogenen Augenbrauen und kurzathmiger Entrüstung.

„O Vater, laß das ruhen,“ bat Mariannne mit hocherhobenen Händen, „laß es ruhen,“ bat sie noch einmal, als sie ein bitteres Lächeln in Morberg's Antlitz gewahrte.

Er machte sich energisch von ihren Händen frei. „Ohne

mich, ohne meine Protektion, wo wären Sie mit Ihrem überschwänglichen Selbstbewußtsein geblieben. Wahrscheinlich würden Sie heute noch, wie damals, brodblos in Ihrem göttlichen Musentempel umherlaufen und Ihre angebetete Monarchin —

„Vater, ich bitte Dich inständigst, dieser unedlen Regung keinen Ausdruck zu geben,“ sagte Marianne todesblaß. „Ich kann es nicht ertragen!“

Sie sah in der That so leidend aus, daß Werner mit Gewalt an sich halten mußte, ihr nicht zu Füßen zu fallen und ihre Verzeihung zu erflehen. Aber schonen wollte er sie, deshalb griff er schweigend nach seinem Hut.

„Sie wollen gehen?“

„Ja, mein Fräulein, es ist besser, ich gehe, da eine Einigung vorläufig nicht abzusehen ist,“ sagte Werner, sich ihr nähernd, während der Kommerzienrath am Fenster stand und an die Scheiben trommelte. „Leben Sie wohl, Fräulein Marianne!“

Ihre Hand hob sich matt aus den schweren seidenen Falten, Werner ergriff sie und führte sie zum ersten Male in ihrer langen Bekanntschaft an seine Lippen. Sie zuckte leise zusammen, stumm bittend sah sie ihm in's Auge.

Er verstand sie wohl, obgleich die erlittene Unbill ihn lieber aus Ephraim Meyer's Hause ferngehalten hätte. „Wollen Sie unsere Stunden fortgesetzt wissen?“ fragte er leiser.

Sie nickte.

Er ließ schnell ihre Hand fahren. „Dann bleibt es dabei!“

Im nächsten Augenblicke hatte er das Zimmer verlassen.

Als der Kommerzienrath die Thüre in's Schloß fallen hörte, wandte er sich gravitatisch wieder um. „Was war das? Ich glaube gar, Du hast diesem impertinenten Grünschnabel die Warnungen Deines Vaters abgebeten?“

„Nein,“ sagte sie ruhig, „ich wollte ihm nur beweisen, daß ich Dein Geld nicht höher schätze als feine Kunst!“

„Haha, haha!“ Der Kommerzienrath lachte vor Zorn, bis er kirschroth im Gesichte ausfah. „Das hört sich von der reichsten Erbin in der ganzen Residenz höchst originell an! Möchtest wohl auch einen Pinsel in die Hand nehmen und aus feinen Borsten das tägliche Brod herausstreichen? Mein liebes Kind, Du kennst die Welt nicht! Die Rubens und van Dyks sind recht achtungswerthe Leute gewesen, aber hier —“ er that den beliebten Griff gegen die Stelle, wo sein inhaltsschweres Portefeuille ruhte — „hier sitzt die wahre Größe! Mag mir Einer sagen was er will, Geld ist Geld, und Pinsel ist Pinsel. Das beste Beispiel,“ hier sank seine Stimme zu einem vorsichtigen Flüsterton herab, „hast Du an mir und Dir! Die halbe Stadt, darunter Menschen mit ellenlangen Stammäbäumen, buhlt um meine Freundschaft —“

„Um Deine Freundschaft nicht, Vater, um Dein Geld,“ fiel Marianne schnell ein.

„Weshalb sie's thun, ist mir höchst einerlei, genug, sie drängen sich um die Ehre meiner Bekanntschaft, und da ich der reiche Mann bin und bleibe, so wird auch dieser schmeichelhafte Andrang in Permanenz bleiben. Aber Du irrst, wenn

Du glaubst, daß der Glanz meiner Freunde nicht auch einen Abglanz auf meine Person wirft — ich bin Kommerzienrath geworden und — und was siehst Du hier?“ Er zupfte an seinem schwarzen Rock, bis er ein glänzendes kleines Ding in's rechte Licht gesetzt hatte, dann stellte er sich mit angestemmtten Armen vor seine Tochter hin. „Was sagst Du nun? Ich frage Dich, was sagst Du nun? So sieht ein decorirter Mann aus, Fräulein Marianne!“

„Ich gratulire Dir zu dem Orden, Vater!“

„Wirklich? Nicht wahr, das gibt Dir wieder Muth, den Flug mit mir in höhere Regionen zu wagen? Wir können's ja haben! Ja, so ein kleiner Piepvogel,“ er schielte verliebt nach dem Orden herab, „macht einen ganz anderen Mann. Wie lange wird's dauern, so fliegt der zweite daran, der dritte folgt bald nach, und hat man erst den vierten, so kommen die anderen ganz von selbst hinterher! Warum auch nicht? Wir können's ja haben! Apropos, wo ist das Bouquet, welches Baron Herzfeld Dir geschickt hat?“

„Ich weiß es nicht! Johann sollte es in das Wohnzimmer stellen oder unten in die Halle —“

„So? In die Halle? Weshalb nicht in Dein Boudoir? Alle Damen von Stand haben Boudoirs, die mit den Bouquets ihrer Cavaliere gefüllt sind! Das ist wieder eine von Deinen bescheidenen Grillen. Und weshalb legst Du mir das Billet des Barons auf den Schreibtisch?“

„Weil Du der Einzige bist, der sich dafür interessirt.“

„So, es interessirt Dich wohl gar nicht, zu erfahren, was der Herr Baron schreibt?“

„Nein, gar nicht, Vater!“

„Nun, es ist auch nichts besonders Auffälliges.“ Der Kommerzienrath zog mit affektirter Gleichgiltigkeit den weißfeidenen Foulard aus der Tasche und rieb sich die Fingerspitzen damit ab. „Der Herr Baron will uns heute Abend zum Thee besuchen, ganz in aller Freundschaft, ohne jegliche Umstände!“

„Was hast Du ihm geantwortet, Vater?“ fragte das junge Mädchen gespannt.

„Gar nichts — keine Antwort betrachtet er als Zusage. Es ist mein Wunsch, daß Du Leuten feines Standes gegenüber diesen weinerlichen, zurückhaltenden Ton aufgibst. Durch sie hoffe ich die mir gebührende gesellschaftliche Stellung einzunehmen, vielleicht gar bei Hofe vorgestellt zu werden — bei Hofe! Nun, wir können's ja haben!“

„Vater, diesem Manne gegenüber könnte ich mich niemals zur Wärme zwingen!“

„Ah, Bapperlappap! Wir wollen erst abwarten, wie lange dieser Zwang Stich halten wird. Im Uebrigen vergiß nicht, daß ich mir aus diesen Kreisen den zukünftigen Schwiegersohn aussuchen will, verstanden? Ja, ja,“ fuhr er strenger fort, als er Mariannens Wangen erblicken sah, „es ist mein fester Wille, daß wir Beide gemeinsam steigen, Einer durch den Anderen — ich will —“

Die Thüre öffnete sich abermals, und Johann trat mit einer neuen Meldung ein.

„Der Freiherr v. Derenthall ist soeben vorgefahren.“

„Ephraim Meyer wandte sich triumphirend zu seiner Tochter. „Siehst Du es nun? Hörst Du es nun? Der

Freiherr v. Derenthall, der exklusivste, stolzeste Mann der ganzen Residenz, kommt zu mir, ungerufen!" Dann sich zu seinem Diener wendend sagte er nachlässig: „Lassen Sie den Freiherrn eintreten und führen Sie ihn in mein Zimmer, — ich werde gleich nachfolgen!"

Aber der Diener hatte noch nicht die nächste Thüre geschlossen, als Ephraim Meyer bereits wie aus der Pistole geschossen aus dem Saale stürzte, um den Freiherrn von Derenthall respektvoll am Eingang der Halle zu begrüßen.

## 4.

Der Freiherr hatte bereits den Wagen verlassen und kam durch den Garten dahergeschritten, wo Schneeglöckchen und die ersten schüchternen Keime der Leberblümchen unter verspäteten Flocken hervorlugten. Sein Gang war fest wie der eines Mannes, welcher seinen Willen höher schätzen gelernt hat als das Urtheil der Menge, und welcher gewohnt ist, seine Person erwartet zu sehen. Selbst als er des Kommerzienrathes in der Thüre ansichtig wurde, beschleunigte er weder seine Schritte, noch ließ er die gleichgiltige Ruhe aus seinem Antlitz entweichen.

„Guten Morgen, Herr Kommerzienrath, ich wußte meine Zeit nicht besser zu wählen —“

„O bitte, bitte ganz unterthänigst, ich würde für Ihre Person stets Ueberfluß an Zeit haben! Johann, nehmen Sie dem Herrn Baron seinen Pelz ab!“

Die Gast, womit der Diener sich diesem Auftrag unterziehen wollte, und die vornehme Gelassenheit, mit welcher der Freiherr sich selbst seines Pelzes entledigte, hatte etwas

so grundverschiedenes, daß der Bankier beschloß, von nun an stets in gleicher Weise diese Hilfe seines Dieners zurückzuweisen.

„Darf ich bitten, in mein Zimmer zu treten? Es ist schon so lange her, daß ich nicht die Ehre hatte, gewiß, ganz außerordentlich lange —“ Damit öffnete er die Thüre eines Gemaches, welches dem Geschmacke eines Pascha's Ehre gemacht haben würde — nichts als das mächtige Cylinderbureau erinnerte daran, daß das Zimmer eine andere Bestimmung habe, als etwa dem dolce far niente eines orientalischen Müßiggängers zu dienen.

Der Kommerzienrath warf zunächst einen forschenden Blick auf seinen Gast, ob sich in dessen Augen nicht die Bewunderung eines so trefflichen Geschmacks spiegle, in dessen als er bemerkte, daß der Freiherr seine Aufmerksamkeit dem Sonnenschein draußen zuwandte, rollte er zwei Sessel herbei und nöthigte zum Niedersitzen.

„Mich führt diesmal ein Geschäft zu Ihnen, welches sich schriftlich nicht gut abmachen läßt — eigentlich sind es sogar zwei Angelegenheiten —“

„Ich bin äußerst gespannt,“ sagte Ephraim Meyer artig.

„Zunächst also ist es meine Absicht, von meinem Vermögen eine nicht unbedeutende Summe loszulösen; selbstredend in dem Umfange, welchen Sie für statthaft halten, da Sie meine finanzielle Lage ja am besten zu beurtheilen wissen!“

„Bitte sehr! Und diese Summe, sollte sie zu anderen Spekulationen dienen?“ fragte der Kommerzienrath betroffen.

„O nein, keineswegs, ich will sie im Gegentheil als ein Vermögen anlegen, das gar keine Zinsen trägt!“

„Keine Zinsen? Wunderbar! Ihre Papiere stehen so ausgezeichnet, Herr Baron, ich habe die Verhältnisse und Chancen auf das Vortheilhafteste auszunutzen verstanden, wie Sie sich überzeugen können —“

„Ich bin fest davon überzeugt, lieber Herr Kommerzienrath!“ sagte Herr v. Derenthall mit einem Anflug von Lächeln, welches seinen bedeutenden Zügen etwas ungemein Bestechliches verlieh.

„Nun denn, also —“

„Und trotzdem müssen Sie die betreffende Summe flüssig machen. Ich beabsichtige“ — hier leuchtete in dem tiefbraunen Auge der heiße verzehrende Strahl gedankenschnell auf, „ich beabsichtige, meiner Gemahlin ein Geschmeide zu schenken, das ihren ganzen bisherigen Schmuck in den Schatten stellt!“

„Ah —“

„Sie sehen ein, daß derlei Gelöbniße über alle Bedenken erhaben sind?“

„Gewiß! Wie hoch wollen Sie dabei gehen?“ fragte Ephraim Meyer verbindlich.

„Nun, ich beabsichtige, sechzigtausend Mark in den Steinen anzulegen!“

„Sechzigtausend Mark?“ rief der Kommerzienrath, indem er vor Staunen die Hände zusammenschlug. „Das müssen ja ganz außergewöhnlich schöne Steine sein!“

„Ich kenne sie noch gar nicht,“ entgegnete der Freiherr ruhig. „Die Sache ist also abgemacht, selbst wenn ich ein kleines Opfer bringen müßte!“

„Davon ist keine Rede, Herr Baron, wie Sie sich durch einen Blick in diese Bücher überzeugen können. „Bitte,“

unterbrach er sich, als der Freiherr ihn aufforderte, sitzen zu bleiben, „es ist mir ein Bedürfniß, Ihnen beweisen zu können, wie nahe gerade Ihr Interesse mir am Herzen liegt, und wie treu ich jederzeit Ihren Vortheil im Auge behielt!“

„Gut denn, diese Kenntnißnahme stimmt vortrefflich mit meinem zweiten Anliegen. Am Schlusse unserer Unterredung hätte ich Sie so bitten müssen, mich über den Stand meines Hab' und Gutes genau zu informiren. Ich beabsichtige mein Testament zu machen!“

„Was?“ rief der Kommerzienrath und schlug abermals seine fetten, weißen Finger zusammen, die so seltsam mit der hageren aristokratischen Hand des Freiherrn kontrastirten. „Ein Testament? In Ihren Jahren, Herr Baron?“

„Weshalb nicht? Ich sehe den Grund nicht ein? Gerade in meinen Jahren, wo man mit voller Geisteskraft das Wohl der Seinen ermessen und berathen kann, scheint mir der Abschluß des letzten Willens dringend geboten. Meine Gemahlin wird selbstredend vorläufig nichts davon erfahren!“

Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen —

„Lieber Herr Kommerzienrath,“ sagte der Freiherr halb ungeduldig, halb belustigt, „wenn mir mein Ende so nahe schon gerückt wäre, daß ich es mit einem bloßen Federzug herabbeschwören könnte, so wäre dies wieder ein Grund mehr, mein Vorhaben auszuführen. Also legen Sie mir gefälligst den verheißenen Bericht vor!“ —

Und so geschah es. Der Bankier hatte vielleicht eine halbe Stunde gesprochen und der Freiherr aufmerksam zu-

gehört, als der Letztere sich mit befriedigtem Kopfnicken zu seinem Geschäftsfreunde wandte und ihm die Hand dankend entgegenstreckte, welche Ephraim Meyer mit unendlichem Wohlbehagen drückte.

„In der That, Herr Kommerzienrath, Sie sind ein Finanzgenie ersten Ranges, Sie würden sich vortrefflich zum Finanzminister eignen!“

„Ja, ja, man muß nur spekuliren können! Ein Mann wie ich sieht die Ereignisse voraus, während Andere mit blinden Augen dagegen anrennen. Und wenn sie dann endlich sehend geworden, bah, dann ist's zu spät und sie haben weiter nichts davon als dicke Köpfe.“

Der Bankier bemerkte nicht, wie unangenehm diese vertrauliche Auslassung das empfindliche Zartgefühl des Freiherrn berührte; dieser suchte sich ihm zu entziehen, indem er sich langsam vom Sessel erhob.

„Sehen Sie, Herr Baron, als Sie mir die Ehre Ihres Vertrauens schenkten, es sind jetzt ungefähr acht Jahre her, betrug Ihr Baarvermögen kaum eine Million Mark, ganz respektabel, will ich meinen. Indessen heute beträgt dasselbe nahezu anderthalb Millionen Mark, darin steckt denn doch mehr Musik! Und wie lange wird's dauern, so steuern wir auf die zweite Million los? Kaufen Sie ganz getrost den Schmuck für die Frau Baronin; eine so schöne Dame bedarf zwar der Brillanten nicht, um zu glänzen, aber ich sage immer, ein Brillantschmuck hat noch nie eine schöne Frau häßlich gemacht, haha! Meiner Tochter habe ich ganz kürzlich —“

„Wie befindet sich Ihre Fräulein Tochter?“ sagte

der Freiherr kühl, indem er sich die Handschuhe zu-  
knöpfte —

„Danke unterthänigst! Meine Tochter besitzt eine hohe Verehrung für Ihre Frau Gemahlin. Wie oft muß ich hören, daß Frau v. Derenthall sich in dieser oder jener Toilette gezeigt, diese oder jene Mode begünstigt habe. Nun bin ich, Gott sei Dank, in der Lage, derartige Wünsche befriedigen zu können, aber es freut mich doch ganz außerordentlich, daß meine Tochter Marianne sich gerade solch' ein ausgezeichnetes Vorbild ausgesucht hat, wie die Freifrau von Derenthall.“

„Hm!“ Herr v. Derenthall sah keinen Grund, noch länger zu verweilen, aber der Kommerzienrath hielt ihn moralisch am Arme fest.

„Nicht wahr, solch' eine Sympathie hat etwas Rührendes! Meine Tochter hat nur den einzigen glühenden Wunsch, Ihre Frau Gemahlin kennen zu lernen, um durch ihren persönlichen Verkehr sich in allen gesellschaftlichen Vorzügen zu vervollkommen!“

„Dieser Wunsch ist gewiß schmeichelhaft für meine Gemahlin! Und nun, mein lieber Herr Kommerzienrath, kann ich unsere geschäftliche Unterredung mit leichtem Herzen als beendet ansehen.“

„Zawohl, ich werde Ihnen gleich die sechzigtausend Mark aushändigen, wenn es Ihnen genehm ist —“

„Der Juwelier kann Ihnen ja die Anweisung überbringen, es wird dies sogar besser sein. Leben Sie wohl —!“

„Gewiß! Doch was ich sagen wollte, ich begreife den Wunsch meiner Tochter sehr wohl, ja, ich theile ihn sogar,“

hier zog Ephraim Meyer den Orden wieder in das rechte Licht.

„Sie sind dekorirt worden? Ich gratulire Ihnen! Verzeihen Sie, ich bin heute etwas pressirt —!“

„Danke unterthänigst! Offen gestanden, hat es mich schon lange danach verlangt, einer so hochgeborenen Familie näher zu treten, gesellschaftlich näher zu treten, und deshalb,“ hier verneigte er sich leicht vor dem Freiherrn, „werden meine Tochter Marianne und ich uns in aller nächster Zeit die Ehre geben, der Frau Baronin unsere Aufwartung zu machen!“

„So?“ Herr v. Derenthall öffnete bereits die Thüre, um in die Halle hinauszutreten. „Ich werde meine Gemahlin davon benachrichtigen — leben Sie wohl!“ Er verneigte sich kurz und schritt davon, jede weitere Begleitung des Kommerzienrathes entschieden ablehnend. — —

Schnell glitt das leichte Gefährt durch die frühlingsbelebten Anlagen, in welchen Reiter und Reiterinnen lustig galopirten und mit ihren Pferden nicht weniger kokettirten als mit ihrer Person selber. Eine glänzende Cavalcade sprengte an ihm vorüber; die Dame, eine blendend schöne Erscheinung mit vor Lust und Erregung gerötheten Wangen, wandte ihm flüchtig ihr Antlitz zu, aber ehe er den Hut berühren konnte, war sie schon vorübergejagt und hinter ihr der Schwarm ihrer Begleiter.

„Frau v. Schierstädt,“ murmelte der Freiherr lächelnd, und stellte im Geist die stolze, anmuthsvolle Gestalt seiner Gattin neben dieses üppige, strahlende Weib. „Sie zürnt uns, weil wir ihr unser Haus nicht gastlich geöffnet haben.

Aber hat sie auch ein Recht, dieses zu verlangen? Ich halte meinen alten Namen für zu gut, um Gastrollen darauf geben zu lassen, viel weniger noch werde ich ihn dem Kommerzienrath als Aushängeschild leihen. Ich achte nicht allein Geld und Gut als schätzenswerthes Erbtheil, nein, höher noch stehen mir die überkommenen Gefinnungen meiner Vorfahren, die mir verbieten, Ephraim Meyer's Gastfreundschaft zu genießen! Und daran werde ich festhalten, ob auch die Welt mich einen Hochmuthsnarren sühlt. Was kümmert mich das Urtheil der Welt?"

Er rief es halblaut vor sich hin und wiederholte es leiser: „Was kümmert mich das Urtheil der Welt?“ Wie Wetterleuchten zuckte es dabei über sein Antlig, der kalte, entschlossene Zug um den Mund verschwand darin und machte einem bitteren Lächeln Platz.

„Lieber Herr, Erbarmen,“ flehte eine Stimme dicht neben ihm. Ein Bettler stand am Wege und hielt seinen Hut bittend empor.

Rasch griff der Freiherr in seine Börse und mit einer Hast, als wolle er den alten Gleichmuth damit zurückerkufen, warf er ihm ein funkelndes Goldstück zu.

„Tausendfachen Gotteslohn!“ echoete es leise hinter ihm her.

Herr v. Derenthall nickte heftig. „Tausendfachen Gotteslohn — wir können ihn gebrauchen, Alle ohne Ausnahme! Warum ich nicht?“

Der Wagen hatte die Promenade verlassen und rollte zwischen Häuserreihen dem Geschäftslokal des Goldarbeiters zu. Leicht und elastisch sprang der Freiherr aus dem Coupé

und eilte in den Laden, wo alsbald die edelsten Gesteine vor ihm aufgehäuft lagen, ohne seinen Beifall zu finden.

„Was Sie haben, ist Alles schon hundertfach dagewesen, genau solche Smaragden kaufte ich schon einmal von Ihnen. Diese Amethysten sind auch nichts Neues — Altes in neuer Fassung, nichts weiter!“

„Ich kenne ja die Bijouterien der Frau Baronin,“ sagte der Juwelier in stiller Verzweiflung über die Ungezügelmtheit des vornehmens Käufers, „indessen diese Garnitur —“

„Das dunkle Haar meiner Gemahlin verträgt Rubinen nicht, geben Sie mir etwas Weiches, Schmelzendes, aber nicht Perlen, die liebe ich überhaupt nicht!“

„Himmel,“ rief der Kaufmann und schlug sich mit der Handfläche leicht an die Stirne, „da hätte ich bald mein bestes Schaustück vergessen! Freilich habe ich ein Diadem, welches zweifellos das schöne Haupt der Frau Baronin würdig schmücken wird —“

„Würdig?“ lächelte Herr v. Derenthall. „Dann muß es eben etwas ganz selten Schönes sein!“

„Ganz recht, so wie diese bläulichen Brillanten —“

Der Freiherr stieß in der That einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, als er den fraglichen Karton geöffnet in der Hand hielt. Feenhaft klar funkelten diese Steine, und doch lag eine Färbung darauf hingehaucht, wie sie das bläuliche Mondlicht über glitzernde Eisberge auszugießen pflegt.

„Nicht wahr, das ist etwas Herrliches?“ fragte der Juwelier gespannt. „Und das Einzige, was ich momentan in dieser Art besitze!“

„Den Schmuck kaufe ich,“ sagte der Freiherr mit stolzer Freude, und schob das Etui sorgfältig in die Brusttasche seines Pelzrockes. „Nennen Sie mir den Preis!“

Es war eine enorm hohe Summe, die der Goldarbeiter nannte, nichtsdestoweniger ergriff Herr v. Derenthall hastig die Feder, warf einige Worte auf das Papier, welche er mit kräftigem Namenszug unterzeichnete und reichte die Anweisung dem Juwelier hin. „Bringen Sie dieselbe zum Kommerzienrath Meyer!“

Froh, als wäre ihm selbst eine hohe Freude widerfahren, fuhr er nunmehr zu seinem Justiziar. „Es ist zwar Thorheit, sich jetzt mit finsternen Gedanken herumzuquälen,“ sagte er lächelnd zu sich selber, „indessen man soll ein gutes Werk nie aufschieben. Und ist es nicht mein schönstes Recht, auch noch nach meinem Tode für Julianens Wohlergehen sorgen zu können, dieses herrlichen Weibes, dem nichts zur Vollkommenheit fehlt als ein weniger griesgrämiger Ehegemahl, dem ihre schönen Augen so oft strafend zulächeln?“ Hier brach die excentrische Natur des Sprechers mächtig durch, er hätte vor Julianen niederstürzen mögen, um nur den Saum ihres Kleides an seine Lippen ziehen zu dürfen. „Ich weiß wohl, sie hat es mir noch nicht verziehen, daß ich gestern der Seele weniger Kraft und Ewigkeit zutraute, als dem Geiste, daß ich ihren Begriff mit dem Kleinen, verweslichen Ding in der Brust identificirte. Nein, Diane, ich will mich ganz und voll zu Dir bekehren, will glauben, daß die Liebesbände nicht im Grabe vermodern, sondern wie der Geistesfunke dem Aether zueilen. Ich will wieder froh und glücklich sein!“

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn noch, als er bei dem Notar eintrat. Eine Stunde später hatte er seiner Tochter die Hälfte seines Baarvermögens vermacht, welches jedoch bis zu ihrer Volljährigkeit oder Vermählung von der Mutter verwaltet werden sollte. Die andere Hälfte sammt den ihm angehörenden Besizungen fiel Julianen unumschränkt zu, auch nicht das kleinste Legat ward davon abgenommen. Ja, auf die Frage des Notars, ob diese Bestimmungen auch dann Giltigkeit behalten sollten, falls die Baronin eine neue Ehe einginge, zuckte es nur flüchtig um seinen Mund. „Ja, auch dann! Ich will, daß meine Gattin stets glücklich sei!“

In gehobener Stimmung kehrte er nach Hause zurück. Unten an der Thüre hielt das Coupé des Professors Elmreich, der seine Morgenvisite abstattete.

„Der gute Elmreich drischt leeres Stroh,“ sagte der Freiherr aufgeräumt. „Ich möchte wissen, wen von uns er seinen Patienten nennt? Mich ganz gewiß nicht!“

Sorgsam fühlte er nach der Brusttasche, in welcher das kostbare Etui verborgen lag, nahm es in die Hand und eilte zur Verwunderung der Dienerschaft leichtfüßig wie nie zuvor die Treppe hinauf in sein Zimmer. Dort angekommen, setzte er sich vor seinen Schreibtisch, um die neue Errungenschaft nochmals zu prüfen und nachzugrübeln, wie er das Geschenk am liebenswürdigsten seiner Gattin überreichen könnte. — —

Leise Klänge drangen dabei an sein Ohr, die der Wind spielend verwehte. Der Freiherr achtete nicht darauf, er war versunken in den Anblick der bläulich schimmernden

Steine — die Klänge kamen näher, schon trafen einzelne klare Töne das Ohr des Träumenden. Er wiegte unwillig das Haupt.

Wieder verstärkten sich die Töne, sie schwammen nicht mehr einzeln daher und verklangen spurlos — sie reiheten sich an einander, undeutlich zwar, aber doch melodisch verbunden. Der Arm des Freiherrn sank herab, sein Antlitz starnte düsterer. Warum legt sich seine Stirne in Falten? Weßhalb drückt er seine Hand so grimmig in das todtte Gestein?

Gorch! Wie es laut auffschallt!

Eine Abtheilung Soldaten kehrt von ihrem Frühmarsch zurück und durchzieht die Straße mit schmetternder Musik. Die Hörner jauchzen und die im Tritt mitmarschirenden Knaben singen mit ihren hellen Stimmen:

Ich hatt' einen Kameraden,  
Einen besser'n find'st du nit.  
Die Trommel schlug zum Streite,  
Er ging an meiner Seite  
In gleichem Schritt und Tritt. —

„Einen besser'n find'st du nit!“ Die Züge des Freiherrn verziehen sich zu furchterregendem Ausdruck, sein dunkles Auge sprüht Gluth und Flammen, gegen welche der Glanz der Demanten erlosch. Er preßt die geballte Faust gegen seine todtblasse Stirne, von welcher der Friede längst geschieden ist. Angst und Verzweiflung, Furcht und Haß jagen ihn vom Sessel auf und treiben ihn ruhelos in dem Gemach umher.

Und drunten jetzt dicht vor dem Fenster singen die schallenden Kinderstimmen:

Will mir die Hand noch reichen,  
 Dieweil ich eben lad'.  
 Kann dir die Hand nicht geben,  
 Bleib' du im ew'gen Leben  
 Mein treuer Kamerad.

„Im ew'gen Leben!“ Große Schweißtropfen perlen auf der Stirne des Freiherrn, krampfhaft schüttelt er die Faust gegen die Urheber seiner Qual. Umsonst, sie wiederholen unbekümmert ihr Lied.

Da erfaßt ihn namenlose Wuth. Will er Jemand zurückscheuchen, daß er die Arme drohend von sich streckt? „Weiche!“ ruft er laut und sein gepreßter Athem dringt rauh aus der Brust empor. „Du sollst weichen!“

Bergebens. Der Alp will nicht wanken, er klammert sich mit eigensinniger Macht nur noch fester an das Herz des Freiherrn.

Hin stürzt er zum Tische und ergreift das kostbare, herrliche Pfand seiner Liebe — ein mächtiger Wurf, und es liegt hingeschmettert am Boden und sein scharfer, greller Klang mischt sich unheimlich mit dem matten Stöhnen des besinnungslos Niederfinkenden.

## 5.

Während dieser erschütternden Scene saß Monika Hellmer im Musiksaal vor dem Flügel und probirte die Noten, welche sie sich zuvor aus der Musikalienhandlung geholt. Ihre Finger glitten gewandt über die Tasten und zauberten frische, helle Melodien hervor, die so recht eigentlich zu der Denzjesfreudigkeit paßten, welche warm und sonnig in's Fenster schien.

Aber mitten im Spiel unterbrach sie sich, als sie drunten einen Wagen vorfahren hörte; neugierig sprang sie auf und schaute hinab. O, wie gut sie den Mann wieder erkannte, der dem Coupé entstieg! Eine feine Röthe überschlich ihre Wangen — Monika schämte sich ihrer Gedanken, die die Freifrau um diesen Besuch beneidet hatten.

Wie ein gescholtenes Kind ging sie gefenken Hauptes zum Flügel zurück, aber wie sehr sie sich auch bemühte, aufzupassen, die Noten schienen plötzlich in eben so viel Köpfe verwandelt zu sein, die sich zum Vertwechseln ähnlich sahen, und die schwarzen Striche daran in eben so viel dunkle Backenbärte. Es war die wunderbarste Sinnenttäuschung und für Monika die angenehmste.

Das junge Mädchen horchte im Spielen auf, sie hörte Schritte durch das angrenzende Gemach kommen. Sollte die Baronin schon zurückgekehrt sein? Die Thüre ward geöffnet — Monika's Herz klopfte gewaltig — wenn sie sich nicht vor dem fremden Mann geschämt hätte, würde sie aufgesprungen und davongelaufen sein. Sie versuchte das angefangene Frühlingsslied unbefangen zu vollenden, aber die Finger sanken allmählig von den Tasten herab, sie wandte schüchtern den Kopf nach der Thüre.

Leonhard Elmreich trat näher und grüßte sie freundlich. „Verzeihen Sie, wenn ich unberufen die Musen aus diesem Saal verscheuche, aber ich bin durch den Ausflug der Frau Baronin genöthigt, Sie zur Dolmetscherin einer Verordnung für Hildegard zu machen. Wollen Sie dieselbe freundlichst ausrichten?“

„Gewiß, sehr gern,“ flüsterte Monika, ohne aufzusehen,

indem sie sich erhob und ihre Noten zusammen zu legen begann:

„Die kleine Hilda klagte gestern über Halsschmerzen. Uebergeben Sie dieses Fläschchen der Frau Baronin, mit feinem Inhalt soll die schmerzende Stelle im Halse eingepinselt werden. Zwei- bis dreimal täglich, nicht öfter. Haben Sie mich verstanden?“

„Vollkommen, Herr Professor!“

„Ich danke Ihnen schon im Voraus! Hier ist das Fläschchen, hier der Pinsel dazu!“ Er setzte beides auf den Flügel und machte eine Bewegung, als wolle er sich verabschieden, blieb aber trotzdem stehen und sah das junge Mädchen freundlich an. „Ich will die Gelegenheit benutzen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, wenn schon diese frischen Farben meine Vorsicht überflüssig heißen!“

„Ich bin noch nie krank gewesen,“ sagte Monika mit einem allerliebsten Anflug von Heiterkeit.

„Noch nie? Da sind Sie wahrlich zu beneiden! Eigentlich sollte es mir leid thun, wenn Sie niemals meine Hilfe in Anspruch nehmen sollten, aber wir Aerzte haben aufgehört, Egoisten zu sein; vielleicht, weil wir so viel menschliches Elend zu sehen bekommen und unsere eigenen Vorzüge daran abmessen können. Glauben Sie, daß es Menschen geben könne, die den Selbstüchtling ganz an den Nagel gehängt haben?“

Monika nickte.

„Nun sehen Sie, vorausgesetzt, daß meine erste Behauptung richtig war, könnte man nicht daraus folgern, daß solch' ein Mensch nothwendig Vertrauen erwecken muß?“

Und doch gibt es Viele, die sich vor dem bloßen Namen ‚Doktor‘ fürchten, glauben Sie?“

„Ich habe die Aerzte früher auch nicht leiden können,“ fuhr es dem jungen Mädchen schnell heraus. Im nächsten Augenblick stand sie blutübergossen vor dem lächelnden Mann und wagte nicht aufzuschauen.

„Wirklich? Das war aber sehr grausam! Darf man fragen, woher diese Antipathie stammte?“

„Ach, es war eine schlechte Angewohnheit meiner Tante, mich für begangene Unarten einzuschüchtern, statt zu strafen! Sie hob dann den Finger und wies nach der schwärzesten Ecke des Gemaches. ‚Warte nur, gleich wird der Dok—“ Hier hielt Monika inne und wagte es, mit scheuem Blick den Professor zu streifen, der nur mit Mühe seinen Ernst bewahrte.

„Nun, wer denn? Das muß ich durchaus wissen!“

„Der Doktor kommen,“ ergänzte Monika leiser, wobei sie zweifelhaft die Wirkung ihrer Worte beobachtete.

Elmreich brach in lautes Lachen aus. „Das ist köstlich! Sie haben sich also vor mir wie vor dem ‚schwarzen Mann‘ gefürchtet? Ich hätte Sie wohl sehen mögen, wie Sie Ihr Gesichtchen scheu mit der Hand bedeckten und ängstlich nach der finsternen Ecke blinzelten, woher das Ungeheuer kommen sollte. Wie hat Ihre Phantasie sich denn solch’ ein Doktorgepenst ausgemalt? Gewiß mit Hörnern und Klauen! Betrachten Sie mich einmal, ob ich solche Dinge an mir trage.“

„Ich glaube es ja jetzt nicht mehr,“ sagte Monika, gleichfalls lachend, wobei sie zwei Reihen perlweißer Zähne enthüllte.

„Nicht? Das ist ein Trost! Aber Sie müssen diesen Trost verdoppeln, denn Sie haben meine Berufsgenossen zu arg mitgenommen. Gestehen Sie, daß es unter den Ärzten sogar ganz liebenswürdige Menschen gibt, wenigstens geben könnte nach Ihrer besseren Erfahrung!“

„Ach, es war ja eine Thorheit, mich so etwas zu lehren,“ rief sie übermüthig, und plötzlich zum tiefsten Ernst übergehend, sagte sie leise: „Wenn meine Mutter gelebt hätte, würde sie es nie geduldet haben!“

„So lange sind Sie schon Waise?“ fragte der Professor theilnehmend. „Dann sind wir Schicksalsgenossen, auch ich war schon in frühesten Kindheit mutterlos!“

„Das ist sehr traurig!“ Es klang so sanft, als wollte sie ihn trösten, wenigstens erhob sie jetzt zum ersten Mal den Blick und schaute ihn mit ihren blauen Kinderaugen voll und offen an.

„Gewiß! Aber wenn es wahr ist, daß Sie Vertrauen zu mir haben könnten, so erzählen Sie mir etwas von Ihrer Vergangenheit — mir scheint, sie war nicht mit Rosen geschmückt!“

„Ach nein!“

„Armes Kind! Ja, das Leben spielt manchmal wunderbarlich mit uns. Würde es Ihr Gemüth nicht erfreuen, wenn Sie Jemand wüßten, der Antheil an Ihrem Geschick nähme?“

„Wie sollte das zugehen? Alle meine Verwandten sind todt.“

„Aber die Lebenden?“ fragte er, und seine sonore Stimme nahm einen weicheren Klang an.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht — wirklich,

gar nicht!" rief sie lebhaft, als habe der Professor ihr die größte Neuigkeit erzählt. „Ja, wenn ein Mensch sich für mich interessiren könnte, die Frau Baronin vielleicht — aber das wäre in der That zu viel verlangt! Darf ich Ihnen jetzt meine kleine Geschichte erzählen?“

Der Professor sah einen Moment prüfend in ihr reizendes Antlitz. „Sie werden den aufmerksamsten Zuhörer in mir haben!“

„Also, ich bin sehr armer Eltern Kind! Mein Vater war früher Geigenspieler und meine Mutter Sängerin an einem kleinen Hoftheater gewesen. Durch einen unglücklichen Fall zur Winterzeit verlor er den Gebrauch der linken Hand und mußte sich und seine Familie fortan kümmerlich mit Notenschreiben ernähren, während meine Mutter für fremde Leute schneiderte und nähte. Das war gewiß eine traurige Jugend für mich, aber es kam noch viel schlimmer. Die Cholera brach in unserem Städtchen aus. Auch an unserem Hause ging sie nicht ohne Opfer vorüber — meine Eltern erlagen kurz nach einander ihrer Wuth, und ich war mit kaum fünf Jahren eine arme, hoffnungslose Waise!“ Sie hielt inne und senkte die thränengefüllten Augen zu Boden, aber sie vermochte die heißen Tropfen nicht mehr zurück zu halten, wie sehr sie sich auch bemühte. Langsam lösten sie sich von den seidnen Wimpern und feuchteten ihre Wangen.

„Armes Kind!“ wiederholte der Professor, ohne den Blick von ihr abzuwenden. „Was geschah weiter mit Ihnen?“

„Eine sehr entfernte Verwandte meiner Mutter kam

noch eben zu rechter Zeit, mich mit sich zu nehmen, als man mich im Waisenhaus unterbringen wollte. Sie war eine alte verdrießliche Frau und nichts weniger als von dem beschwerlichen Familienzuwachs erbaut. Ich mußte die niedrigsten Arbeiten verrichten, ohne Zweifel hatte sie die Absicht, mich zu ihrem Diensthoten zu erziehen, um auf diese Weise die Auslagen für meinen Unterhalt zu erstatten. Aber den Gefallen that ich ihr nicht," lächelte Monika schelmisch, „im Gegentheil, ich benutzte jede Gelegenheit, meinen Geist und meine Talente auszubilden, wobei mir ein alter Nachbar behilflich war. Und als der Tod meiner Tante ganz unerwartet die Augen schloß, fand ich mich sogar plötzlich im Besitz einer hinreichenden Summe, um mehrere Jahre hindurch das Konservatorium in L. besuchen zu können, wo ich mich zur Gesang- und Klavierlehrerin ausbildete.“

„So viel Energie hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut!“ sagte der Professor scherzend.

„O doch, wenn es gilt, kenne ich gar keine Furcht! Was sollte auch sonst aus mir werden, da ich Niemand zu meinem Schutz aufrufen kann?“

„Das ist wahr! Wie kamen Sie denn aber als Gesellschafterin in dieses Haus?“

„Ich las die bezügliche Annonce in der Zeitung, und da kam mir der Einfall, mein Glück vorerst auf diesem Wege zu versuchen — und ich habe es gefunden,“ fügte sie warm hinzu und sah ihn mit glücklichem Lächeln an.

„Ich freue mich mit Ihnen!“ Er machte einen Versuch, sich von ihrem holden Antlitz loszureißen, aber er

blieb noch einmal stehen. „Sie vermiffen also jetzt gar nichts?“

Monika jah ihn eine kurze Zeit nachdenklich an, dann jagte sie leife: „Ein befreundetes Herz, dem ich es mittheilen kann, wie glücklich ich bin!“

„Wo fuchen Sie es?“ Einreich trat ihr einige Schritte näher, fo daß der Saum ihres Gewandes ihn berührte. „Nur nicht zu weit.“

„Ich weiß es gar nicht!“ flüfterte sie befangen.

„Wenn es vor Ihnen stände? Wenn der einft verhaßte Doktor fich zu diesem begehrten Freund anböte, würden Sie ‚Ja!‘ fagen?“

„Sie?“ rief Monika laut und heftig. „Ah, Herr Professor, das wäre zu viel Ehre!“

„Für mich, meinen Sie? Nun also, meine Zeit ist karg gemessen und ich habe schon zu viel von diesem kostbaren Gut hier verplaudert — wollen Sie die Freundeshand annehmen, die ich Ihnen jetzt aus vollem Herzen anbiete und entgegenstrecke? Wollen Sie?“

Er hielt ihr seine Rechte entgegen, aber sie zögerte noch, die ihre hineinzulegen.

„Nur Muth, Fräulein Hellmer! Sie vertrauen mir alle Ihre Freuden an, aber noch schäzenswürdiger und ehrenvoller für mich würde ich es finden, wenn Sie mir auch Ihren Kummer nicht verheimlichen wollten, falls sich ‚mal solch‘ ein trübes Wölkchen über Ihren Himmel stehlen sollte!“

Sie lag schnell in der feinen, diese runde, weiche Kinderhand, die er sanft drückte. „Abgemacht!“ jagte er scherzend, aber ein tiefer Ernst klang durch den heiteren Ton.

„Und nun lassen Sie sich nicht länger abhalten, Ihre Frühlingsphantasien auszulaudern. Vergessen Sie auch die Bestellung an Frau v. Derenthall nicht! Auf Wiedersehen!“

Er hatte lange den Saal verlassen, als Monika noch immer auf derselben Stelle stand und unbeweglich die Hand betrachtete, welche in der seinen geruht. „Es kann kein Ernst nicht gewesen sein!“ flüsterte sie, nachdem sie sich jedes seiner Worte zum dritten Male wiederholt hatte. „Uebrigens wird kein Anerbieten ja doch niemals praktischen Werth für mich haben,“ fuhr sie mit reizendem Schmollen fort. „Ich kann doch nicht zu ihm gehen, um ihm diese oder jene Kleinigkeit, die mich just bedrückt oder erfreut, anzuvertrauen, und hieher — ach, dieses Beisammensein war nur Zufall, der sich gewiß nicht wiederholen wird. Am besten ist es, ich vergesse das Ganze, sonst werde ich zerstreut!“

Sie nahm ihren Platz vor dem Flügel von Neuem ein und versuchte sich in die jubelnden Klänge hineinzudenken, als sich abermals Schritte näherten. Müde, schlürfende Schritte, als ob Jemand mit Anstrengung sich aufrecht halte, um unter einer drückenden Last nicht zu Boden zu sinken.

Sautlos ward die Thüre geöffnet. Monika warf einen Blick in den seitwärts aufgerichteten Spiegel — und erbebt.

Der Freiherr blieb am Eingang stehen, während Monika sich erhob, ihm den schuldigen Morgengruß zu bringen; ein Gefühl der Angst und Furcht bemächtigte sich ihrer beim Anblick dieses gramdurchfurchten Antlitzes und machte ihr ein Lächeln fast unmöglich.

„Warum spielen Sie nicht weiter?“ fragte er endlich mit trübem, zerstreutem Blick. „Es ist kein angenehmes Gefühl, sich mit Stillschweigen empfangen zu sehen!“

„Wenn Sie befehlen, Herr Baron!“ Monika wandte sich gehorsam um.

„Sehen Sie den herrlichen Sonnenschein draußen? Es gab eine Zeit, wo ich nicht müde wurde, sein Lob zu singen: ‚Wie scheinst du mir in's Herz hinein!‘ Aber es ist lange, lange her — meine Stimme ist seitdem heiser geworden,“ fügte er mit hartem Lächeln hinzu.

„O, wie schade!“ beeilte sich Monika zu sagen.

„Schade? Ja, ganz Recht, es ist schade! Aber wer hat am meisten dadurch verloren? Ich, ich ganz allein!“ — Er strich mit seiner schlanken weißen Hand die dunklen Haare aus der Stirne und athmete tief auf. „Warum spielten Sie vorhin nicht weiter? Ich kam eigentlich nur von Ihren Tönen angelockt!“

„Ich werde sogleich fortfahren —“

„Ja, noch Eines! Ist Ihnen niemals der Gedanke gekommen, Andere zu beneiden?“

„Nie!“ sagte Monika aufrichtig.

„Ich wollte Sie auch gewarnt haben, nach dem Schein zu urtheilen. Kennen Sie das weise Wort, Niemand vor seinem Tod glücklich zu preisen? Es liegt eine bittere Ironie in dem Ausspruch. Verstehen Sie dieselbe?“

„Nein!“ erwiderte sie hoch erröthend. Monika war sich noch nie so unwissend und unbedeutend vorgekommen wie in dieser Stunde.

Er sah sie einen Augenblick finster an. „Wollen Sie

vielleicht wagen, Jemanden nach seinem Tode glücklich zu preisen? Beantworten Sie mir die Frage," sagte er strenge.

"Ich denke ja," flüsterte sie bange.

"Sie denken, ja! Das ist mir der beste Beweis, daß Sie überhaupt noch niemals daran gedacht haben. Wissen Sie, was den Geschiedenen erwartet, sei es droben oder drunten, gleichviel, wohin Ihr Glaube den befreiten Geist versetzt? Können Sie das wissen? Nun denn, kein Glück hier, kein verbürgtes dort — wozu denn das Wort überhaupt, wenn man nicht daran glauben darf?"

"Ich glaube daran," sagte Monika bescheiden, aber fest, und ihre Gedanken streiften unwillkürlich die Stunde, welche sie eben an Elmreich's Seite verlebte.

Herr v. Derenthall lächelte bitter. "Ich habe auch daran geglaubt! Spielen Sie jetzt weiter," sagte er gebieterisch, indem er sich in einen der Sessel warf, die im weiten Halbkreis den Flügel umstanden.

Monika wäre am liebsten aus dem Saal geeilt, dessen Luft sie schwer bedrückte. Mechanisch griff sie in die Tasten, o, wie sauer wurde es ihr, in dieser Stimmung heiter mit den Tönen zu spielen. Aber sie erinnerte sich an Julianens Worte und überwand sich. Sie hatte kaum begonnen, als hinter ihr ein vernehmliches „Halt!" laut wurde — erschrocken wandte sich das junge Mädchen um und sah den Freiherrn unwillig zu ihr hinüber blicken.

"So war es nicht gemeint, nicht diesen Singfang wollte ich von Ihnen hören! Wenn ich durstig bin, so kann mich ein glühendes leeres Gefäß nicht befriedigen, und in diesem

Longkelling war in der That nichts enthalten. Eine Elegie will ich hören!"

Monika entfarbte sich vor Angst über den ihr anbefohlenen Ungehorsam. Aber Herr v. Derenthall war nicht gewohnt, etwas zweimal zu wiederholen, sein erneutes „Bitte“ klang demnach wie ein Befehl.

Ach, Monika wußte selbst nicht, was für Taster ihre zitternden Finger griffen, aber es klang wunderbar süß und traurig zugleich, als wandele ein müdes Herz zwischen Gräbern dahin, wo grüne Tannenbäume und schlanke Trauerweiden sich über zerfallene Denksteine neigen, wo die Abendsonne in den Kelchen weißer Rosen funkelt, deren Thautropfen Thränen gleich auf die stillen Hügel fallen, wo der Wind in langgezogenen Orgeltönen durch die Baumwipfel streicht und die Grashalme sich wie im Traum wiegen, wo der Engel des Friedens mit den Dämonen der Verzweiflung kämpft und der Epheu seine Ranken kühlend um heiße verweinte Augen schlingt.

Schnell ward die Thüre geöffnet, Juliane erschien auf der Schwelle, ihr erster Blick galt zürnend der ungehorsamen Spielerin, ihr zweiter dem Gemahl. Tief in die Polster zurückgelehnt, das Haupt in dem aufgelegten Arm vergraben, saß der Freiherr regungslos da. Hastig trat Juliane zum Flügel, wo Monika thränenden Auges zu ihr aufsaß.

„Verzeihung, gnädige Frau, Herr v. Derenthall hat mir zweimal ausdrücklich anbefohlen, etwas Elegisches zu spielen! Ach, ich bin sehr unglücklich, gegen Ihr Verbot gehandelt zu haben!"

Juliane konnte wieder lächeln. „Thörichtes Kind, weshalb bitten Sie mich um Verzeihung, wenn Sie dem Befehl meines Gemahls nachkamen? Sie haben sehr Recht gethan, die Wünsche des Freiherrn zu respektiren!“

„Das dachte ich auch!“ sagte Monika aufathmend.

„Spielen Sie das Stück nun zu Ende!“ Sie strich leicht über die glühende Wange des Mädchens und trat dann zu ihrem Gemahl. Doch in dem Maße, wie sie sich dem Sessel näherte, entchwand das gütige Lächeln und machte einer tiefen Bekümmerniß Platz. Zuletzt blieb sie mit gefalteten Händen vor ihrem Gatten stehen.

„Alexander!“

Er regte sich nicht.

„Alexander!“ wiederholte sie mit einem Tone, der unwiderstehlich zärtlich klang.

Der Freiherr regte sich wie im Traume und schüttelte matt die Hand, als wolle er eine unliebsame Störung von sich abweisen.

„Woran denkst Du, Alexander?“ fragte Juliane, sich niederbeugend und ihre weißen Finger sanft auf sein dunkles Haar drückend.

Er fuhr jäh empor, so daß ihre Hand von der stürmischen Bewegung zur Seite geschleudert wurde. Todesblässe bedeckte seine Büge, die um Jahre gealtert zu sein schienen. Von der ungewohnten Lage verwirrt, hingen seine sonst so sorgfältig geordneten Haare lose und unordentlich über seine Stirne, was den düsteren Eindruck noch vermehrte.

„Was willst Du hier? Weshalb rufft Du mich?“ fragte er rauh.

Sie warf einen Blick auf Monika, die unbekümmert fortspielte, dann trat sie dicht zu ihm und sagte bedeutungsvoll: „Hast Du Ursache, verstimmt zu sein?“

„Nein, nein, aber geh!“ rief er ungeduldig. „Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich darum, geh!“

Sie lächelte wieder. „So schnell wirfst Du mich jetzt nicht los, mein Lieber! Dazu habe ich mich viel zu sehr auf unseren Morgengruß gefreut und meine Spazierfahrt schneller beendet, als ich eigentlich beabsichtigte!“

„Geh, Juliane,“ sagte er weich, ohne die schöne Hand seines Weibes zu berühren, „Du quälst mich!“

„Nun, dann freilich muß ich mich fügen, aber sehr schmerzlich wird es die arme kleine Hildegard empfinden, daß ihr Papa durchaus keine Zeit für uns übrig hat!“

Wie er bei diesen Worten elastisch aufsprang und das wirre Haar aus dem Antlitz strich, welches in neuer Lebensfrische zu leuchten begann! „Liane!“ rief er aus und stieß den Sessel zurück, während er sie umschlingen wollte, die sich ihm scherzend entzog und laut Monika's Namen rief.

Das junge Mädchen kam eilig näher. Welch' ein Bild vollkommener trauter Gattenliebe stellte sich ihren Augen dar! Sie begriff die Metamorphose nicht, die den Freiherrn plötzlich in den lebenswürdigsten Mann verwandelt hatte.

„Fräulein Hellmer, mein Gemahl will sich bei Ihnen für den Genuß bedanken, den ihm Ihr Spiel verschafft hat!“

„Gewiß,“ fiel er verbindlich ein, „ich höre diese melodischen Klagen sehr gern, aber sie taugen nicht für die Stimmung, besonders meine nervöse Natur wird leicht über-

reizt dadurch. Die Baronin hat ganz Recht, man soll sich nicht unnötig zur Melancholie hinneigen, aber es war ganz meine Schuld. Sie sind eine große Künstlerin auf den Tasten, Fräulein Hellmer!"

Im Vorsaal ließen sich trippelnde Kinderfüßchen hören, im nächsten Augenblick stand eine zierliche, elfenfeine Gestalt in dem Thürrahmen.

„Papa, Papa! Guten Morgen, Papa!“ rief Hildegard mit jubelnder Stimme und sprang auf den Freiherrn zu, der sie entzückt vom Boden aufnahm und mit leidenschaftlicher Inbrunst an seine Brust drückte. Sie ließ sich seine Liebkosungen gern gefallen und legte ihre beiden runden Arme fest um seinen Hals.

„Papa, die arme Hilda hat gestern Halsweh gehabt,“ flüsterte sie ihm vertraulich in's Ohr.

Der Freiherr fuhr auf. „Was sagst Du, mein Engel? Ist's wahr, Liane, leidet sie? Was ist das dort für ein Fläschchen auf dem Flügel?“

Monika trat zur Baronin. „Professor Elmreich war hier und übergab mir diese Mixtur zum Einpinseln des Halses!“

„Hilda,“ rief Herr v. Derenthall und sah mit fieberhafter Zärtlichkeit auf sein Kind, „Hilda, Du darfst nicht krank sein!“

„Aber, bester Alexander,“ mischte sich Juliane ein, „Du siehst ja, die Kleine ist heute wieder so munter wie ein Fisch im Wasser und bedarf der Medicin gar nicht mehr. Fräulein Monika, bringen Sie dieselbe in mein Zimmer, damit ich sie einschließen kann!“

Monika gehorchte und entfernte sich.

Der Freiherr setzte sich wieder in den Sessel und nahm sein Töchterchen vor sich auf den Schoß. „Sage mir, Liebchen, wo thut es Dir weh?“

„Hier und hier.“ Dabei tippte sie mit ihrem kleinen Finger auf alle Stellen ihres Körpers und machte ein halb klägliches, halb verschmitztes Gesicht dazu.

„Hier auch?“ fragte ihr Vater und berührte sanft die rosige Ohrmuschel.

„Da auch,“ nickte Hilda.

„Aber hier nicht?“ fiel Juliane ein und berührte dieselbe Stelle noch einmal scherzend.

„Nein, da nicht!“ versicherte sie ganz ernsthaft.

„O Du mein guter Engel,“ rief der Freiherr, in lebhaftes Entzücken ausbrechend, und preßte das reizende Kind mit überströmender Zärtlichkeit an sein Herz. Abbittend und reuevoll streckte er auch seinem Weibe die Hand entgegen.

„Diane, sei edler als ich!“

Sie beugte sich schnell zu ihm nieder und küßte seine bleiche, gedankenschwere Stirne.

## 6.

Es dämmerte. Leichte Abendwinde hatten die Wolkendecke am Himmel zerrissen und gestatteten der noch bleichen Mondsfichel droben einen Einblick in jenes Erkerzimmer, in welchem Gerhardine v. Schierstädt der Ruhe pflegte.

Es war ein üppig ausgeschmücktes Gemach mit schweren wallenden Vorhängen von leuchtend rother Farbe, dessen Luft durch Jasminparfüm einen fast betäubenden Wohl-

geruch athmete. In der Ecke neben dem Kamin, in welchem hie und da noch rothe Flammen aufzuckten und gierig an dem Eisenrost emporleckten, saß ein zahmer Kakadu auf seiner Stange und schlief, zu seinen Füßen hingestreckt lag das perlgraue Windspiel und träumte — nichts regte sich in dem Gemach als die Athemzüge jenes schlummernden Weibes auf dem purpurrothen Divan.

Keine angenehmen Phantasiegespinnste mußten ihren Geist umgaukeln, bisweilen zuckte es wild und schmerzlich über die vollen rothen Lippen und die herabgesunkene Hand ballte sich zornig zusammen. Inzwischen war es ganz dunkel im Zimmer geworden; desto heller schien der Mond durch die hohen Bogenfenster und malte wunderliche verzerrte Schatten auf den Fußboden. Da erwachte Gerhardine.

Hastig sprang sie auf, und als ob die regungslose Stille sie beängstige, rief sie den Kakadu laut bei Namen — er rührte aber nur leise die Flügel. Auf ihr heftiges, wiederholtes Klingeln erschien ihre Jungfer Lisette mit trägen, schlürfenden Schritten.

„Was soll das heißen?“ herrschte sie ihr entgegen. „Weshalb läßt Du mich bis in den Abend hinein schlafen? Siehst Du nicht, daß es stockfinster draußen geworden ist?“

„Ich glaubte, Sie wollten Ihren Augen heute einen doppelten Glanz geben, da Sie noch Besuch erwarten.“

Zum Verständniß dieser Antwort muß bemerkt werden, daß Gerhardine vor jeder Gesellschaft zu schlafen pflegte, um den Glanz ihrer Augen zu erhöhen.

„Du bist ein unverschämtes Geschöpf mit Deinen Redensarten,“ eiferte die schöne Frau. „Wenn Du Dir diese

vorlauten Bemerkungen nicht abgewöhnt, so sind wir geschiedene Leute, ehe Du es denkst!"

Lisette zuckte verstohlen geringschätzig die Achseln.

„Zünde die Lampe dort an!"

„Nicht lieber alle beide, da Sie doch noch den Herrn Professor erwarten?" fragte sie etwas bescheidener, und bald strahlte das Gemach in sanftem, wohlthuendem Licht, das seinen Schein neugierig in die fernste Ecke warf, wo, von Blattgewächsen umgeben, Amor seine holde Psyche umarmte.

„O!" rief die schöne Frau, als sie allein war, „wie herzlich satt bin ich dieses Lebens!" Sie schaute sich vorsichtig um, ob auch Niemand ihr Wort vernommen habe. „Kann man etwas Langweiligeres finden, als den matten Wellenschlag meiner Tage, wo nicht eine einzige brausende Woge das Meer höher aufstachelt? Sind meine Stunden etwas Besseres als abgestandener Schaumwein, der mouffiren könnte, wenn er nicht so jämmerlich fade wäre!" Sie brach ab und ging unruhig auf und nieder. „Weshalb kommt er nicht, der Uebermüthige? Dieß ich ihm doch zweimal mein Unwohlsein melden! O, der große Mann, der berühmte Arzt hat ja das Recht, ungezogen zu sein, man muß es gar für eine Gnade halten, wenn er unserer unbedeutenden Persönlichkeit die Ehre seiner Behandlung angedeihen läßt. Ich möchte ihn hassen, diesen aalglatten, unnahbaren Aeskulap!"

Sie stampfte zornig mit dem Fuße auf, ergriff die Lampe und eilte zum Spiegel.

„Was vermißt er an diesem Antlitz? Mangelt meinem Auge Glanz oder strahlt es ihm zu lebendig? Alle meine

Künste gleiten wirkungslos an ihm ab. Bin ich das Weib, das vergebens um Liebe fleht? Mich läßt er warten, während seine hochmüthige Freundin Juliane nur zu winken braucht, ihn an ihre Seite zu fesseln! O, wie hasse ich sie, die zu stolz war, Notiz von mir zu nehmen, als ich Stunden lang im Konzertsaal neben ihr saß. Brachte sie eine Entschuldigung vor, daß sie meinen persönlichen Besuch mit ein paar elenden Karten erwiderte — um mich später zu ignoriren?“

Sie setzte die Lampe auf den Tisch zurück. „Das Verdrießlichste an der Sache ist, daß ich gezwungen bin, diesen Abend wie eine Nonne zu verleben. Habe ich mich doch sterbenskrank gemeldet. Wenn er mich da plötzlich im Ballsaal träfe, haha — dann wäre die ohnehin dünne Freundschaft gleich zu Ende!“ Sie horchte. „Er kommt! Noch einen schnellen Blick in den Spiegel — die Blässe steht mir vortrefflich. Eine richtige Beleuchtung wird das Uebrige thun!“

Sie schob einen rothen Schleier über die Lampenglocke und warf sich dann in schmachtender Stellung auf die Chaiselongue, wo ihre weiße Gestalt sich in traumhafter Klarheit von dem purpurnen Hintergrund abhob.

Leonhard Umreich war von der mystischen Beleuchtung und dem sehr geschmackvollen Arrangement der Scene einigermaßen frappirt.

„Kommen Sie doch endlich?“ lächelte ihm Gerhardine matt entgegen. „Ich glaubte schon, Sie hätten mich ganz vergessen, Herr Professor! Hätte ich nur den Muth gehabt, Ihren Stellvertreter zu erfragen, so würde Ihnen dieser späte Gang erspart worden sein!“

„Es klingt für einen Arzt etwas sonderbar, sich bei seinen Patienten mit einer Entschuldigung einzuführen, aber ich bin heute so dringend in Anspruch genommen worden, daß mir zur Erledigung leichterer Fälle jetzt erst Muße ward!“

„Leichtere Fälle?“ sagte die schöne Frau etwas scharf, ohne ihre halbgeschlossenen Augenlider um Haaresbreite weiter zu öffnen. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht ernstlich krank bin?“

„Das braucht mir gottlob Keiner zu sagen, gnädige Frau, so viel Scharfblick besitze ich selbst,“ erwiderte er lächelnd, indem er sich einen Sessel an das Ruhebett rollte und an Gerhardinens Seite Platz nahm.

„Nun, dann lassen Sie sich sagen, daß ich heute Nacht ein Nervenfieber befürchtete, so schlugen meine Pulse und jagten das Blut förmlich durch meine Adern. Ich glaubte den Schlag meines Herzens in der Stube widerhallen zu hören.“

„Da haben Sie gestern wahrscheinlich in der Erhizung ein kaltes Getränk genossen — oder zu viel getanzt,“ sagte er ruhig.

„Nein, ich tanzte gestern zum Beispiel gar nicht, weil ich anfangs, melancholisch zu werden!“

„Wirklich?“

„Ja, mir ist das Leben eine Last, ich möchte am liebsten sterben!“

Das ironische Lächeln des Professors bemerkend, fuhr sie sanfter fort: „Vielleicht kommt diese sonderbare Beängstigung von dem ungewohnten Leben in der Stadt. Für

ein Wesen, das bis vor einem Jahre ländliche Freiheit und stille Zurückgezogenheit gewohnt war, mußte der plötzliche Wechsel etwas Berausches, aber auch Ermattendes haben. Die dumpfe Luft in diesen Mauern will mich jetzt ersticken! Ich fange an zu glauben, daß es ein Mißgriff war, meine Besitzungen im ersten Rausch der Unabhängigkeit verkauft zu haben!“

„Ganz gewiß!“

„Glauben Sie?“ fragte sie mit träumerischem Blick. „Ach, wie anders athmete ich damals die Segnungen des Frühlings ein! Damals wurde mir nie ein Tag zu lang, noch eine Stunde zu kurz — ein angenehmer, gleichförmiger Wechsel ließ mich vergessen, daß es außer meiner kleinen Welt noch Geschöpfe gab, die ihre Freuden in etwas Anderem suchen könnten, als in den Reizen der Natur. Damals erfreute mich ein Schmetterling, wenn er heiter durch die lauen Lüfte gaukelte, ein Gänseblümchen, wenn es schüchtern den Lenz im Grase begrüßte.“ Ihre Stimme nahm einen immer bestechlicheren Klang an, der seine Wirkung auf Ulrich nicht verfehlte und ihn an ein tieferes Empfinden glauben ließ, als er Gerhardinen bisher zugetraut. „Sie müssen nach diesem Bekenntniß wähnen, dieser wunschlose Frieden sei aus der Quelle häuslichen Glückes geflossen. O nein,“ hauchte sie noch leiser, „mein Herz hat nie eine Sprache geredet, wie sie dem Dichter des Hohenliedes vorgeschwebt hat — es war stumm für Andere, nur sich allein verständlich! Da erfaßte mich denn zuweilen eine namenlose Angst, ob es vielleicht schon erstorben sei in der jahrelangen Qual einer unwürdigen Gefangenschaft, ob ich

niemals das Entzücken empfinden sollte, das — Liebe verleih!“

Die letzten Worte wurden nur flüsternd hingehaucht, wobei sie den verschleierte Blick nicht von der Zimmerdecke löste. Hätte sie es gethan, so würde sie das kaum getnüpft Bändchen Sympathie zwischen ihr und Elmreich zerrissen auf seinen Lippen haben flattern sehen. Der Professor konnte sich eines stillen Lächelns über diese vollendete Schauspielerkunst nicht erwehren.

„Glauben Sie nun genugsam über meinen Zustand orientirt zu sein, um mich nicht mehr zu den eingebildeten Patienten zu zählen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Vollkommen, meine gnädige Frau! Ich habe ähnliche Fälle schon oft erlebt,“ fuhr er ziemlich laut fort, „wo junge schöne Frauen sich über todte Herzen beklagten, die kurze Zeit darauf ein glückliches, lebhaftes Auferstehungsfest feierten. Glauben Sie, wir sind nicht nur Aerzte des Leibes, öfter noch ist es die Seele, die wir von wunderlichen Einbildungen heilen müssen. Ich bin jetzt ganz mit mir im Klaren, daß Ihnen eigentlich — gar nichts fehlt, gnädige Frau!“

„Wie, Herr Professor?“ rief die schöne Frau, mit dem gereizten Ton etwas aus der Rolle fallend. „Habe ich umsonst gesprochen?“

„Keineswegs! Mich will in der That bedünken, als fehlte Ihnen ein Etwas zu Ihrer Gesundheit — ein sehr kostbares Etwas.“

„Ah, endlich! Und dieses Etwas?“

„Heißt Beschäftigung, und zwar keine spielende, scher-

zende, sondern ernste Pflichterfüllung an minder Glücklichen, die ein Recht auf Ihre Theilnahme, auf Ihre Liebe haben. Gewinnen Sie es einmal über sich, Ihren eingebildeten Trübsinn zu vergessen und dorthin zu schauen, wo wirkliches Elend Ihnen die Arme öffnet, so werden Sie einsehen, wie unendlich gütig das Schicksal ist, welches Ihren Lebensweg so gezeichnet hat, wie er vor Ihnen liegt!"

"Ich soll in die Hütten und Schmutzstätten der Armuth hinabsteigen, um Lebensfrohsinn zu gewinnen?" lachte Gerhardine gezwungen. „Mit dieser Anschauung werden Sie nicht viel Patienten gewinnen! Mir graut schon, wenn ich diese lebenden Bilder des Mangels und des Lasters an mir vorüberschleichen sehe — niemals würde ich mich freiwillig in ihre Nähe wagen!"

"Es war nur ein bescheidener Vorschlag, dessen Ausführung Ihnen völlig anheimsteht," sagte er kühl.

"Nein, Herr Professor, denken Sie etwas Anderes aus, ich kann nicht thun, was Sie verlangen, ich bin keine Heilige!" rief die schöne Frau und richtete sich halb aus ihrer liegenden Stellung empor. „Ich kann es aber auch nicht ertragen, daß Sie mich verkennen! Haben Sie jemals der Freifrau v. Derenthall diesen Vorschlag gemacht?"

"Frau v. Derenthall ist der gütige, unsichtbare Schutzgeist vieler verschämter Armen, die zu stolz wären, offenkundige Gaben der Barmherzigkeit zu empfangen. Es gehört der feine, sichere Tact der Baronin dazu, dergleichen offene Wunden zu heilen, ohne ihnen durch die geringste Berührung Schmerz zu verursachen!"

Gerhardine biß sich auf die Lippen. „Und mir, der

weniger Bartsfühlenden, muthen Sie eine stärkere Dosis Nächstenliebe zu?

Der Professor ließ sein scharfes, klares Auge auf ihr ruhen. „Ich bin allerdings der Meinung, daß Ihr lebhafteres und — ich bitte im Voraus um Verzeihung — unbeständigeres Temperament in diesen Kreisen häufig mehr Schaden als Nutzen stiften könnte!“

Ihre Lippen zitterten nervös. „Zum wie vielten Male muß ich es erfahren, daß Sie mich der Person Ihrer hohen Gönnerin nachsetzen? Ich bin eine Thörin, daß ich mich derlei Kränkungen von Neuem aussetze!“

„Gnädige Frau, ich bin äußerst erstaunt, mich so falsch verstanden zu sehen; wenn mein Anblick Sie zu solchen Mißdeutungen hinreißt, so ist es besser —“

„Nein, bleiben Sie,“ rief Gerhardine und vergaß ihre Schwäche so vollständig, daß sie heftig aufsprang. „Es ist nicht Aerger, der aus mir spricht, es ist Neid!“

„Neid?“ fragte er noch erstaunter.

„Ahnen Sie es nicht? Neid gegen Ihre zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit an den Tag erhobene Freundschaft für jene — Familie. Sehen Sie, lange schon sinne ich darüber nach, wie es mir wohl möglich werden könnte, Ihnen ein ähnliches Interesse abzunöthigen, wie Sie es der Frau v. Derenthall entgegen tragen.“

„Ich bin dort nicht sowohl Arzt als Freund! Was den Ersteren anbelangt, so behandle ich niemals die Person, stets nur die Sache.“

(Fortsetzung folgt.)

# Schrift im Sande.

Humoreske

von

Otto Girndt.

(Nachdruck verboten.)

Die Sprechstunde eines berühmten Berliner Arztes ging zu Ende. Er war zugleich Universitätsprofessor und Dirigent einer Klinik, konnte daher keine eigentliche Praxis ausüben, sondern dem Publikum, das ihn von Nah und Fern aussuchte, nur mit seinem ausgezeichneten Scharfblick dienen, der ihn selten über den wahren Sitz einer Krankheit täuschte. Er gab dann den Weg zur Heilung an, kümmerte sich aber nicht weiter darum, wie seine Rathschläge befolgt wurden.

In dem Augenblick, da unsere Erzählung beginnt, sahen im Wartezimmer noch drei Personen, ein ältlicher Herr von ziemlicher Korpulenz, neben ihm ein junges Mädchen, entfernt von Beiden in einer Fensterecke des Professors Diener, der die Klienten zu kontrolliren und ihre abgelegten Garderobestücke zu überwachen hatte, jetzt aber bei der geringen Zahl der Anwesenden gähmend in eine illustrierte Zeitschrift guckte. Der starkleibige Herr und das Mädchen wechselten selten ein kurzes Wort im Flüsterton, sie lauschten gespannt, ob die Thüre des Empfangsgemachs sich nicht

bald öffnen und der junge Mann, der zuletzt vor ihnen eingelassen wurde, heraustreten würde. Die Unterredung desselben mit dem Heilkünstler dauerte für ihre Ungeduld viel zu lang. Vernehmen ließ sich nichts davon; denn der Stimmenschall ward durch eine schwere Portièrè gedämpft.

Endlich ein Geräusch hinter dem Vorhang, eine Hand, die ihn zurückschob — der Paß war frei. Sofort erhob sich auf einen Wink des Dieners der grauköpfige Herr, verschwand durch die Portièrè in's Allerheiligste, und der junge Mann, der die lange Konferenz mit dem Professor gehalten, musterte die Regenschirme im gußeisernen Ständer, um den seinigen heraus zu finden. Da war's ihm, als hörte er leises Schluchzen, rasch wandte er den Kopf, er hatte sich nicht getäuscht: das junge Mädchen saß allein, ihr Tuch an die Augen gedrückt. Als sie mit ihrem Begleiter gekommen, hatte er, selbst noch auf das Wartezimmer angewiesen, am Fenster gestanden und sich nicht umgedreht, auch später keinen Blick auf sie geworfen. Jetzt weckte ihr Schmerz seine Theilnahme. Er trat ihr näher mit der sanften Frage, was ihr fehle. Das Tuch sank von den schwimmenden Augen, er sah in seine, nicht alltägliche Büge. „Ich ängstige mich,“ gestand sie, „was der Herr Professor meinem Vater sagen wird!“

So erfuhr der Frager, daß und wie die zwei Leutchen zusammen gehörten, und forschte weiter: „Woran leidet Ihr Herr Vater?“

„Das wissen wir eben nicht,“ versetzte sie. „Der Professor soll's erst feststellen. Ich fürchte, es hat sich Gallenstein gebildet, oder die Leber ist angegriffen.“

„Seine rüstige Haltung,“ sprach der Borige, „verrieth nichts von inneren Beschwerden. Wir sehen leicht zu schwarz, wenn Einer unserer Lieben leidet. Als Laien sollten wir uns überhaupt vor Diagnosen hüten.“

Der Trost that ihr offenbar wohl; sie stand, die Wimpern trocknend, auf, so daß nun auch ihr zarter, schlanker Wuchs deutlich hervortrat. „Unser Hausarzt,“ motivirte sie ihre Besorgnisse, „hat mir den Gedanken nahe gelegt. Er wußte nichts mehr mit dem Vater anzufangen, deshalb schickte er uns hieher in die Hauptstadt zu der medicinischen Autorität. Er wollte nicht auf eigene Verantwortung eine Badereise anrathen, meinte jedoch, der Professor würde wahrscheinlich Rissingen oder Ems empfehlen.“

„Dann muß Ihr Arzt,“ muthmaßte der Hörer, „das Uebel wohl mehr im Magen suchen; bei Gallen- oder Leberkrankheiten pflegt Karlsbad der geeignete Kurort zu sein.“

„Allerdings,“ gab das Mädchen zu, „ist der Magen auch im Spiel; denn der Appetit läßt gegen früher viel zu wünschen. Freilich kein Wunder nach so viel Neger!“

„Neger?“ horchte er auf.

„Ja,“ bestätigte sie, „aus geschäftlichen Fatalitäten ist der ganze Zustand hervorgegangen.“

„Da haben wir,“ entgegnete er, „ein merkwürdig gleiches Schicksal. Auch mein guter Papa ist durch Verdruß in seinem Geschäft dergestalt mitgenommen, daß er gestern den Professor konsultirt hat. Seinetwegen bin ich heute zur Stelle, um mir noch einige Verhaltensregeln für die vorgeschriebene Reise zu erbitten; denn ich will meinen Papa begleiten, wie Sie den Ihrigen.“

In dem Moment trat „der Thirge“ schon wieder vom Arzt heraus und rief: „Johanna!“

Das Mädchen flog auf ihn zu: „Nun? Was sagt er?“

Der Vater schien unzufrieden: „Hier wird man höllisch kurz behandelt. Nach Rissingen soll ich!“

„Also doch?“

„Zum ausführlichen Vortrag meiner Krankheitsgeschichte bin ich gar nicht gekommen. Schon bei der Einleitung fiel mir der Professor in's Wort: ‚Haben Sie etwa schweren Neger gehabt?‘ Ich konnte kaum Ja sagen, da entschied er: ‚Rissingen! Trinken Sie Ragoczy, vermeiden jede neue Aufregung, suchen angenehme Gesellschaft, in vier Wochen wird's gut sein; zu baden brauchen Sie nicht, wenn Sie nicht wollen! Der Mann ertheilt Audienzen wie ein Fürst!‘“

Johanna's Gesicht hatte sich förmlich verklärt. Ohne auf die Anwesenheit des Fremden und des Dieners Rücksicht zu nehmen, fiel sie dem Patienten um den Hals: „Väterchen! In vier Wochen wird's gut sein? O, wie glücklich bin ich nun wieder! Komm, komm! Hast Du das Honorar gezahlt?“ Sie wartete keine Antwort ab in ihrer freudigen Erregung. „Komm, ich packe unsere Sachen im Hotel, wir erkundigen uns, wann der nächste Zug geht —“

„Nach Rissingen?“ fiel der junge Mann ein. „Ich habe unterwegs das neueste Kursbuch gekauft. Erlauben Sie!‘ Er griff in die Tasche, schlug das Werkchen auf und belehrte nach kurzem Blättern: „Heute Abend acht Uhr und Sie kommen morgen früh um neun Uhr fünfzig Minuten an!“

„Ach, da haben wir vollauf Zeit!“ frohlockte das Mädchen. „Ich danke Ihnen, mein Herr! Komm, mein liebes, liebes Väterchen!“ Und sie suchte den Leidenden, der gar nicht leidend aussah, fortzuziehen.

„Doch nicht ohne Schirme?“ protestirte er. Im Nu hatte sie zwei geschlossene seidene Regendächer ergriffen und öffnete den Ausgang. Ihre Gast war so groß, daß sie jeden Abschiedsgruß an den jungen Mann vergaß. Der Zurückbleibende empfand leisen Unmuth darüber, andererseits sagte er sich aber, nur ihre Seligkeit über den ärztlichen Ausspruch trage Schuld an der Zerstretheit, und er vergab ihr gern um der tiefen Liebe willen, die sie durch Wort und Wesen für den Vater gezeigt. Denn er hing mit ähnlicher Zärtlichkeit an seinem Papa, und nichts zieht uns stärker zu Fremden hin, als die Wahrnehmung gleicher Gefühls- und Anschauungsweise. Während er langsam den linken Handschuh anstreifte, den er bisher in den Fingern gehalten, keimte der Wunsch auf, das Mädchen wiederzusehen. Und wie ein Gedanke den andern gebiert, knüpfte sich daran die stille Betrachtung: eine so liebevolle Tochter muß das hingebendste Weib werden; glücklich der Mann, der sie einst sein nennt! — Daß sie schon versprochen sein könnte, war nach ihrem Benehmen nicht wahrscheinlich; denn Kindesneigung äußert sich in der Regel nicht mehr so lebhaft und naiv, wenn Brautliebe ein junges Herz erfüllt.

Aus der Träumerei, in die der junge Mann versank, ohne es zu wissen, riß ihn plötzlich die Stimme des Professors, dem inzwischen sein Diener gemeldet, daß er für

heute Ruhe vor der leidenden Menschheit habe. „Herr Braunhofer, Sie noch hier?“ wunderte sich der Arzt, im Begriff, mit dem Hut auf dem Kopf das Vorzimmer zu durchschreiten.

Der Angeredete besaß Geistesgegenwart: „Ich kam in ein kurzes Gespräch mit der jungen Dame, deren Vater soeben Ihr Gutachten eingeholt. Sein Leiden ist derselben Wurzel entsprungen, wie das meines Papa's. Ihm haben Sie Kissingen verordnet, Herr Professor, uns das kleine thüringische Frankenhäusen. Darf ich mir die Frage erlauben —“

Der Arzt hatte genug gehört. Verdrießlich, daß er aufgehalten wurde, stieß er hervor: „Der Mann ist ein Kleinstädter und braucht Anregung; Ihrem Vater wird's wohl thun, aus dem Gewühl der großen Babel in Ruhe und Stille zu kommen. Adieu!“

Der junge Braunhofer heftete sich ihm an die Ferse. „Aber würde Kissingen meinem Papa direkt schaden? Ich fürchte, in Frankenhäusen langweilt er sich. Kissingen ist doch auch kein Paris —“

„Meinetwegen,“ unterbrach der Professor, bereits auf dem Korridor, „gehen Sie auch nach Kissingen mit ihm!“

Braunhofer Sohn immer dicht hinter dem Gelfertigen her und die Treppe hinunter: „Soll Papa gleichfalls Ragoczy trinken?“

„Kaum nöthig! Nur baden und Luft genießen!“ lautete die halb unwirsch hingeworfene Vorschrift. Vor dem Hause hielt der Wagen des Arztes. Der Eigenthümer riß den Schlag auf und rief dem Kutscher zu, wohin er fahren sollte.

Braunhofer's Rechte verhinderte die Schließung der Kastrasse: „Noch Eins gestatten Sie, verehrter Herr Professor!“

„Herr Referendarius, ich muß in die Klinik, ich habe heute früh eine Operation auf Tod und Leben vollzogen!“

„Nur das Eine,“ bat Jener, sich einer Nothlüge erdreistend, „der alte Herr kam mir bekannt vor. Wer war er mit Erlaubniß?“

Der Professor rückte sein Sitzkissen: „Weiß nicht, notire nur Namen, wenn Patienten wiederholt kommen!“ Auf dem Kutschbock knallte die Peitsche, die Pferde zogen an, der Neugierige mußte zurückspringen, um seine Füße vor dem Rade zu schützen. Aber lag im Grunde viel daran, ob er unzufrieden blieb? Hatte er doch die Hauptsache erreicht: er konnte nach Hause gehen und seinem Papa, der in der That nur mit Unlust an Frankenhäuser dachte, die angenehme Nachricht bringen, auch Kissingen sei erlaubt! Was den Professor zu der Genehmigung bewogen, war ja für Braunhofer senior bedeutungslos. Und der Sohn behielt nun sogar freieres Spiel für seine Einbildungskraft, als wenn er Namen und Stand des kleinstädtischen Leidensgefährten seines Papa's ausgekundschaftet hätte.

Die Abfahrt nach Thüringen war auf den nächsten Tag festgesetzt. Die unlängst eingetretenen Gerichtsferien ermöglichten dem Referendarius, mit dem Vater zu reisen. Der krank geärgerte Kommerzienrath saß auf ledernem Pferde in seinem Comptoir, Bücher und Brieffschaften ordnend, als sein Bruno erschien. Die griesgrämige Miene des Geschäftsmannes erheiterte sich. Der Sprößling war sein Ein und Alles, sein jüngerer Freund. Bruno's Mutter

ruhte seit vielen Jahren in der Erde, der Knabe war ohne Geschwister aufgewachsen und hatte dem Vater nie Kummer bereitet. Die beiden Braunhofer sahen sich an den Augen ab, was sie einander zu Liebe thun konnten. So war denn eben auch der Sohn noch einmal zum Arzt gegangen, um sich instruiren zu lassen, was der Kommerzienrath unterwegs an Speisen und Getränken zu meiden habe, wann er zu Bett gehen, wann er aufstehen solle, kurzum ein vollständiges Kurreglement von Hause mitzunehmen.

„Papa,“ grüßte Bruno frohen Blickes, „was würdest Du sagen, wenn der Arzt Dir Frankenhäusen erließe und wir nach Kissingen gingen?“

„Holla!“ Wie ein Jüngling schwang sich der hohe Fünzfziger vom knackenden Lederroß. „Das lasse ich mir gefallen! Wie kam der Professor darauf?“

„Ich schlug's ihm vor, weil ich Dir den Widerwillen gegen das armselige thüringische Nest angemerkt.“

„Prachtmensch, der Du bist!“ Der Kommerzienrath faßte ihn am Kinn. „Ja, siehst Du, gerade an Kissingen hatte ich auch im Stillen gedacht. Heute auf der Börse erzählte mir noch der Bankier Schmiesing davon, er nannte es das fränkische Paradies.“

„Wenn der Zufall,“ lächelte Bruno, „Deine geheimen Wünsche so begünstigt, was wollen wir mehr?“ Daß seine eigenen geheimen Wünsche die Aenderung des Reiseziels bewirkt, verschwieg er. Es war die erste Unehrllichkeit, deren er sich gegen den Papa schuldig machte. „Was meinst Du,“ fuhr er fort, „könnten wir nicht heute Abend schon auf und davon?“

„Das geht nicht, lieber Sohn,“ verneinte der Kommerzienrath, „für morgen war einmal Alles zum Ausbruch bestimmt, ich habe meine Verfügungen danach getroffen und werde nicht früher mit meinen Arbeiten fertig.“

Bruno ergab sich darein. Hätte er gedrängt, so mußte es den Vater befremden, und beim Zusammentreffen auf dem Bahnhof mit der Reisegesellschaft, nach welcher er sich sehnte, würde dem klugen Kommerzienrath unzweifelhaft Verdacht aufgestiegen sein. Das überlegte der Herr Sohn. Begegnete man dem unbekanntem Kleinstädter und seiner reizenden Tochter erst auf der Brunnenpromenade, so blieb der Schein vollster Zufälligkeit gewahrt. Eine Melodie aus der neuesten populären Oper summend, verließ Bruno das väterliche Comptoir. In der Nacht erwachte er gegen seine Gewohnheit mehrmals und berechnete, wenn er die Uhr schlagen hörte, wo Fräulein Johanna jetzt wohl sei und wo er selbst vierundzwanzig Stunden später sich befinden werde; denn er hatte, bevor er sich niedergelegt, die Tour nach Rissingen so gründlich studirt, wie nur je als akademischer Bürger die Novellen Justinians im corpus juris und den Ulpian.

Der Morgen kam, der Tag verging, der Kommerzienrath verabschiedete sich bei seinem Geschäftspersonal und sagte dabei zu dem Prokuristen: „Also Sie wissen Bescheid, wenn Nathusius noch einmal schreiben sollte, antworten Sie ihm wieder nicht, sondern remittiren seine Grobheiten, wie ich's gethan, uneröffnet! Nur so ist der Mensch los zu werden!“ Der Prokurist pflichtete dem Chef vollständig bei.

Vater und Sohn rollten auf den Schienen in die Abenddämmerung hinaus. Die gleichmäßige Bewegung des Schnellzugs lullte den älteren Braunhofer gar bald in sanften Schlummer, der jüngere fand keinen Schlaf. Er sah den Neumond jetzt rechts, dann links zum Waggonfenster herein blinken und malte sich aus, was Alles geschehen könne, bis der alte Bursche da oben wieder in's letzte Viertel träte. Der Mensch vergleicht gern, sowohl Naturschönheiten, wie Persönlichkeiten. Aber mit wem sollte Bruno Fräulein Johanna vergleichen? Er hielt sich an den Vornamen und ließ die geschichtlichen Trägerinnen desselben, die in seiner Erinnerung lebten, Revüe passiren. Die kriegerische Johanna von Orleans hatte nichts mit der seinigen gemein, die furchtbare Königin von Neapel erst recht nicht, aber die dritte, die zwar nicht welthistorisch dasteht, indeß durch Goethe's Ballade unsterblich geworden, Johanna Sebus, die siebenzehnjährige Schöne, Gute, die bei der Ueberschwemmung Hilfe reichend unterging. An Aufopferungsfähigkeit würde die moderne Kleinstädterin ihr gewiß nicht nachstehen, erwog Bruno, allein ihre zierliche Gestalt wäre doch wohl schwerlich im Stande, eine Mutter durch die Fluth zu tragen, und so hinkte auch der Vergleich. Ehe sich eine vierte Johanna fand, kamen dem Nachfahrer als vortreffliche Aushilfe die Verse Mirza-Schaffy's in den Sinn:

„Nichts finden, so weit das Weltall reicht,  
Die Blicke, was meiner Suleika gleicht,  
Schön, dornlos, voll ewigem Liebeschein,  
Kann sie mit sich selbst nur vergleichen sein!“

Er lächelte. War denn sein Wohlgefallen an der flüchtigen Erscheinung zu einem ernstern Gefühle ausgeartet? Der Zug hielt gerade an, die Stationslaternen streiften das Coupé, im Zwielicht suchten Bruno's Augen das väterliche Antlitz in der Ecke ihm gegenüber, der gute Kommerzienrath schlief so fest wie daheim im Bett und Morpheus goß ihm in den halb offenen Mund keine Ahnung von dem poetischen Seelenzustande seines Einzigen. Zwei Tage vorher hatte den jungen Mann nichts beschäftigt, als die große Frage, wie er im Herbst seine letzte juristische Prüfung bestehen werde, von der für ihn die Anwartschaft auf das Portefeuille des Justizministers abhing. Für die Zeit in Frankenhausen waren schon Bücher zurecht gelegt gewesen, die Allerlei vom Handels-, vom See- und vom Kirchenrecht enthielten, doch als der Koffer für Rissingen gepackt wurde, blieben die Folianten seltsamer Weise unbemerkt abseits liegen, und jetzt in der zweiten Stunde nach Mitternacht flüsterte der künftige Examinandus keine Silbe des Entsetzens über seine Vergesslichkeit vor sich hin, sondern: „Papa, wenn Du wüßtest!“ —

Strahlend legte der Sommermorgen seine Sonnenhand über den gesegneten Frankengau. Ihre scharfen Fingerspitzen berührten sengend des Kommerzienraths Nase, daß er aus der Lethargie aufschrak und den brennenden Gesichtsvorsprung rieb. Die Heiterkeit Bruno's über seine Hantirung nahm er nicht übel, stimmte vielmehr selbst darin ein und schüttelte das kleine Frösteln ab, welches die Glieder nach jeder Nachtreise befällt. Er meinte, Bruno habe ebenso vortrefflich geruht, wie er selbst, und der

Sohn konnte es zugeben, denn geruht hatte er ja, wenn auch mit ungeschlossenen Lidern. Der junge Mann spürte nicht die leiseste Erschöpfung oder Uebernächtigkeit, im Gegentheil glaubte er die Kraft in seinen Adern mit jeder Meile vorwärts wachsen zu fühlen. Dem Papa gefiel die Kulmbacher und die Bamberger Gegend ungemein, als jedoch die letzte Station vor dem Endpunkt der Fahrt, Friedrich Rückert's Geburtsstadt Schweinfurt, passirt war, sank ihm das Herz, er sah mißtrauisch nach beiden Seiten aus den Fenstern und fing an: „Höre, Bruno, am Ende sind wir mit Kissingen angeführt! Wenn die Landschaft so nichts sagend bleibt — ach sieh!“ unterbrach er sich mit heller Freude. Da breitete sich das lachende, walbhügelumrahmte Thal der Heilquellen überraschend anmuthig aus, Häuser und Saalefluß glänzten aus der Tiefe, Villen schimmerten von den Höhen — nein, man hatte nicht zu viel gesagt, Kissingen verdiente seinen Ruf!

In Schweinfurt auf dem Perron war dem Kommerzienrath von Ortskundigen der Rath gegeben worden, zuerst im Kurhause abzustiegen und von dieser Centralstelle aus sich nach einer Privatwohnung umzuschauen. Den Fingerzeig befolgte er. Bruno hatte sich kaum vom Reifestaub befreit, als er vorschlug, der Papa möge, da man hier schon um ein Uhr zur Table d'Hôte gehe, bis dahin im kühlen Zimmer rasten und ihn allein das Terrain im Städtchen rekognosziren lassen. Der alte Herr streichelte seinem Liebling die Wangen, er sah in der Proposition des Sohnes nur dessen guten Willen, ihm eine Mühe abzunehmen, und blieb nicht ungern an dem heißen Tage im schat-

tigen Salon seines Interimsquartiers. Mit Behagen zündete er eine Cigarre an und streckte sich auf den Divan. Würzige Luft quoll von draußen durch die weit offenen Fenster. Der Kommerzienrath empfand ein Wohlsein wie lange nicht. Es würde ihm auch an der Tafel schmecken, hoffte er und mediterrirte still weiter: vielleicht könne er wirklich den Brunnen ganz entbehren, zumal er lieber Wein als Wasser zu sich nehme; wenn er täglich bade und daneben einem soliden Müßiggang obliege, werde er sich alsbald wieder im Vollbesitz seiner ehemaligen Gesundheit befinden. Dabei gedachte er logisch der Ursache ihres Verlustes und brummte: „Ich will mir den unverschämten Menschen, diesen Nathusius, hier ganz aus dem Kopf schlagen. Er existirt nicht mehr für mich!“

Unterdessen hatte sich Bruno an den Oberkellner gewendet und das Fremdenbuch nebst der neuesten, am Morgen herausgekommenen Kurliste gefordert. Unter den Gästen des Kurhauses selbst stand kein Vater mit Tochter eingeschrieben, in nächster Nähe athmete demnach Fräulein Johanna nicht. Aber auch in die Kurliste war das Paar noch nicht aufgenommen. O Malheur! Der Referendarius hatte die stille Absicht gehabt, wo möglich unter dasselbe Dach mit dem Mädchen zu ziehen. Was nun? Die Hoffnung ganz aufzugeben, war er nicht der Mann. Er ging auf's Ungefähr in's Freie. Das Kurhaus liegt dicht an der Promenade, die zum Ragoczj-Quell führt. Bruno durchschlenderte die Allee, seine Blicke flogen spähend nach allen Seiten. Nur wenige Gestalten belebten die Baumgänge, keine einzige weibliche darunter; die Damenwelt

hatte sich für den Besuch der Mittagstafel zu kostümiren. Er machte Kehrt und pilgerte in die Straßen des Städtchens. Sie waren bald von der ersten bis zur letzten abgestreift. Manch' freundliches Gebäude winkte einladend und stellte Fremdenwohnungen zur Verfügung, wie die deutschen, französischen und englischen Inschriften an Wänden und Thüren besagten; doch Bruno trat nirgendwo ein, er spionirte alle Fenster, Balkons und Gartenzäune ab, er marschirte über die Brücke auf's rechte Ufer der fränkischen Saale, stieg bis zur letzten Villa am Fuß des Altenbergs empor — keine Spur von Johanna! Die erfolglose Wanderung entmuthigte ihn dennoch nicht, als er durch die Kuranlagen am Altienbade vorüber den Rückweg antrat; denn ein junger Mensch muß sich zu helfen wissen, besonders ein Jurist, dessen Beruf Schlantheit verlangt, um als Verhörsrichter durchtriebene Schelme zum Geständniß zu bringen, oder um als Vertheidiger mißlicher Sachen Ehre vor den Schranken einzulegen.

Der Kommerzienrath gab, noch auf dem Divan ruhend, seiner Manila den Rest, als Bruno den Salon wieder betrat. „Armer Kerl,“ bedauerte er jovial, „hast Du Dich bei der Hitze so abgemüht?“ Er erhob sich halb. „Nun, wie steht's mit einer Wohnung für uns?“

„Sie sind in Menge zu haben, lieber Papa,“ berichtete der Sohn, „doch eben deshalb denke ich, wir übereilen uns nicht, sondern lassen uns Zeit mit der Wahl, einstweilen sind wir ja hier ganz gut aufgehoben.“

„Du hast Recht,“ billigte der Kommerzienrath die Zauderpolitik und wollte der Besonnenheit des jungen Man-

nes noch ein besonderes Lob zollen, ward aber durch das Geläut der großen Hotelglocke abgelenkt, die zur Table d'Hôte rief. „Ah, sehr angenehm, es geht zu Tische!“ sprang er auf. „Macht's die Ortsveränderung oder die lange Fahrt, ich habe Hunger! Weißt Du, Bruno, den Ragoczj werde ich mir schenken, da ihn der Doktor nicht unbedingt geboten.“

Die Verkündigung war für den Empfänger kein Evangelium; denn dem bewußten Kleinstädter hatte der gemeinschaftliche Arzt ausdrücklich den Brunnen ostroyirt, mithin mußte am Sprudel Johanna zu finden sein, da sie als gute Tochter ihrem theuren Patienten jedenfalls auf Tritt und Schritt folgte. „Geh, geh, Papa,“ scherzte Bruno, seinen Schreck verbergend, während der Kommerzienrath vor dem Spiegel Toilette machte, „Du scheust Dich nur vor dem frühen Aufstehen; ich werde Dich des Morgens wecken!“

„Ja, Du!“ lachte der Andere, „Du bist ein ärgerer Langschläfer als ich!“ Er war mit seiner Kravatte in Ordnung und schritt zur Thür.

Der Sohn schloß sich ihm an mit den Worten: „Gib Acht, ich erwache, wenn ich nur will! An der Quelle sein und nicht wenigstens probiren, ob Dir das Wasser gut bekommt, das wäre ein Frevel gegen Dich selbst.“

Papa Braunhofer erblickte auch hierin wieder die lauterste Besorgniß um sein Wohl und erklärte: „Wenn ich Dir einen Gefallen damit thue, schaden kann der Versuch sicherlich nicht.“

„Und Du,“ fiel Bruno eifrig ein, „bist ja in der glücklichen Lage, jeden Augenblick die Trinkkur abbrechen zu

können.“ Der Kommerzienrath nickte und nahm sich im Stillen vor, sehr bald abzubrechen, sein lieber Sohn sollte nur zufriedengestellt werden.

Der Speisesaal füllte sich nicht allein mit Bewohnern des Kurhauses, auch andere Tischgäste fanden sich zahlreich ein. Neue Hoffnung für den Referendarius: Johanna konnte ebenfalls erscheinen! Doch die Plätze wurden besetzt, die Suppe kam, das Mädchen kam nicht. Der Kommerzienrath ließ sich an der Tafel mit den Umstehenden in Unterhaltung ein, erkundigte sich nach lohnenden Ausflügen zu Fuß und zu Wagen, Bruno horchte nach der entgegengesetzten Seite hin, wo die Bemerkung fiel, daß der Ragozzy auch gegen Abend getrunken werde. Sofort faßte er den Plan, seinen Papa, wenn die Sonne sich neige, brunnenwärts zu dirigiren; denn besser ließ das Angenehme mit dem Nützlichen sich gar nicht verbinden.

Der Kommerzienrath hatte als einen der nächsten und schönsten Punkte in der Umgegend „die Bodenlaube“ rühmen gehört. Beim Nachtiß äußerte er Verlangen, den Kaffee dort zu nehmen, und fügte leise hinzu: „Es ist mir sehr lieb, Bruno, daß wir noch keinen Bekannten aus Berlin gesehen, der uns seine werthe Gesellschaft aufdrängen könnte. Mir ist am wohlsten mit Dir allein!“ Der Sohn versicherte, ihm gehe es ebenso, und Beide verließen die Tafel, um einen der regelmäßig um diese Zeit an der Promenade postirten Miethswagen zur Fahrt nach der Bodenlaube zu besteigen. Raum hatten sie das Freie erreicht, als der Papa stehen blieb und seine Rocktaschen befühlte: „Hast Du Cigarren, Bruno?“

„Wenn Du bei mir bist, stecke ich nie welche ein, ich verlasse mich stets auf Dich.“

„Ich habe mein Etui oben im Zimmer liegen lassen.“ Der Sohn wollte hinausspringen, ward aber zurückgehalten: „Ich entdecke da am Ende der Promenade eine Tabaksbude. Man muß den Kiffingern etwas zu verdienen geben.“ Wiederum war Bruno bereit, den Gang zu thun, doch der Kommerzienrath fuhr fort: „Du kannst mich dort auf der Bank im Schatten erwarten, ich werde uns eine rauchbare Sorte aussuchen.“

Der junge Mann gehorchte und ließ sich auf den bezeichneten Ruheplatz nieder. Der Kommerzienrath wählte als Kenner sorgfältig, ehe er den Borrath der Cigarrenverkäuferin verringerte. Beim Abschied von der Bude rief er nach seinem Erben. Bruno hörte nicht, er saß vornübergebeugt, dem Vater den Rücken zugekehrt, und selbst die Schritte des Nahenden auf dem knirschenden Kies entgingen seinem Ohr. Diese Selbstversunkenheit war auffallend. Der Papa trat dicht an die Banklehne und sah über die Schulter des jungen Mannes. Was gewahrte er? Bruno's Spazierstock schrieb soeben ein kleines „a“ in den Sand, welches sich dem kalligraphisch ausgeführten Namen „Johann“ als weibliche Endung angeschlossen. Der heimliche Leser stuzte, gab jedoch keinen Laut von sich, sondern zog sich diskret um einige Fuß zurück. Dort faßte er Posto und rief den Sandschreiber nochmals an. Bruno fuhr, wie auf einer verbotenen Beschäftigung ertappt, in die Höhe. Der Kommerzienrath that, als bemerkte er's nicht, und winkte seitwärts dem Kutscher des vordersten

Bergnügungsfuhrwerks. Man stieg ein, Bruno nahm den Nikotinstengel, den ihm der Papa bot, die Fahrt ging nach der Bodenlaube. Sie währte ungefähr eine halbe Stunde, gesprochen ward anfangs wenig dabei, bis der Kommerzienrath plötzlich die Hand auf des Sohnes Arm legte: „Bruno!“

„Papa?“

Dieser heftete den Blick forschend in Bruno's Augen: „Du hast bisher kein Geheimniß vor mir gehabt, lieber Sohn!“ Er hielt inne.

„Was meinst Du?“

„Setzt hast Du eins!“

„Ich?“

„Du hörst, daß ich's weiß.“

„Was weißt Du?“

Der Kommerzienrath sog an seiner Cigarre, als hätte sie keine Lust: „Ich will mich nicht in Dein Vertrauen drängen, wenn Du mir's nicht von selbst entgegenträgst.“

„Ich verstehe Dich wahrhaftig nicht,“ schüttelte Bruno den Kopf.

Der Papa hatte den Hut abgenommen, über seine Stirn flog eine leichte Wolke: „Ich werde nicht deutlicher werden. Magst Du nicht sprechen, gut! Doch sei überzeugt, mein Sohn, Du kannst in keiner Lebenslage einen besseren Freund finden, als Deinen Vater!“

„Ich bitte Dich, kläre mich auf,“ sprudelte Bruno heraus, „welches Geheimniß soll ich vor Dir haben?“

Noch schärfer als zuvor fixirte ihn jetzt der Papa und fragte langsam: „Wer ist Johanna?“

Bruno gab sich einen Ruck, daß der Wagen schwankte:  
„Alle Wetter!“

„Nun?“

Der junge Mann starrte den älteren an: „Bist Du mit Geistern im Bunde?“

Der Kommerzienrath mußte lächeln: „Möglich!“

„Sage mir — woher in aller Welt — hast Du —“

„Das bleibt mein Geheimniß, bis ich Deines erfahren!“

Bruno konnte sich von seinem Staunen nicht erholen, in abgerissenen Sätzen antwortete er: „Aber ich habe keiner Menschenseele — und heut' Nacht, wo ich kein Auge zugehan — sonst ließe sich glauben, ich hätte im Schlaf gesprochen —“ er lachte hell auf.

„Du lachst? Jetzt gestehe!“

„Das ist die sonderbarste Geschichte, die mir je vorgekommen!“

„Sag Dir diese Johanna so im Sinn, daß Du die Nacht wachend verbracht?“ forschte der väterliche Freund weiter.

„Nun denn, einziger Papa, enterbe und verstoße mich!“

„Wie?“ Der Kommerzienrath lehnte sich zurück, er ward ernst und besorgt: „Du bist in den Jahren, Bruno, wo das Herz sich regen darf, aber solltest Du Dich zu einem Mädchen verirrt haben, dessen Wahl ich mißbilligen müßte?“

„So weit sind wir nicht,“ erklärte Bruno, „aber ich bin der schlechteste Sohn, der auf Erden existirt!“

„Wie so?“

„Ich habe Dich schmäzlich hintergangen; nicht Deinet-, nein, meinetwegen persuadirte ich den Professor, Dir Kissingen statt Frankenhäusen zu gestatten!“

„Ah, nicht übel! Also Deine Johanna ist hier?“ errieth der scharfsinnige Papa.

„Sprich nicht von meiner Johanna,“ bat Bruno, „ich kenne noch nicht einmal ihren Familiennamen!“

„He?“

„Aber Du kennst ihn?“

„Gott bewahre!“

„Ich beschwöre Dich: woher weißt Du, daß sie Johanna heißt?“

„Davon später!“ wich der Kommerzienrath aus. „Zuerst beichte Du, Spitzbube!“

Indem hielt der Wagen an der ruinengeschmückten Anhöhe, die sammt der kleinen, unterhalb der Trümmer gelegenen Kaffeewirthschaft die Benennung „Bodenlaube“ führt. Der Kosselenker fragte vom Bock seine Fahrgäste, ob sie zu Fuß hinaufwandern wollten, wie es die meisten Fremden thäten, und ob er ihre Rückkehr erwarten solle. Sie bejahten und stiegen aus. Arm in Arm gingen sie bergan, sie ließen Aussicht Aussicht sein, die Vorgänge im Wartezimmer des Berliner Arztes nahmen den Berichterstatter wie den Hörer gänzlich in Anspruch. Bruno schilderte Johanna's kindliche Angst und Liebe, die den Grund seiner Sympathie gelegt, er verschwieg auch nicht, daß ihr Vater auf ähnliche Weise wie der Kommerzienrath die Gesundheit eingebüßt, wodurch in diesem entschiedenes Mitgefühl für den Leidensgenossen erwachte. Nachdem Alles enthüllt

war, was der Referendarius in der Brust getragen, erklärte auch der Vater das scheinbare Wunder seines Wissens, und Bruno lachte über sich selbst. Er fände es natürlich, sagte er, wenn der Papa ihn verspottete, ja, wenn er ihm zürnte. Der humane Mann that jedoch weder Eins noch das Andere, vielmehr versetzte er mild: „Unser Geist, mein Sohn, muß in wichtigen Dingen oft lange erwägen und überlegen, um den rechten Entschluß zu fassen; das Herz hingegen wird durch seinen Instinkt im Augenblick zu Entscheidungen getrieben. Mag Dein Instinkt glücklich gewesen sein! Du wirst mir das Mädchen zeigen, ich will mit ihrem Vater Bekanntschaft anknüpfen, und das Uebrige — Du verstehst mich!“ Er drückte Bruno's Arm, der Druck ward warm erwidert.

So gelangten die beiden Braunhofer unversehens an das Kaffeehaus, nicht rechts, nicht links blickend, als der ältere sich auf einmal bei seinem Titel angerufen hörte. „Richtig ein Berliner!“ murmelte er mißmuthig.

Um so erfreuter war der Landsmann und lud die Ankömmlinge sofort an seinen Tisch ein. Der Kommerzienrath konnte nicht abschlagen, denn es war der vereidigte Börsenmakler Tiez, der vor ihm stand, ein Mann, mit dem er daheim öfter geschäftlichen Verkehr pflog. Wie zu Hause, erwies sich Tiez auch in der Fremde überaus gefällig und dienstwillig: „Sie nehmen doch Kaffee, meine Herren? Kellnerin, noch zweimal Kaffee hierher!“ Nach dem lauten Kommando dämpfte er indeß sein Organ rasch, so daß es fast geheimnißvoll flüsternd klang: „Hören Sie, bester Kommerzienrath, ich muß Ihnen aber gleich etwas

sagen, was Ihnen wahrscheinlich nicht angenehm sein wird!“

„Was denn?“

„Sie sind heute angekommen?“

„Ja!“

„Ich gestern, und zwar fuhr ich mit Jemand, der Ihnen nicht grün ist. Wenn ich Sie vorbereite, können Sie ihm leicht aus dem Wege gehen, da er Sie nicht persönlich kennt.“

„Von wem reden Sie, lieber Tieß?“

„Von einem schlesischen Holzhändler —“

„Rathusius?“ ergänzte Braunhofer schnell im Frage-  
ton und fuhr, da der Makler bejahend nickte, fort: „Wie kamen Sie auf mich zu sprechen?“

„Ich nicht, denn der Mann war mir ganz fremd. Aber wie die Kleinstädter sind: wir saßen uns kaum fünf Minuten im Coupé gegenüber, da fing er an, seine ganze Lebensgeschichte auszukramen und fragte, ob Sie mir bekannt wären. Nun ging's los! Und als ich nur ein Wort zu Ihren Gunsten fallen ließ, gerieth er dermaßen in Rage, daß ich für's Beste hielt, zu schweigen.“

„Daran thaten Sie klug,“ meinte der Kommerzienrath. „Ich mache mir auch nichts mehr mit ihm zu schaffen und danke Ihnen, daß Sie mich von seiner Anwesenheit in Kenntniß setzen. Gewiß werde ich mich hüten, ihm zu begegnen.“

„Was haben Sie denn eigentlich mit ihm gehabt?“ forschte Tieß.

„Hat er's Ihnen nicht erzählt?“

„Seine Tochter ließ ihn nicht dazu kommen.“

„Seine Tochter?“ rief Bruno, der sich bis dahin passiv verhalten, von einer Ahnung befallen. „Wie sieht der Mann aus? dick?“

„Mächtige Figur!“ sagte Tiez und beschrieb mit der Hand eine Kurve in der Luft.

Bruno ergriff des Kommerzienraths Arm: „Papa!“ Mehr brauchte er nicht zu sagen. Die Kombination lag zu nahe, daß der schlesische Holzhändler Nathusius der Vater Johanna's war.

Indem duckte Tiez den Kopf: „Blitz, da biegt er um die Ecke!“

„Sieh nicht hin, Papa!“ flüsterte Bruno geschwind, da der Kommerzienrath eine unwillkürliche Bewegung machte. Ihm selbst aber geschah, wie er vor Kurzem daheim in einer müßigen Stunde von einem Romanhelden gelesen: „Das Blut drängte sich ihm gegen die Hirnschale, in den Ohren fauste es und vor seinen Augen blitzten tausend Funken.“

Da dröhnte es von der Hauswand her über den Platz: „Hieher, Johanna, wo wir Aussicht haben! Puh, die Höhe! Da ist ein Tisch frei!“ Um den Punkt, den er bezeichnete, zu erreichen, mußte Nathusius hart am Sitz des Kommerzienraths vorbei.

Tiez gab sich den Anschein, seinen Reisegefährten nicht wieder zu erkennen, dieser dagegen faßte ihn in's Auge und bot mit barscher Kürze guten Tag. Dabei streifte sein Blick die beiden anderen Herren und blieb auf Bruno haften: „Ist denn das nicht der junge Herr, den wir bei dem Professor in Berlin getroffen?“

„Ja, wirklich!“ bestätigte Johanna, sich leicht verneigend.

Bruno sah sich genöthigt, den Gruß zu erwidern, aber er war keines Wortes mächtig. Der Vater des Mädchens ließ ihn auch nicht dazu kommen: „Schau, schau, davon sagten Sie beim Doktor nichts, daß Sie auch nach Kissingen wollten.“

Mit Anstrengung brachte Bruno heraus: „Mein Papa entschloß sich erst später dazu.“

Dem Börsenmakler ward es bei der Annäherung nicht geheuer. Er stand auf: „Ich empfehle mich, meine Herren, ich muß in die Stadt zurück!“ Der Kommerzienrath drückte ihm schweigend die Hand zum Lebewohl, und Tiez entfernte sich hastig, ohne sich umzusehen.

„Ei,“ sagte Nathusius, „da wird ja hier Platz an Ihrem Tisch! Der junge Herr war schon in Berlin so freundlich gegen uns; wenn Sie nichts dagegen haben, setze ich mich mit meiner Tochter zu Ihnen.“

„Väterchen,“ hielt Johanna ihn zurück, die den Unterschied zwischen Bruno's heutigem und neulichem Betragen wohl gewahrte, „die Herren wünschen vielleicht ungestört zu sein.“

„Dann sagen Sie's!“ begehrte die mächtige Figur. „Mich aufzudrängen ist nicht meine Sache!“

„Sie hören nicht, mein Fräulein,“ begann der Kommerzienrath mit vornehmer Handbewegung. „Wenn es Ihrem Herrn Vater gefällig ist, ich bitte!“

„So komm, Johanna!“ forderte Nathusius seine Tochter auf, den von Tiez verlassenen Sessel einzunehmen.

Doch das Mädchen entgegnete: „Ich bestelle uns Kaffee!“ und eilte hinweg.

Während der starke Mann für sich einen andern Stuhl herbeiholte, sagte Bruno nur wieder das eine Wort: „Papa!“

„Sei ganz ruhig und laß mich machen!“ hörte er sich leise ermahnt.

Nathusius stellte seinen Stuhl so, daß er im rechten Winkel gegen Bruno zu sitzen kam: „Also das ist Ihr Herr Vater?“ Und zum Kommerzienrath fuhr er fort: „Was für ein Geschäft haben Sie, wenn ich fragen darf?“

„Wer sagt Ihnen, daß ich Geschäftsmann bin?“

„Der junge Herr hat meiner Tochter erzählt, Sie wären gerade wie ich durch Aerger im Geschäft heruntergekommen.“

„Wie viel Leute,“ fragte der Kommerzienrath die Lust, „mögen sich noch in Rissingen befinden aus gleicher Veranlassung? Als wir von Berlin wegfuhrn, stieg der Kommerzienrath Braunhofer in den Waggon —“

„Der hier?“ rief Nathusius, seine breite Rechte auf den Tisch werfend, daß derselbe unfehlbar umgestürzt wäre, wenn seine Füße nicht im Erdreich festgerammt gestanden hätten.

Braunhofer sah den Ueberraschten ruhig an: „Sie kennen ihn?“

„Nein, aber es freut mich ungeheuer, daß er hier ist!“

„Sie werden ihn äußerst verstimmt finden. Er hat in letzter Zeit schwere, unverdiente Beleidigungen erfahren.“

„Unverdiente? Von wem?“

„Von einem Manne, der nie in persönliche Berührung mit ihm gekommen. Er hat sich schriftlich Grobheiten sagen lassen müssen von einem schlesischen Holzhändler —“

Indem kehrte Johanna zurück und brachte die Kellnerin mit, die Kaffeegeschirr trug. „Johanna,“ rief ihr der Vater entgegen, „denke Dir, wer hier ist: der Kommerzienrath Braunhofer!“

Das Mädchen erschrak sichtlich: „Wie?“

„Der Herr erzählt mir soeben — na, sprechen Sie erst einmal weiter! Ich möchte doch hören, wie er die Geschichte darstellt. Ich kenne sie nämlich von Grund aus. Nachher werde ich mein Theil dazugeben; denn ist der Kommerzienrath, wie es scheint, Ihr Freund, so ist Nathusius der meinige!“ Er blinzelte dabei seiner Tochter zu, die sich in großer Spannung seitwärts vom Kommerzienrath niederließ, der, ohne eine Miene zu verziehen, wieder das Wort nahm:

„Richtig, Nathusius ist der Name! Dann aber verstand ich Sie vorhin falsch. Ihre Freude, den Beleidigten hier zu wissen, war Schadenfreude.“

„Lieber Herr,“ gestikulirte der Korpulente, „von Beleidigungen ist keine Rede, Nathusius hat dem Kommerzienrath nur nach Gebühr die Wahrheit gezeugt.“

„Dann wissen Sie die Sache besser, als ich; denn ich kann Ihnen nur sagen: Braunhofer war wie aus den Wolken gefallen, daß ihn Jemand wie einen Schwindler betrachtet und hingestellt.“

„Lieber Herr, zu der Auffassung ist Nathusius berechtigt.“

„Wodurch?“

„Meier und Compagnie standen seit zwölf Jahren mit ihm in Verbindung und Alles ging glatt, bis eine schöne Nacht — denn über Nacht kam's — der Bankrott bei Meier ausbrach. Um sein Guthaben zu retten, wollte Nathusius das Geschäft kaufen, schrieb sofort an einen Rechtsanwalt, bot einen anständigen Preis und dachte schon, er hätte es. Da bekommt er die Antwort, der Kommerzienrath Braunhofer stehe bereits in Unterhandlung wegen des Ankaufs. Nathusius fragt brieflich bei dem Herrn an, wie viel er geben will. Darauf fragt Braunhofer an, wie viel Nathusius geben will. In seiner dummen Ehrlichkeit nennt Nathusius die Summe. Der Kommerzienrath schreibt ihm wieder, er habe mit einer Mehrzahlung von dreitausend Thalern den Kauf perfekt gemacht.“

„Nun? So verlor doch Ihr Freund von seinem Guthaben keinen Pfennig?“ bemerkte der Kommerzienrath.

„Davon freilich nicht,“ räumte der Andere ein, „aber das Geschäft selber verlor er; die dreitausend Thaler mehr hätte er auch gezahlt, ja fünftausend; denn er ging mit dem Plan um, seiner Tochter wegen ganz in die Residenz zu übersiedeln.“

„Entschuldigen Sie,“ bat der Kommerzienrath, „musste Braunhofer nicht annehmen, die Summe, die Herr Nathusius angegeben, sei sein höchstes Gebot, das er nicht überschreiten werde? Und hat der Mann in dem betreffenden Schreiben das Geringste von seinem Uebersiedlungsprojekt erwähnt?“

„Ach, Sie meinen wohl gar, der Herr Kommerzienrath würde dann so gefällig gewesen sein, zurückzutreten?“

„Vielleicht!“

„Unsinn! Nehmen Sie's nicht übel!“

„Aber Väterchen,“ mischte sich hier Johanna ein, während Bruno starr vor sich hin in das reizende Thal blickte, „wenn der Herr das sagt, der den Kommerzienrath kennt —“

Der Vater ließ sie nicht aussprechen: „Sein Glaube macht dem Herrn alle Ehre, er würde so anständig gehandelt haben, aber der Bewußte ging blos darauf aus, sich das Meier'sche Geschäft in die Hand zu spielen, und deswegen hatte Nathusius das Recht, ihm den Text zu lesen!“

„Braunhofer besitzt das Geschäft nicht mehr,“ warf der Bewußte leicht hin.

„Da haben wir's ja!“ rief Nathusius. „Das dacht' ich mir gleich, behalten würde er's nicht; denn was versteht er von Holz und Kohlen? Er wollte blos seinen Profit aus dem Wiederverkauf ziehen.“

Der Kommerzienrath lehnte sich auf seinen Sitz zurück, die Arme verschränkend: „Wenn er nun keinen gezogen hätte?“

„Um so besser!“

„Sie mißverstehen. Es kam ihm nicht darauf an. Mehr kann ich Ihnen indessen nicht mittheilen.“

Hier verwandelte sich Bruno aus der Bildsäule, die er so lange vorgestellt, in ein lebendiges Wesen zurück: „Warum nicht, Papa? Warum soll der Herr nicht hören, daß der Kommerzienrath den Meier'schen Kindern das Geschäft gerettet? Sie werden wissen, daß der Vater der

Armen nebst seinem Associé landflüchtig geworden, um der Strafe zu entgehen, die auf fahrlässigem Bankerott steht.“

„Vater!“ rief Johanna, in deren Wangen helle Gluth stieg.

Das runde Gesicht des Holzhändlers bekam einen Ausdruck, daß er sich selbst kaum erkannt haben würde, wenn er in einen Spiegel geblickt hätte: „Was Sie sagen! Den Kindern? Das wäre ja —“

„Edel, will ich meinen!“ half Bruno ungestüm nach.

„Furchtbar edel!“ gestand Nathusius zu, so daß der Kommerzienrath über die Steigerung lächelte.

„Anders handelt er nie!“ schleuderte Bruno in seiner vorigen Weise hin.

„Was ereiferst Du Dich, lieber Sohn?“ mahnte der Papa ihn zur Ruhe.

Der dicke Mann rieb sich die rothe Stirn: „Gott steh' mir bei, wenn ich ihm so unrecht gethan hätte —“

„Sie? Daran liegt nichts,“ entgegnete der Verkannte schnell, „aber lassen Sie's Ihren Freund Nathusius erfahren!“

„Meine Herren,“ hob Johanna's Vater an, „ich schäme mich jetzt beinahe — doch es muß heraus — Nathusius bin ich selbst!“

„Boz tausend!“ heuchelte der Kommerzienrath Ueberaschung.

„Ja, ich bin's wahrhaftig! Fragen Sie meine Tochter!“

Das that Papa Braunhofer nun nicht, aber er lachte: „Wissen Sie, das ist eigentlich sehr drollig, daß so am dritten Ort zwei Männer zusammentreffen müssen, die sich unbekannter Weise gegenseitig krank geärgert!“

Nathusius saß niedergeschlagen da: „Thun Sie mir den Gefallen und lachen nicht!“

„Ich kann mich der Heiterkeit nicht erwehren.“

„Aber mir ist die Geschichte keineswegs spaßhaft. Wie soll ich das gut machen? Jetzt verstehe ich den Kommerzienrath, warum er mir meinen letzten Brief unerbrochen remittirt hat. Er verachtet mich. Und ich kann ihn nun hier nicht einmal auffuchen. Selbst wenn ich Sie, lieber Herr, um ihre Vermittelung angehen wollte, er würde mich nicht annehmen, und es wäre ihm nicht zu verdenken.“

„Also das sehen Sie doch ein?“

Nathusius antwortete auf die Zwischenfrage Braunhofer's nicht, sondern fuhr fort: „Doch ich habe eine Idee! Wo wohnt denn der Kommerzienrath?“

„Wo mein Sohn und ich wohnen, noch im Kurhause.“

„Ich danke Ihnen. Wollen Sie mir eine Freundlichkeit erzeigen?“

„Was wünschen Sie?“

„Sagen Sie ihm nicht, daß Sie mich gesehen! Donnerwetter,“ sprang er plötzlich auf, „da fällt mir ein: der Herr, der hier bei Ihnen saß, als wir kamen —“

„War der Börsenmakler Tieß aus Berlin!“ orientirte, unschuldig thugend, der Kommerzienrath.

„Das ist mir einerlei,“ erklärte Nathusius. „Zu ihm habe ich mir auf der Fahrt hieher den Mund über den Kommerzienrath verbrannt. Darum stand er auch auf und ging. Wenn ich nur wüßte, ob Braunhofer durch ihn etwa schon Wind von meinem Hiersein hat!“

„Warum bekümmert Sie das?“

Nathusius setzte sich wieder: „Ich hatte nämlich die Idee, meine Tochter zu ihm zu schicken.“

„Mich?“ rief Johanna frappirt.

„Nun,“ sagte der Kommerzienrath artig, „der Gedanke ist nicht schlecht, eine solche Vermittlerin könnte den Ge-tränkten schon versöhnen. Ihr Geschlecht hat oft eine Aus-gleichung herbeigeführt, wo Männer sich überworfen.“

„Sie bekommt das fertig, sage ich Ihnen,“ rühmte der Vater sein Kind, „sie kann mich um den Finger wickeln, wenn sie will, warum nicht auch einen Fremden? Sie ist gebildeter, als Sie ihr ansehen, sie hat in Breslau das Lehrerinnen-Examen gemacht.“

„A la bonne heure!“ äußerte der Kommerzienrath seine Anerkennung.

„Blos zu ihrem Vergnügen,“ fuhr ihr Biograph fort; „denn nöthig hätte sie's gottlob nicht gehabt.“

„In der That,“ lächelte der Vorige, „man würde hinter so anmuthigen Bügen kaum so viel Gelehrsamkeit vermuthen.“

Johanna nahm die Schmeichelei unbefangen hin: „Ich habe leider zu wenig gelernt für das Geld, das mein guter Vater an meine Ausbildung gewendet.“

Etwas ernster versetzte Papa Braunhofer: „Er wird die Kosten nicht bedauern. Was kann uns mehr an un-seren Kindern freuen, als ihr Wissenstrieb? Ich entsinne mich noch, wie glücklich ich war, als mein Sohn in der Kindheit Anlage und Neigung zum Studium zeigte.“

„Der junge Herr hat studirt?“ fragte Nathusius.

„Jurisprudenz!“ gab der Kommerzienrath gravitatisch zur Auskunft, als wäre keine höhere und heiligere Wissenschaft denkbar. „Jetzt ist er Referendarius, im Herbst absolvirt er das große Staatsexamen —“

„Wenn er nun durchfällt, Papa?“ warf Bruno ein, der nach der Wendung, welche die Unterhaltung genommen, seine gute Laune wiedergewonnen.

„Er scherzt!“ sprach sein Papa mit Ueberzeugung zu Nathusius. „Nachher mag er wählen, ob er die praktische Laufbahn einschlagen oder das Universitäts-Katheder besteigen will und Professor werden.“

Die Augen des Holzhändlers hatten sich vergrößert. „Allen Respekt!“ erklärte er. „Haben Sie noch mehr Kinder?“

„Nein! Ich verlor meine Frau nach kurzer Ehe.“

„Ich bin ebenfalls Wittwer und habe nichts auf der Welt, als das Mädchen. Sie führt mir die Wirthschaft wie eine Alte.“

„Wieder eine Tugend mehr an Ihnen, mein Fräulein!“ glosfirte der Kommerzienrath.

Johanna schüttelte munter das Köpfschen: „Sie müssen meinem Vater nicht glauben!“

„Nun glaube ich ihm gewiß,“ widersprach er und that einen Gedankensprung. „Aber Ihre kleine Heimath wird Ihnen zu eng? Sie sehnen sich in die Hauptstadt?“

„Hätte sich's gefügt,“ antwortete sie, „daß der Vater dort ein Geschäft gekauft, es wäre mir nicht unangenehm gewesen, doch wir können nicht Alle in Jerusalem leben,

und ich bleibe auch ebenso gern in den alten Verhältnissen. Nichts ist schrecklicher, als wenn der Mensch seine Wünsche nicht zu zügeln weiß.“

„Und nichts ist liebenswürdiger, als Anspruchslosigkeit,“ erklärte Braunhofer senior, sich erhebend. „Sie werden dem Kommerzienrath, so weit ich ihn kenne, nicht mißfallen, mein Fräulein!“

„Soll ich wirklich zu ihm?“ fragte sie etwas zaghaft.

„Ei,“ erwiderte er schnell, „mein Bruno hat mir Ihre große kindliche Liebe geschildert, wie er sie im Vorzimmer des Berliner Arztes wahrgenommen, und Sie können sich in diesem Fall noch bedenken?“

Als sie hörte, daß der junge Mann hinter ihrem Rücken von ihr gesprochen, streifte ihr Blick ihn flüchtig, und sie mochte fühlen, wie sie erröthete; denn sie wendete sich geschwind weg mit dem lauten Entschluß: „Ja, ich werde gehen, obgleich ich noch nicht weiß, wie ich's einleiten soll! Wann ist der Herr wohl im Hotel zu treffen?“

„Darf ich um Ihre Wohnung bitten?“

„Villa Monrepos jenseit der Saale.“

„Mein Sohn oder ich selbst werde Sie benachrichtigen, damit Sie keinen vergeblichen Gang thun.“

Die Artigkeit schien übertrieben von Jemand, der bei der Sache gar nicht persönlich interessirt war. Johanna merkte daran, wen sie vor sich hatte, wußte sich aber so gut zu beherrschen, daß sie ihre Entdeckung durch nichts verrieth. Mit dankender Verneigung gegen den Kommerzienrath sagte sie: „Das ist sehr viel Güte!“

Er lüftete den Hut: „Nur ein Vergnügen für uns! Wir fahren jetzt in die Stadt zurück.“

„Wir folgen Ihnen sogleich!“ verhiess das Mädchen eifrig.

„Auf baldiges Wiedersehen denn!“ Damit nahm Papa Braunhofer den Arm seines Sohnes und verschwand mit ihm.

„Väterchen,“ erinnerte Johanna, „Dein Kaffee steht noch unberührt!“

„Deiner ja auch!“

„Ich trinke nicht, trinke Du nur, ich werde unterdessen in die Küche gehen und bezahlen.“ Ehe der Vater Einspruch erheben konnte, war sie um die Ecke des Hauses geschlüpft. Mit zwei Zügen leerte er seine Tasse. Dann blickte er in den Sand zu seinen Füßen, strich sich das Kinn und brummte leise, bis die Tochter ihn aus der Entfernung rief.

Er gesellte sich zu ihr: „Höre, Johanna, was waren das für charmante Leute!“

„Und wer waren sie? Hast Du's nicht gemerkt?“

Er blieb stehen: „Was sagst Du?“

„Komm nur,“ spornte sie an, „daß wir rasch zu unserm Wagen gelangen! Warum unterließen die Herren, denen es doch sonst nicht an Formen fehlte, sich bei'm Abschied vorzustellen? Warum war der Sohn anfänglich so verstimmt und gerieth nachher bei der Rechtfertigung des Kommerzienraths in beinahe zornige Wallung? Kannst Du Dir aus alle dem keinen Vers machen, Väterchen?“

Wie wenig er zum Versetzen geschaffen war, bewies sein unumwundenes „Nein!“

„Mein Himmel, der alte Herr war der Kommerzienrath in Person!“

„Mädchen!“ zuckte die robuste Gestalt auf.

„Er wollte Dich nicht beschämen, lieber Vater!“

„Johanna, wenn Du Recht hättest —“

„Sie, Sie!“ drang Beiden eine rauhe Stimme an's Ohr. Ihre Augen folgten der Richtung des Schalles. Es war ihr Kutscher, der sie aufmerksam machte, wo sein Wagen stand. Als sie eingestiegen, wiederholte der Vater: „Wenn Du Recht hättest — aber nein, es kann nicht sein, Kind —“

„Nicht? Warum nicht?“

„Wie würde denn der Kommerzienrath oder sein Sohn zu mir kommen wollen?“

„Das lag nicht in seinen Worten. Einer oder der Andere wird uns schriftlich, vielleicht auch durch einen Boten die versprochene Nachricht geben.“

„Da bin ich doch sehr begierig!“ meinte Nathusius.

„Wie wär's,“ lächelte Johanna, „wenn ich dem zuvor käme? Kutscher!“ rief sie lauter. Der Mann auf dem Bock kehrte sich um. „Sie bekommen doppeltes Trinkgeld, wenn Sie den Wagen dort vor uns überholen!“

Der Köder zog. „Hui! Gott!“ Die Peitsche hieb auf die beiden trägen Säule ein, daß sie schnaubend die Mähnen schüttelten, die Nüstern aufbliesen und den „Donnergalopschlag des Hufs“ nachahmten, den Vater Bürger in einer seiner urkräftigen Balladen schildert. Der Staub flog wir-

belnd unter den Rädern empor. Nach fünf Minuten fauste die Kutsche an der des Kommerzienraths vorbei, deren Lenker seinen Kollegen für betrunken hielt und ihm eine Redensart im Geiste seines Standes zuwarf, die der ungerecht Kompromittirte nach dem Grundsatz vergalt: „Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil!“ Johanna aber grüßte die verwundert aufschauenden Insassen des ausgestochenen Gefährts so freundlich, wie ihr Vater es verlegen that.

„Sie wollen vor uns im Städtchen sein,“ folgerte der Kommerzienrath schmunzelnd aus der wilden Jagd, „nur zu!“ Er hatte inzwischen mit Bruno verabredet, daß dieser der Villa Monrepos die Meldung bringen solle, der Kommerzienrath Braunhofer fühle sich unwohl und hüte sein Zimmer im Kurhause, sein Zustand verhindere ihn jedoch nicht, Besuch zu empfangen. Bruno sollte hören, wie bald Johanna erscheinen werde, dann aber den Papa wieder verlassen; denn der Kommerzienrath wünschte, mit dem Mädchen allein zu verhandeln. „Die kannst Du dreist heirathen!“ lautete seine kurzgefaßte Kritik über sie.

„Aber Papa!“

„Was aber? Daß mir der alte Bär Grobheiten geschrieben, ist vergessen!“

„Du bist eine Seele von Mann! Aber wenn sie mich nun nicht mag, liebster Papa?“

Der Gefragte machte ein strenges Gesicht, als verletzte ihn der Einwand: „Ein kluges Mädchen wird keine Einfältigkeit begehen. In ihrem Krähwinkel soll sie sich einen Mann suchen wie Du bist!“

„Das ist Deine Ansicht von mir,“ entgegnete Bruno.  
 „Papperlapap,“ rief der Kommerzienrath fast ent-  
 rüstet, „wenn Du ihr nicht gefällst, ist sie Deiner nicht  
 werth!“

„Geh nur nicht übereilt zu Werke!“ bat der Sohn.

„Als brauchtest Du mir das anzuempfehlen!“ murrte  
 der Papa. „Du kannst vor der Promenade aussteigen  
 und gleich quer durch die Anlagen gehen.“ So geschah es.  
 Der Kommerzienrath fuhr allein am Kurhause vor. Im  
 Flur verkündete ihm der Portier, er werde bereits in seinem  
 Logis erwartet.

„Von wem?“

„Eine Dame ist oben.“

„Dame? Was Teufel? Aus Berlin?“ Der Portier  
 zuckte die Achsel. „Wer kann das sein? Wie ungelegen!“  
 murmelte der Kommerzienrath, indem er hastig die Treppe  
 hinaufstieg. Etwas ungestüm öffnete er die Thüre seines  
 Salons, blieb aber auf der Schwelle wie angewurzelt stehen;  
 denn der Boden des Gemachs wurde vor seinen Augen  
 mit prachtvollen Rosen bestreut, und Johanna war es, die  
 ihre kleinen Hände rührte.

„Mein Fräulein!“ rief er betroffen.

Sie lachte ihn unerschrocken an und ließ sich in ihrer  
 Thätigkeit nicht stören: „Der Herr Kommerzienrath ist  
 ausgefahren, die Zeit benutze ich.“

„Was thun Sie?“ fragte er, ohne ihr zu wehren; denn  
 die Ueberraschung hielt ihn noch gebannt.

„Er soll für das, was er unverschuldet von meinem  
 Vater gelitten, auf Rosen wandeln.“

Braunhofer zog die Thür hinter sich in's Schloß und trat ihr näher: „Sie sind ein liebes, herziges Kind!“

Johanna überhörte ihr Lob: „So, ich bin fertig, nun gehe ich! Wenn er kommt —“

Länger hielt sich der Kommerzienrath nicht: „Er ist schon da! Was sagen Sie nun?“

Sie streckte ihm die leeren Händchen hin: „Daß ich den großmüthigen Mann schon auf der Bodenlaube erkannt.“

„Mädchen, ich möchte sie —“ er machte eine Bewegung, als wollte er sie umarmen, that es jedoch nicht, sondern bat nur: „Sehen Sie sich einmal zu mir her!“ Er zeigte auf den Divan.

Sie zauderte: „Wo ist Ihr Herr Sohn?“

„Bei Ihrem Vater! Lassen Sie die Beiden fertig werden, wie sie wollen, und erinnern Sie mich jetzt überhaupt nicht an meinen Sohn! Sie stimmen mich heiter, mein Bruno dagegen macht mir Kummer.“

„Er?“ fragte sie ungläubig und ließ sich an den Divan geleiten, wo der Kommerzienrath sie neben sich niederzog.

„Ach ja!“ seufzte er.

„Seit wann?“ forschte sie. „Vor einer Stunde sprachen Sie mit Stolz von Ihrem Herrn Sohn.“

„Bei Ihren Kenntnissen,“ entgegnete er, „wissen Sie vielleicht auch, wie der alte Wieland singt: ‚Ein Augenblick kann Alles umgestalten!‘ Meinem Bruno ist die Wissenschaft plötzlich gleichgiltig geworden. Auf der Rückfahrt von der Bodenlaube gesteht er mir, daß er sämtliche Bücher zu Hause gelassen, die ihm zur Vorbereitung auf sein Staatsexamen nothwendig wären.“

Diese Mittheilung erschreckte das Mädchen. „Mein Gott,“ versetzte sie, „wie ist das denkbar? Wenn Jemand es schon bis zum Referendarius gebracht, müßte sein Beruf ihm doch unlöslich an's Herz gewachsen sein?“

„Ich weiß wohl,“ seufzte der Kommerzienrath, „woher das Unglück rührt. Ohne mein Wissen hat Jemand unheilvollen Einfluß auf ihn geübt.“

„Sollte Ihr Herr Sohn so leicht Einfluß auf sich üben lassen? Danach sieht er gar nicht aus. Sein Wesen erscheint echt männlich.“

Der unglückliche Vater seufzte auf's Neue, indem er ihre Linke ergriff und streichelte: „Es gibt Gewalten, die aller Männlichkeit spotten. Der Dämon, der meinen Bruno beherrscht, heißt Liebe!“

Johanna stuzte: „Liebe?“

„Ja, gutes Kind!“

„Wenn ich Ihre Andeutungen recht verstehe, Herr Kommerzienrath, hat Ihr Herr Sohn seine Neigung einer Person zugewendet, die ihm seinen Beruf verleidet.“ Er schwieg. Sie nahm das für ein Zugeständniß und fuhr lebhafter fort: „Wie ist das möglich? Dann hat sie ja gar kein Herz! Mit dem Mann zugleich wird doch auch seine Lebensthätigkeit dem Weibe werth? Wie darf sie ihn davon abwendig machen? Ich kenne Beispiele, wo Mädchen gesagt: ‚Ach, nur keinen Arzt!‘ und als Aerzte um sie warben, schlug der Widerwille gegen die Herren Doktoren völlig um, die Medicin ward auf einmal eine göttliche Kunst. So muß es sein in allen Fällen, der Mann mag treiben, was er will! Jede Art von Arbeit ist ach-

tungswerth, keine steht an Verdienstlichkeit hinter der andern zurück, zur Geringschätzung berechtigt nur der Müßiggang, ein Mann ohne Beruf ist erbärmlich!" Das Mädchen hatte sich mehr in Feuer geredet, als sie selbst gemerkt. Jetzt, da sie innehielt, nickte ihr der Kommerzienrath zu:

"Ich freue mich, solche Ansichten von Ihnen zu hören. Wahrlich, ich hätte nichts dagegen, wenn mein Sohn sich heute noch verlobte mit einem Mädchen von Ihrer Art!"

Johanna wurde ein wenig verwirrt: "O!"

"Ich schmeichle Ihnen nicht, Kind! Eine Braut wie Sie würde ihn nicht vom Examen abhalten, im Gegentheil, er müßte sich durch die Hoffnung auf Ihren Besitz doppelt angetrieben fühlen zum Fleiß, um mit vollem Glanz aus der Prüfung hervorzugehen." Johanna's Besangenheit wuchs, sie schlug die Augen nieder. Was sollten ihr diese Reden? Und der alte Herr hörte noch nicht einmal auf, sondern blieb im Zug: "Auch die Trennung von der Geliebten in der Zeit vor dem Examen würde ihm heilsam sein; denn Briefe rauben nicht so viel Stunden wie persönlicher Verkehr, und der Briefwechsel zwischen Brautleuten ist etwas sehr schönes, ein theurer Schatz für's ganze gemeinsame Leben, ich weiß das aus meiner Vergangenheit."

Jetzt rückte Johanna, ohne emporzublicken, unruhig auf ihrem Sitz: "Aber Herr Kommerz —"

Weiter kam sie nicht, er ergriff wieder ihre beiden Hände: "Und für mein Theil sage ich mir: Sie würden dem alternden Mann, wie jetzt in's Zimmer, Blumen

in's Dasein streuen. Ja, wenn Sie mein Töchterchen würden! Könnten Sie sich dazu entschließen?"

Da riß sie sich, auf die Füße springend, los: „Ich — wenn Ihr Sohn eine Andere liebt?"

So wild sie war, so ruhig entgegnete er: „Aber wie, wenn Sie sein Idol wären?" Sie starrte ihn mit geöffneten Rippen lautlos an. Er sah ihr ernst und forschend in's Gesicht, als wollte er lesen, was in ihrer Seele vorging. Dabei sprach er weiter: „Ihr Vater hat mich in einem seiner famosen Sendschreiben ziemlich deutlich für einen Schwindler erklärt, jetzt habe ich seiner Meinung Ehre gemacht Ihnen gegenüber. Ich wußte wahrscheinlich noch kein Sterbenswörtchen von Bruno's Leidenschaft, hätte ich ihn nicht heut nach Tische unvermerkt überrascht, als er dort — Sie können die Bank hier vom Fenster aus sehen — in sich gekehrt mit dem Stock in vollendet schönen Lettern den Namen Johanna in den Sand geschrieben.“ Hier schoß alles Blut, das zuvor aus des Mädchens Antlitz gewichen, in ihre Wangen zurück. Der Erzähler beobachtete den physiologischen Prozeß, ließ sich aber dadurch in seinem Bericht nicht hemmen: „Demzufolge klopfte ich bei dem jungen Herrn auf den Busch, und offen, wie er stets gewesen, machte er seinem väterlichen Freunde aus seinem Herzen keine Mördergrube. Ein einzig Mal im Leben hat er mich abscheulich getäuscht. Das war nach seiner Begegnung mit Ihnen im Vorzimmer des Berliner Arztes. Er kam strahlend zu mir in's Comptoir: der Professor habe mir Kissingen statt eines elenden Aufenthalts in

Thüringen bewilligt, daß und aus welchen Gründen aber Freund Bruno selbst den Medicus dazu veranlaßt, das erfuhr ich erst durch seine Schrift im Sande. Und nun antworten Sie mir, Kind: soll, was der arme Junge begehrt, in den Sand geschrieben bleiben, oder —?" den Rest sprach er nicht aus.

Johanna sah noch immer nicht auf. „Lassen Sie mir Zeit!" bat sie stammelnd.

„Ich danke Ihnen," versetzte er schnell in gänzlich verändertem Ton. „Das ist nichts! Wenn Sie sich erst bedenken und überlegen müssen, ob Ihr Herz für ihn sprechen soll, so spricht es eben nicht. Sie werden die Güte haben, meine Eröffnungen als Geheimniß zu bewahren, und ich reise morgen mit meinem Sohne ab."

Zum ersten Mal hob Johanna die Augen: „Morgen?"

„Ich würde sofort aufpacken," warf er hin, „wenn zwei Nächte hinter einander ohne Bett nicht eine Strapaze wären, der ich nicht mehr gewachsen bin. Bruno hat überdies auf der Herfahrt kein Auge zugehan." Jetzt war es der Kommerzienrath, der beim Sprechen das Mädchen nicht ansah.

Nun aber suchte sie keinen Blick, indem sie leise das Verlangen stillte: „Bleiben Sie doch!"

„Das wäre das Thörichtste von der Welt," ließ er sich kurz, fast hart aus, „ich habe gesagt, was zu sagen war. Liebe, die man von der Zeit erwartet, ist keine und wird's nie. Behüte Sie Gott auf Ihren Wegen, mein Fräulein, ich wünsche Ihnen alles Glück und Lebewohl!"

Johanna folgte der klaren Aufforderung, ihn zu verlassen, nicht: „Sie wünschen mir kein Glück!“

„Doch, doch!“

„Wenn Sie mich gehen heißen?“

„Wir wollen uns nicht wiederholen, Fräulein!“

„Es spricht ja schon!“ lächelte sie.

Sein abgewandter Kopf drehte sich: „Wie? Was spricht?“

Sie legte die Hand auf's Herz: „Hier — das!“

„Ist es wahr?“ Er breitete die Arme weit aus, und sie sank ohne Antwort hinein, das Gesicht verächtlich an seiner Brust bergend. Obgleich er sie fest umschlungen hielt, forderte er noch eine mündliche Besiegelung ihres Geständnisses: „Mädchen, ist es wirklich wahr?“

„Ich weiß selbst nicht, wie es kommt!“ hauchte sie.

Nun schwand sein Zweifel. „Dann ist's das Rechte, dann ist's Liebe!“ rief er und küßte sie einmal über's andere, als wäre er um dreißig Jahre verjüngt und hätte das Bräutigamsprivilegium für seine eigene Person erworben. —

Wenige Minuten später durchschritt er, sein Töchterchen am Arm, die Promenade, um sich in die Villa Monrepos zu begeben. Vom Musikpavillon aus machte die Kurkapelle den Ragoczytrinkern den Abendkelch schmachtender. Der Börsenmakler Tiez stand mit einem auf Kohlen gewärmten Becher der edlen Flüssigkeit da, ließ sie schluckweis in die Kehle gleiten, musterte das spazierende Publikum und gewahrte plötzlich das Paar, welches die geraden Linien der Peripatetiker schnitt. Er träute seinen Augen nicht, klemmte

schnell das Pincenez auf die Nase, es war kein Sinnentzug, die junge Dame blieb die Tochter des schlesischen Holzhändlers Nathusius und ihr Führer der Kommerzienrath Braunhofer. Der Börsenmann, der oft in seinem Leben von einem Tage zum anderen Millionäre in Bettler verwandelt gesehen und sich eingebildet, keines Erstaunens über den rapiden Wechsel menschlicher Verhältnisse mehr fähig zu sein, setzte dennoch in dem Moment die Verwunderungsmütze auf und murmelte: „Das begreife, wer kann!“

Auch in der Villa Monrepos wurden alsbald die Augen gewaltig groß. Der korpulente Nathusius hatte dort dem schlanken Referendarius Bruno auf den Kopf zugesagt: er sei der junge Braunhofer, und der Entlarvte hatte freudig bejaht mit der Versicherung, sein Papa sei dem reuevollen Korrespondenten durchaus nicht länger gram; dann aber war der Jurist zu der Ermahnung übergegangen, Nathusius möge sich künftig in Acht nehmen, Dinge zu Papier zu bringen, die ihm Injurienklagen zuziehen könnten. Er wußte die Straffsätze für die verschiedenen Grade von Injurien auf's Genaueste anzugeben und war mit der Tarification noch nicht fertig, als die Thür aufging und ein lebendes Bild sehen ließ, nämlich den Kommerzienrath, wie er seiner Begleiterin Johanna einen Kuß applicirte.

Bruno errieth natürlich sofort die ganze Bedeutung der stummen Scene und rief: „Johanna! Engel!“ Doch der Engel nahm für's Erste keine Notiz von ihm, sondern umarmte den starrstehenden dicken Mann: „Vater! Lieber, lieber Vater!“ und brach in Schluchzen aus.

Nathusius wußte nicht, wie ihm geschah. Der Kom-

merzienrath gab ihm eine gedrängte Erklärung, worauf der Schlesier stotternd erwiderte, er hätte eher des Himmels Einsturz erwartet, als solch' ein Glück für sich und sein Kind. Der Schreck, fügte er hinzu, sei ihm dermaßen in die Glieder geschlagen, daß er sich nothwendig setzen müsse. Er vergaß dabei, seinen gleichalterigen Gast ebenfalls zur Niederlassung aufzufordern. Aber Freude lähmt nicht lange. Er raffte sich nach einigen tiefen Athemzügen, die wie Schnarchen klangen, neugekräftigt in die Höhe und schwur: „Straf' mich Gott, wenn ich je wieder einem Menschen Unrecht thue, eh' ich vollgiltige Beweise habe, daß er ein Lump ist! Herr Kommerzienrath — Herr Bruder!“ Die mächtige Figur war so durchschüttelt von Erregung, daß ihr das Wasser in die Augen stieg.

Braunhofer senior bot ihr lächelnd die Hand: „Nichts mehr davon! Das Vergangene ist abgethan, freuen wir uns an und mit unseren Kindern!“

„Mein Sohn!“ würgte Nathusius seine Rührung hinter und preßte den Referendarius an sich, daß Johanna in Furcht gerieth:

„Väterchen, erdrücke ihn nicht!“

Der Löwe gab seine Beute frei, holte noch einmal aus tiefster Brust Athem und schlug mit der rechten Hand schallend auf die Fläche der linken: „Aber der Champagner, der heute fließt!“

„Oho!“ drohte der Kommerzienrath. „Johanna hat mir gesagt, daß der Herr Bruder am Morgen Ragoczly getrunken, da verbietet sich jeder Exceß!“

„Was?“ rief Nathusius und warf die Rechte wie zu

neuem Schwur in die Luft. „Kagoczj? Nicht einen Tropfen mehr! Nach dem verwünschten Sprudel habe ich den ganzen Vormittag Kopfbrummen gehabt, als läge mir ein eiserner Reifen um den Schädel.“

„Vorzüglich!“ versetzte der Kommerzienrath. „Das ist ein Zeichen, daß der Brunnen anschlägt. Sie werden durch die Kur etwas von Ihrer Fülle verlieren!“

„Warum soll ich das? Ich habe kein Bedürfniß, abzumagern. Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ Nathusius klopfte sich den Bauch. „Angenehme Gesellschaft hat mir der Professor in Berlin empfohlen, das war verständig, und da für hat der Himmel jetzt über mein Verdienst gesorgt, das nichtswürdige Wasser gönne ich Anderen! Ich habe mich umgethan, im „Russischen Hof“ gibt's das beste Essen und den besten Wein. Vorwärts, Kinder, mir nach!“ Er ergriff den Arm des Kommerzienraths, der sich denn auch nicht mehr sträubte. Die neuen Brüder waren indeß schon längst unten vor dem Hause, als Johanna und Bruno noch auf sich warten ließen. Endlich folgten sie den Herren Vätern, ihre Gesichter glühten merkwürdig in der Abendsonne, und die beiden Alten lächelten, als sie dies auffällige Symptom gewahrten, wie in Erinnerung der eigenen Jugendzeit vor sich, hüteten sich aber wohl, durch irgend eine Bemerkung das Arm in Arm hinter ihnen herwandernde Paar in Verlegenheit zu setzen.

Die Promenade am Brunnen war jetzt sehr belebt, Nathusius brach kraft seines Leibes die Bahn für sein Gefolge durch das Gedränge. Die Musik spielte die Thüringer Volksweise: „Ach, wie wär's möglich dann, daß ich Dich

lassen kann?" Johanna und Bruno kannten Beide das Dieb, sie sahen einander in's Auge und ihre Arme schlossen sich fester zusammen.

"Wo ist die Bank?" fragte das Mädchen.

"Dort!" zeigte Bruno. "Aber die Schrift im Sande ist gewiß zertreten."

Trohdem zog Johanna ihn an die Stelle. Er stieß einen leisen Jubelruf aus. Von den Buchstaben war der erste und der letzte erhalten geblieben. "Ich schrieb," flüsterte Bruno, "den lieben Namen als Frage an das Schicksal nieder, da steht die Antwort: Ja!"

Was sein holdes Bräutchen auf diese Auslegung des Orakelspruches dort im Sande erwiederte, wollen wir nicht verrathen, ebensowenig wie den übrigen Inhalt ihres angelegentlichen Plauderns, in das versunken sie den rüstiger auschreitenden Vätern nur langsam nachfolgten. Doch endlich war man am Ziele angelangt.

Im „Russischen Hof“ forderte Vater Nathusius „ein apartes Zimmer“, und bald stand auf seinen energisch ertheilten Befehl Alles vor ihnen auf dem Tische, was des „Leibes Nothdurft“, wie der wackere Holzhändler sich ausdrückte, nur erforderte. Die Pfropsen knallten, er hob das Glas, er wollte reden, er konnte nicht, die Rührung übermannte ihn. Statt seiner hielt der Kommerzienrath eine Ansprache an die jungen Leute, stellte ihre Hochzeit in Aussicht, sobald Bruno das Staatsexamen bestanden haben würde, und schlug vor, da sein Herr Bruder so entschiedene Verachtung gegen den berühmten Ragoczj geäußert, am nächsten Morgen eine allgemeine Vergnügungsfahrt über

München in's Tirol anzutreten. Dafür ward ihm so lauter Beifall zu Theil, wie nur je einem beliebten Reichstagsredner.

Als in der Frühe des andern Tages ein großer offener Wagen — dessen Hintertheil die Nathusius'schen mit den Braunhofer'schen Koffern so innig gepaart zeigte, wie der Fond die vier Insassen — dem Bahnhof zurasselte, stand der vereidigte Börsenmakler Tiez abermals mit einem gewärmten Becher voll heilsamer Fluth unter den Bäumen der Promenade, schaute an, was sich begab, vergaß sein Getränk, blickte den Abfahrenden nach, bis sie verschwanden, und schüttelte das schmerzende Haupt mit den Worten: „Ist es denn die Möglichkeit?“

Ähnliche Betrachtungen über die Situation stellte der Brautvater an, nur anders ausgedrückt: „Lebe wohl, Rissingen! Wenn mir das Jemand gestern um diese Zeit gesagt, ich hätte ihn für toll erklärt!“

# Aus dem Liebes- und Eheleben eines Philosophen.

Von

**J. h. Winkler.**

(Nachdruck verboten.)

Während im Leben vieler berühmter Männer das Kapitel ihrer Ehestandsgeschichte so beschaffen ist, daß es die Biographen am liebsten ganz übergehen möchten, bildet die Werbung und Heirath des Philosophen Fichte eine der schönsten Episoden unter seinen Schicksalen.

In Zürich war es, wo er als junger Hauslehrer mit sehr geringem Einkommen Johanna Maria Rahn, eine Nichte Klopstock's, kennen lernte. Sie war bereits über die erste Mädchenblüthe hinaus, aber von um so gefeßterem Wesen und um so klarerer Weltanschauung. Als Tochter eines in jeder Beziehung vortrefflichen Vaters gefielen ihr nur wenige Männer aus dem Kreise ihrer Bekanntschaft, da sie unwillkürlich Jeden mit dem geliebten Vater verglich und diese Zusammenstellung gewöhnlich zu Ungunsten des jungen Mannes ausfiel. Da kam sie im Spätherbst des Jahres 1788 zum ersten Male mit Fichte zusammen. Schon wenige Stunden nachher fühlten Beide, daß sie für einander geschaffen seien. Ihr ernstes Eingehen auf das, was auch ihm einer ernstern Betrachtung werth schien, das war der Zauber, der ihn immer mehr an Johanna fesselte, bis er

nach eigenem Geständniß es immer so einzurichten verstand, „daß er alles von ihr wegdisputirte und ihre Unterhaltung sich ihm zuwandte.“

Der ganze Himmel einer jungen, wahren Liebe erschloß sich nun über Beiden. Sie begnügen sich nicht mehr mit zeitweiligem Zusammentreffen, ein Briefwechsel entspinnt sich und in seinem Verlaufe knüpft sich der Bund Beider für das Leben. Allein nicht ohne reifliches Erwägen. Johanna fürchtet, ein so schlichtes Mädchen ihrer Art könne dem großen, nach dem Höchsten verlangenden Geist eines Fichte nicht genügen, vielleicht nehme er nur aus Mangel an anderem weiblichen Umgange so viel Interesse an ihr und werde sie leicht vergessen, wenn er von ihr getrennt sei. Fichte aber erwiedert ihr, daß er schon viele weibliche Wesen gekannt und schon mancherlei für einige unter ihnen empfunden habe, aber noch nie etwas Aehnliches, wie für sie: für sie, von der ganz gekannt zu sein ihm der höchste Wunsch sei, für sie, die er über Alles hochachte. „Ob ich Sie in der Entfernung vergessen werde?“ schreibt er u. A. „Vergißt man eine ganz neue Art von Sein und die Veranlassung dazu? Oder werde ich auch einst vergessen, aufrichtig zu sein? Oder, wenn ich das vergessen könnte, verdiente ich noch, daß Sie sich bekümmerten, wie ich von Ihnen dächte? . . .“

Nun aber galt es für den Bräutigam, so bald als möglich eine einträgliche Stellung zu finden, um die Geliebte heimführen zu können. In Zürich selbst bot sich dazu keine Aussicht und so entschloß sich Fichte, seinen Wanderstab weiter zu setzen und sein Glück in Leipzig zu

versuchen. Johanna, die Nothwendigkeit dieses Schrittes erkennend, war damit einverstanden, und so schwer es ihr ward, sich von dem Geliebten zu trennen, fand sie sich doch mit jener beinahe philosophischen Gelassenheit, die ihr in kritischen Fällen eigen war, in das Unvermeidliche. Vorher aber sollte sie noch einen glänzenden Beweis für das gediegene männliche Selbstgefühl ihres Verlobten erhalten. Wohl bekannt mit dessen Armuth, mochte sie den Geliebten nicht so mittellos in die Welt ziehen lassen und bat ihn daher in schonenden Worten, eine Geldunterstützung von ihr anzunehmen. Allein so zart dies auch Johanna vorbrachte, Fichte war unter keinerlei Umständen zu bewegen, es anzunehmen. Ja, er fühlte sich dadurch sogar verletzt und zweifelte zuerst, ob sie ihn wirklich liebe; später überlegte er sich zwar ihre gute Gesinnung und dankte ihr herzlich, erklärte aber auch, daß er sich zu so etwas nie verstehen werde.

Glücklich, obchon mit leerem Beutel, erreichte er den Ort seiner Bestimmung. Allein die Hoffnung, in Leipzig ein seinen Fähigkeiten angemessenes Amt zu erhalten, erfüllte sich nicht, so viel er sich auch darum bemühte. Ein Anderer hätte darob wohl Laune und Selbstvertrauen eingebüßt, nicht aber Fichte. Er schreibt unter Anderem an Johanna: „Der menschliche Wille ist frei, nicht Glückseligkeit, sondern Glückwürdigkeit ist der Zweck unseres Daseins. . . Ich befinde mich wirklich so wohl, daß ich vor Gesundheit jauchzen möchte, den ganzen Tag völlig bei guter Laune bin und an meinem ganzen Tage keine verdrießliche Minute kenne. Hierzu kommt noch eine Uebung

(vorher hat er gesagt, daß er sein Wohlbefinden zum Theil seiner ernsthaften geistigen Thätigkeit zuschreibt), die die Gesundheit des Leibes und der Seele in gleichem Maße befördert. Ich suche nämlich völlig Herr über mich selbst zu werden und lege mir in dieser Absicht jetzt etwas auf, was ich nicht gern thue, versage mir jetzt etwas, was ich gern hätte, kündige aufkommender Leidenschaft, sowie sie sich blicken läßt, den Krieg an und so werde ich dann dieser Störer unserer Ruhe und unserer Gesundheit immer mehr entledigt . . .“

Noch lange Zeit aber sollte vergehen, noch manche harte Erfahrung über ihn kommen, ehe Fichte die geliebte Braut um Altar führen konnte. Von Leipzig wandte er sich nach Warschau, von da nach Königsberg und endlich nach Danzig, wo er wieder als Hauslehrer thätig war und zwei Jahre aushielt. Da vernichtete ein unerwarteter Schicksalschlag den letzten finanziellen Stützpunkt, auf welchen Johanna ihre Zukunftspläne gebaut hatte. Ihr Vater verlor durch den Bankerott eines Kaufmanns sein Vermögen, das er diesem anvertraut hatte. Gewiß ein herber Schlag; allein Johanna fand sich auch diesmal schnell gefaßt in das Unabwendbare. Fichte selbst aber mag, obschon er in keiner Weise für sich auf das Vermögen des zukünftigen Schwiegervaters rechnete, durch die unvermuthete Wendung des Geschiedes sich doch zu einem entscheidenden Schritte angepornt gefühlt haben. Vier Wochen schloß er sich ein und schrieb binnen dieser Frist eine Abhandlung unter dem Titel: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung,“ die er anonym erscheinen ließ. Diese Schrift erregte Aufsehen und lenkte

die Aufmerksamkeit Kant's auf den Verfasser, zumal man dem Königsberger Philosophen anfangs selbst die Autorschaft des Werkes zuschrieb.

Mit einem Male war unser Fichte, obwohl kaum dreißig Jahre alt, ein berühmter Mann, und nun erschloß sich ihm auch bald ein geeigneter Wirkungskreis. Zu Ostern 1794 folgte er einem Rufe als Professor der Philosophie an die Universität Jena; zuvor jedoch lehrte er nach Zürich zurück und führte Johanna im Herbst 1793 als seine Gattin heim. Welcher Art das gegenseitige Verhältniß bis dahin gewesen, das läßt sich unter Anderem aus folgenden Worten schließen, die Fichte vor der Hochzeit an die Verlobte schrieb: „Und so, meine Theuerste,“ heißt es in dem betreffenden Briefe, „weihe ich mich Dir feierlich und danke Dir, daß Du mich nicht unwürdig gefunden hast, auf dem Lebenspfade Dein Gefährte zu sein... Die Erde ist kein Land des Glückes, das weiß ich jetzt, sondern ein Land der Arbeit, wo jede Freude uns nur zu neuem Schaffen stärken soll. Hand in Hand wollen wir dieses Land durchschreiten und einander ermutigen und kräftigen, bis unsere Seelen — ach, möchte es doch gleichzeitig geschehen! — sich zum ewigen Born alles Friedens aufschwingen.“

Fichte's Ehe war eine durchaus glückliche. Johanna bewährte als Gattin und später als Mutter, was sie als Braut bei ihrer Charakteranlage, ihrer Herzensbildung und der liebevollen Hingabe an den Mann ihrer Wahl hatte erwarten lassen: sie war ihm eine treue, unverdroffene, hochherzige Gehilfin und in mancher Beziehung eine segensreiche Ergänzung seines Wesens. Ein Hauptvorzug war ihr häus-

licher Sinn, ihre Wirthschaftlichkeit und Sparsamkeit. Wie nöthig dies gerade unter ihren Verhältnissen war, ersieht man aus folgender Anschauung Fichte's über den Werth des Geldes: „Das Geld im Ganzen erscheint mir ein sehr geringfügiges Möbel,“ schrieb er einmal an Johanna. „Ich glaube, daß man mit etwas Kopf immer seine Bedürfnisse findet, und weiter ist das Geld doch wirklich zu nichts nütze. Ich habe es daher immer verachtet; aber leider ist besonders hier zu Lande (in der Schweiz) ein Theil der Achtung unserer Nebenmenschen daran gebunden und diese ist mir nie gleichgiltig gewesen. Vielleicht werde ich auch diese Schwachheit nach und nach los; sie trägt eben nicht zu unserer Ruhe bei . . .“ Und später, in schwerer Kriegszeit, schreibt Fichte an seine Gattin: „Du Theure schreibst mir in allen Deinen Briefen, wie Du sparst. Es zerschneidet mir das Herz, wenn ich denken sollte, daß Du es müßtest. Ich kann es nicht.“

In Jena wurde der junge Professor von der studirenden Jugend auf's Ehrenvollste empfangen. Seine Vorlesungen fanden begeisterten Beifall und lebhaften Zuspruch; Männer wie Goethe, Schiller, Schelling, W. v. Humboldt, die Gebrüder Schlegel, Novalis, Tieck u. traten mit ihm in freundschaftlichen Verkehr — genug, Alles vereinigte sich, ihm seine Stellung angenehm und werth zu machen. Allein Fichte sollte nur zu bald auch hier erfahren, daß „des Lebens ungetheilte Freude keinem Sterblichen zu Theil“ wird. Seine philosophischen Grundsätze brachten ihn mit der geistlichen Oberbehörde, seine pädagogischen Anschauungen später auch mit der Studentenschaft selbst in Zwiespalt. Da

er aber gewohnt war, allen Anfechtungen zum Troß bei dem zu beharren, was er für wahr und recht erkannte, so griffen die Mißhelligkeiten immer weiter um sich und führten endlich zur Enthebung von seinem Amte, so daß er im Sommer 1795 Jena verlassen mußte. Zwar kehrte er nach einiger Zeit zurück und nahm seine Lehrthätigkeit wieder auf, allein seine radikale Gesinnung hatte ihm Feinde zugezogen, die ihm das Leben in Jena zu verbittern und endlich beim Herzog von Weimar seine völlige Entfernung zu bewirken verstanden. Bei dem ausgezeichneten Rufe, den unser Philosoph bereits damals in ganz Deutschland und weit darüber hinaus genoß, mußte diese scharfe Maßregel natürlich ungemeines Aufsehen erregen. Noch ehe man aber von anderer Seite zu einem Entschluß kommen konnte, wie dem gefeierten Manne Genugthuung zu geben sei, schlug sich Friedrich Wilhelm III. von Preußen in's Mittel und berief Fichte nach Berlin.

Im Juli 1799 traf Fichte in der preußischen Hauptstadt ein; allein so festen Fuß daselbst zu fassen, daß er seine Familie nachkommen lassen konnte, das wollte ihm nicht so bald gelingen. Seine Familie, sagen wir, denn Johanna hatte ihm mittlerweile (am 18. Juli 1798) in Jena einen Sohn geboren. Sich in so sturmbewegter Zeit, unter so schwankenden Verhältnissen von Weib und Kind trennen zu müssen, erschwerte ihm sein Loos noch mehr; allein auch hier zeigte es sich, wie Johanna trotz allem Herzeleid ihre Aufgabe als Gattin und Mutter auch im Ungemach zu lösen verstand. Fleißig flogen Briefe von Jena nach Berlin und umgekehrt, worin alle gemeinsamen

Angelegenheiten auf's Eingehendste verhandelt wurden. Dazu gehörte die Erziehung des Knaben als einer der wesentlichsten Punkte. Es ist bezeichnend für die Gewissenhaftigkeit der Mutter, welche Besorgnisse sie schon im zweiten Lebensjahre des Kindes gegen den Gatten äußerte. Sie glaubt einen starken Eigenwillen an dem Kleinen zu bemerken und theilt dies dem Vater mit, der darob in große Unruhe geräth. Er schreibt deshalb an Johanna:

„Es gibt für mich kein größeres Unglück auf der Erde, als wenn das Kind mißrathen sollte. Ich beschwöre Dich bei Deinen Mutterpflichten, bei der Liebe zu mir, bei Allem, was Dir heilig sein kann, laß doch dieses Kind Deine erste und einzige Sorge sein und laß für ihn alles Andere fahren. Es fehlt Dir an Festigkeit und Kälte; dadurch machst Du allein alle Fehler in der Erziehung des Kleinen. Gewöhne Dich doch nur daran, daß, wenn Du ihm einmal etwas abgeschlagen hast, es dabei unwiderruflich bleibt und dann schlechthin weder Trost noch die rührendsten Bitten etwas helfen. Wird darin nur einige Male gefehlt, so ist der verzogene, eigensinnige Knabe, besonders bei Anlage zur Charakterstärke, fertig, und es kostet dann hundertfache Mühe, ihn wieder zurecht zu bringen. Es ist in ihm die Anlage zu einem sehr wilden Buben, ebenso wie zu einem rechtlichen, treuen, biederen Menschen. Besonders laß Dir nicht einfallen, daß er durch Vernunft und Gründe sagen zu lenken sei. Darin versehen es die verständigsten Menschen, und Du bist ganz auf diesem Wege. Jetzt ist es das Erste, daß er Gehorsam und Unterwürfigkeit unter eine fremde Vernunft lerne. Du wirst zwar zuweilen durch

Zureden Deinen nächsten Zweck erreichen; aber nicht, weil er Deine Gründe einseht und dadurch bewegt wird, sondern weil Du Dich dadurch gewissermaßen ihm unterwirfst, ihn selbst zum Richter machst . . .“

Endlich gegen Ende des Jahres 1799 sah Fichte die Schwierigkeiten, welche sich einer festen Niederlassung in Berlin entgegenstellten, so weit gehoben, daß er Frau und Kind zu sich holen konnte.

Bier Jahre eines ruhigen und zufriedenen Familienlebens waren ihnen hier beschieden, da bot sich für Fichte im Jahre 1805 eine Professur an der Universität Erlangen, die er um so lieber annahm, als damit die besondere Erlaubniß verknüpft war, nur während des Sommerhalbjahrs in Erlangen zu lesen, im Winter aber nach Berlin zurückkehren zu können. Aus dieser Zeit ist uns ein Brief Johanna's aufbewahrt, den sie an ihre Freundin Charlotte v. Schiller auf die Nachricht von des Dichters Tode nach Weimar richtete. Dieses Schreiben gewährt einen so deutlichen Einblick in das Gemüthsleben der trefflichen Frau und beleuchtet zugleich das wahrhaft freundschaftliche Verhältniß der beiden Familien so, daß wir uns nicht versagen können, es hier wiederzugeben. Es lautet wie folgt:

„Erlangen, den 30. Mai 1805.

„Wie kann ich Sie, theuerste Leidende, trösten, da mein eigenes Herz durch den großen Verlust, den Sie und wir Alle erlitten haben, zerrissen ist! Wie kann ich Ihnen so gar nichts sagen, um Sie aufzurichten! Wir können nur mit Ihnen empfinden, was Sie leiden, was Sie verloren haben.

Möge der Anblick Ihrer unschuldigen Kinder, die theilnehmende Mutter und Schwester, die wehmüthige Klage tief betrübter Freunde Ihrem leidenden Herzen wenigstens einige Linderung verschaffen; möge Gott Ihnen beistehen, denn wie wenig vermögen wir Menschen!

Mein lieber Mann, der den edlen Schiller innig liebte, ist noch ganz wie betäubt von diesem Schlage. Er grüßt Sie herzlich und bittet Sie inständig, das volle Vertrauen zu ihm zu haben, wie zu einem Bruder, wenn er in literarischer Hinsicht Ihnen dienen kann, durch eine neue Auflage der sämmtlichen Schriften des Verewigten, durch Redaction hinterlassener Papiere zur Herausgabe, oder von welcher Art es sein mag, um Ihnen seine thätige Freundschaft zu zeigen. Thun Sie unserem Herzen die Liebe an, Ihnen Etwas sein zu können.

Man sagt im Publicum, daß Goethe gefährlich erkrankt sei. Wolle Gott, daß dieses ein falsches Gerücht sei und daß er uns nicht auch entrisen werde. Wir grüßen ihn herzlich. Wie glücklich waren wir vor einem Jahre, Sie in Berlin zu sehen! Wie freue ich mich noch jetzt, mit dem Seligen ganz offen gesprochen zu haben. Ich werde den Abschied nie vergessen.

Was machen Ihre guten, lieben Kinder? Ich sehe sie Alle oft im Geiste und möchte sie trösten. Aber von Allen, die man liebt, ist man oft am weitesten entfernt. Wir leben hier wieder unter ganz fremden Menschen, die alle freilich freundlich mit uns sind und sich zu freuen scheinen, daß der Fichte zu ihnen gekommen ist; aber mein Herz verliert ganz die Kunst, sich wieder mit Innigkeit an andere

anzuschließen; deshalb hänge ich mit verdoppelter Kraft an alten Freunden.

Ich bitte Sie inständigst, liebe Freundin, machen Sie, daß irgend ein Sterblicher mir schreibe, wie es Ihnen geht, wie der unvergeßliche Schiller gestorben und worin wir Ihnen helfen können, denn was man durch's Publikum erfährt, kann unserem Herzen nicht genugthun.

Mein lieber Mann und Hermann sind gottlob gesund; ich leide etwas an meinem bösen Fuße. Man wird immer älter und fühlt sich seinem Ziele näher; dieses Gefühl stärkt die Seele und hilft Alles mit mehr Gleichmüthigkeit ertragen; dann eilt das Leben ruhiger und stiller dahin.

Leben Sie wohl, Beste; ich bin in Gedanken immer bei Ihnen. Vergessen Sie Ihre Johanna Fichte nicht.“ —

Die folgenden Jahre brachten wieder schwere Prüfungen für Johanna. Wiederum sah sie sich von dem Gatten getrennt, der in Königsberg Vorlesungen hielt, und das während eine Krankheit sie an's Zimmer fesselte und das Land von Kriegsunruhen schwer zu leiden hatte. Natürlich war es auch jetzt ihr höchster Trost, dem theuren Gatten in Briefen ihr übervolles Herz auszuschütten. Verstand er es doch wie Niemand sonst, sie zu beruhigen. „Starke Seelen,“ schreibt er ihr einmal zurück, „macht Trübsal nur stärker, an jene über das Sichtbare hinaus liegenden Ideen halte Dich, laß sie nicht bloß schöne Spekulation sein, sondern gib ihnen ein lebendiges Leben in Dir. Was könnte sodann Dich über die Gebühr Dir selbst entreißen? In zeitlichen Dingen aber bediene Dich des gefunden Verstandes und der Beurtheilung, folge nicht dem

blinden Haufen, insbesondere ergib Dich nicht unnöthiger Sorge...“

Von Königsberg kehrte Fichte 1807 über Kopenhagen wieder nach Berlin zurück, und hier war es, wo er seine berühmten „Reden an die deutsche Nation“ hielt, in welchen er mit hinreißender Beredtsamkeit darauf hinwies, daß das gesunkene deutsche Volksthum nur durch eine ganz andere Erziehung, die das Uebel an der Wurzel fasse, zu heben sei, und daß der Geist der Gemeinschaft die Glieder der Nation beseelen müsse, um sie sich selbst zum Geisse erstarren zu lassen.

Raum vermögen wir heute, wo diese Ideen Jedem geläufig und bereits längst zur Verwirklichung gediehen sind, zu schätzen, welsch ein Muth dazu gehörte, dies damals inmitten der Franzosenherrschaft öffentlich vom Katheder herab zu predigen, damals, wo man z. B. einen Palm erschoss, der nur eine Napoleon feindliche Flugschrift verlegt hatte.

Fichte zeigte sich eben als ganzer Mann und er zeigte dies, so lange er lebt. Der Verfall seines Vaterlandes nagte an seinem Herzen. Als daher im Jahre 1813 König Friedrich Wilhelm III. seinen Aufruf an das Volk zu Deutschlands Befreiung ergehen ließ, war Fichte nicht mehr zu halten. Als einer der Ersten erbot er sich, gegen den Feind mit-zuziehen, und da dies nicht angenommen wurde, wollte er dem Heere wenigstens als Feldprediger dienen. Allein auch dies schlug man ihm ab; so blieb ihm nichts übrig, als vom Katheder herab mit schneidigem Wort der Sache zu dienen und in den Stunden, die ihm der Beruf übrig ließ, an den militärischen Uebungen Theil zu nehmen, um wenig-

stens als Mitglied des Landsturms nöthigenfalls seinen Mann zu stellen. Zu letzterem kam es zwar nicht, aber die Lazareth- und Krankenhäuser Berlins füllten sich mit Verwundeten und Fieberkranken dermaßen, daß man öffentlich die Frauen zur Pflege auffordern mußte.

Jetzt war für Johanna der Zeitpunkt gekommen, wo sie ihrem Herzen Genüge thun und ihre Opferfreudigkeit zeigen konnte. Trotz ihrer keineswegs starken Konstitution, trotz ihrer anfänglichen Echeu vor dem Anblicke Verwundeter, mischte sie sich unter die barmherzigen Schwestern und half, wo sie konnte, als gälte alles den Gliedern ihrer eigenen Familie. Und dies setzte sie unverdrossen fünf Monate lang fort. Da aber erlag ihr schwacher Körper den ungewohnten Anstrengungen. Ein heftiges Nervenfieber warf sie selbst auf's Krankenlager und brachte die edle Frau dem Tode nahe. Obwohl ihr sofort alle erdenkliche Pflege wurde, gaben die Aerzte doch wenig Hoffnung auf Genesung. Fichte, der nur, wenn ihn die Pflichten seines Amtes abriefen, auf kurze Zeit von ihrem Bette wich, fürchtete bei jeder Rückkehr in sein Haus, die theure Frau nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Allein die Vorsehung wollte es anders. Die eingetretene Krisis ward eine Wendung zur Besserung. Ueberglücklich ob dieser Wahrnehmung beugte sich der Gatte über die Kranke, sie an sein Herz zu drücken und — in diesem Momente vielleicht erfaßte ihn selbst der Keim des Fiebers. Schon am darauffolgenden Tage zeigten sich die unzweideutigsten Symptome. Unfähig zu denken und zu sprechen ward er zu Bett gebracht, und nun kam das Fieber zum vollen Ausbruch. Es sollte nur wenige Tage an-

dauern und mit seinem Tode enden. Am 27. Januar 1814 erlag Fichte der tödtlichen Krankheit, nachdem er kurz zuvor noch aus seines Sohnes Munde die tröstliche Kunde von Blücher's Rheinübergang und dem siegreichen Vordringen der Verbündeten in Frankreich vernommen hatte.

Johanna's Zustand duldet es nicht, daß man ihr so gleich sagte, was geschehen, noch daß man sie von der Leiche des Berewigten Abschied nehmen ließ. Ohne ihn noch einmal gesehen zu haben, mußte sie sich von ihm trennen. Wie tief sie diese grausame Härte des Schicksals traf, das schrieb sie später an Charlotte v. Schiller, die, seit Jahren ebenfalls Wittwe, der ihres Theuersten beraubten edlen Frau eine mitfühlende, trostspendende Freundin war. „Ich konnte ihn nicht pflegen,“ heißt es in dem Briefe, „durfte ihn nicht sehen und so wurde er mir von der Seite gerissen. Dieser Gedanke, ihn nicht gepflegt, nicht mehr gesehen zu haben, ist wirklich unbeschreiblich trostlos und wird mich bis zum Tode nicht verlassen... Doch muß ich die Güte Gottes preisen, die mir bei diesem Allen wieder Kräfte schenkt, so daß ich mich ziemlich erhole. Auch unser Hermann, welcher die kranken Eltern mit solcher Treue pflegte, den Verlust des Vaters so tief fühlt, ist gesund und fleißig und brav. Ich arme Mutter kann nichts für ihn thun, als seine Unschuld beschützen und seinen Fleiß unterstützen. Dazu schenke mir der gütige Gott seinen Beistand u.“

Mutter und Sohn suchten sich nun im treuesten Anschluß an einander über die Blicke, die der Tod in ihren Kreis geschlagen, nach Möglichkeit zu trösten. Ganz im Geiste seines großen Vaters leitete sie die Erziehung des

jungen Fichte, an dem sie noch die Freude erlebte, daß er zum vielversprechenden Jüngling heranwuchs, der auch ganz in dessen Fußstapfen trat und sich später durch selbstverleugnende Wahrheitsliebe und Charakterstärke auszeichnete.

Johanna folgte dem heimgegangenen Gatten am 29. Januar 1819 und wurde ihrem Wunsche gemäß zu dessen Füßen auf dem alten Friedhofe vor dem Oranienburger Thor in Berlin zur Erde bestattet. Ein schöner Obelisk bezeichnet die Stätte, wo das Paar vereinigt seine letzte Ruhe gefunden, dessen harmonisches Zusammenleben so recht die Worte des Dichters bethätigt hatte: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag.“

---

# Eine Spielhölle in Melbourne.

Von

**Hermann Haardt.**

(Nachdruck verboten.)

Als ich vor nun mehr als einem Vierteljahrhundert in Hamburg das Verdeck eines Schiffes betrat, um mich ganz dem Seeleben zu widmen, wollte es der Zufall, daß dieses Schiff eine Reise nach Australien, von dort nach Südamerika und dann wieder zurück nach Europa, also eine Reise um die Erde machen sollte. Es war dies zu einer Zeit, als die kalifornischen Goldfelder bereits anfangen, erschöpft zu werden; dagegen hatte man in der noch ganz jungen Kolonie Viktoria unermessliche Goldlager gefunden, namentlich in den „Städten“ Ballarat und Bendigo. Alles strömte daher nach Melbourne, welches von den neu erschlossenen Eldorado's am wenigsten weit entfernt war. Mich, als jungen, sorglosen Burschen, leiteten nun diese Betrachtungen durchaus nicht, als ich beim „Wasserschoub“ in Hamburg meinen Namen unter die Musterrolle schrieb; ich wollte einfach Seemann werden, und ein glücklicher Zufall fügte es, daß der das „Südkreuz“ befehligende Kapitän ein alter Freund meines Vaters war, der sich verpflichtet hatte, mir gegen Vergütung einer gewissen Summe die Navigation theoretisch und praktisch beizubringen. Wie weit dies dem braven Kapitän gelungen ist, dies zu untersuchen, gehört

wohl nicht in den Rahmen dieser Erzählung; ich konnte aber auf dieser im Ganzen vierzehn Monate dauernden Reise Manches erfahren, was auch wohl weitere Leserkreise interessieren dürfte, und in dieser Voraussetzung gedenke ich in Nachfolgendem eine der interessantesten Episoden aus meinem Aufenthalte in Melbourne zu berichten.

Wie in allen Minenstädten, so hatte sich auch in Melbourne ein öffentliches Spielhaus etablirt, und es wird Niemanden wundern, wenn ich sage, daß sich in der Spielhölle von Melbourne der Auswurf aller fünf Welttheile zusammenfand. Leute, denen es sogar in dem doch gewiß noch nicht allzu viel civilisirten Kalifornien zu zahm wurde, denen die damals auf dem Isthmus von Panama hausenden Räuberbanden nicht rasch genug „arbeiteten“, sie kamen alle nach Australien, wahrlich nicht, um mit Hacke und Schaufel in der Erde zu graben, sondern vielmehr, um das in der Sierra Nevada oder auf dem Isthmus erlernte Handwerk mit „ungeschwächten Kräften“ fortzusetzen, nämlich die wirklich arbeitenden Goldgräber von der Last ihres sauer erworbenen Reichthums zu befreien. Dies gab nun in der Regel zu bedeutenden Meinungsverschiedenheiten Veranlassung, welche dann gewöhnlich entweder durch den Revolver oder das berücksichtigte Bowiemesser ihre Lösung fanden. Allerdings schritt Richter Lynch zuweilen sehr energisch ein und die Einrichtung von Vigilanz-Comitês, welche sich in Kalifornien so wirksam erwiesen hatte, war auch mit vielem Erfolge nach Australien verpflanzt worden; doch konnte Richter Lynch nicht überall sein und die Spielhölle in Broof Street erfreute sich eines massenhaften Zuspruches.

Wenn meine Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit korrekt sind, so war es der reinste Zufall, der die unermeßlichen Reichthümer der Kolonien Vittoria und New-South-Wales zu Tage förderte: Am 3. April 1851 hatte Hargraves Gold im Summer Hill Creek bei Sydney entdeckt, und im August desselben Jahres fand ein Fuhrmann, der seinen im Schlamm stecken gebliebenen Wagen wieder herausarbeiten wollte, einen Goldblock von 570 Gramm in Anderson Creek bei Melbourne.

Nach dieser folgenschweren Entdeckung waren bald über 400,000 Einwanderer damit beschäftigt, den goldhaltigen Boden umzutwühlen und den Sand des Murraysflusses, des Murrumbidgee u. auszuwaschen. Es gab kein anderes Handwerk mehr, als dasjenige eines Goldgräbers. Wollte jedoch Jemand sein erlerntes Handwerk ausüben, so verdiente er fabelhafte Summen, deren bloße Erwähnung bei Vielen ein ungläubiges Lächeln hervorrufen wird. So z. B. verdiente ein Schuhmacher 75—80 Dollars in einem Nachmittage; ein Schleifer bis zu 60 Dollars per Tag und ein Koch erhielt 200 Dollars per Woche. Eine Pickart oder eine Schaufel kostete 20 Dollars, ein Paar Stiefeln 60 und ein Hemd 8 Dollars, und so Alles im Verhältnis. Es war, als wenn man eine ganz andere Luft athmete, sobald man durch das natürliche Thor, an dessen beiden Seiten jetzt Sandridge und Port Philipp liegen, gefahren und damit in den sehr geräumigen Hafen von Melbourne eingelangt war. Der erste Gang vieler, selbst ruhiger und vernünftiger Leute, führte in das Spielhaus am Ufer des Yarra-Yarraflusses.

Kapitän M., der meine Vorliebe für aufregende Scenen kannte, war so freundlich, mich zu einem Besuche dieser in ihrer Art wirklich einzigen Spielhölle einzuladen, wo Tag und Nacht, an Sonn- und Wochentagen, die Abenteurer der alten und neuen Welt zusammenströmten, um das Gold mit vollen Händen auf die Roulette zu tragen.

Raum war man durch einen massiven Thorbogen getreten, so hörte man ein unbestimmtes Geräusch. Diesem nachgehend, traten wir in einen großen, mit unzähligen Wachskerzen erleuchteten Saal ein, dessen übermäßige Pracht einen verblüffenden Eindruck machte. Große, dicke Porphyrsäulen waren mit Goldverzierungen förmlich überladen. Vor den hohen Fenstern waren dicke Vorhänge von schwerem, rothem Sammet, welche oben an dick vergoldeten eisernen Stangen festgemacht waren. Und jetzt erst die Menschen! Man glaubte sich in ein Pandämonium oder jedenfalls in die alten Zeiten des Thurmbaues zu Babel versetzt. Fast alle Sprachen der Welt schlugen an unser Ohr. Da es mir nicht möglich war, mir einen Generalüberblick zu verschaffen, so versuchte ich meine Aufmerksamkeit auf einen speziellen Gegenstand zu richten.

Kapitän M. drängte sich durch die Menge, und da ich ihm dicht auf den Fersen folgte, so standen wir bald an einem großen, mit dem traditionellen grünen Tuche bedeckten Tische, an welchem vielleicht 40 oder mehr Spieler saßen und standen. Jeder hatte eine kleine Wage vor sich, um seine Einsätze abzuwiegen, denn gemünztes Gold war selten, dagegen große Goldkörner und Goldstaub sehr häufig. Neben jedem Spieler lag ein scharf geladener Revolver und

ein offenes Bowiemesser, zwei Instrumente, welche sehr häufig zu aktivem Dienste berufen waren. — Neben einem nach der letzten Mode gekleideten Herrn balancirte sich ein riesiger Hinterwäldler, dessen Wiege wahrscheinlich in Kentucky stand, denn er war mit der beliebten Spielerei der Kentuckier beschäftigt, nämlich mit einem ungeheuren Bowiemesser Späne aus einem dicken Stücke Holz zu schneiden.

An einer anderen Seite des Tisches befanden sich einige Exemplare der wüthendsten Spieler der Welt, nämlich Mexikaner und Südamerikaner, welche durch den Reichtum der entdeckten Quarzadern veranlaßt worden waren, die erschöpften Placers von Kalifornien zu verlassen.

Weiterhin standen einige Offiziere der englischen Marine, welche den Umstand, daß ihr Schiff, der „Triton“, hier stationirt ist, dazu benützten, Leben und Treiben in dieser ihrer jüngsten Kolonie zu studiren. Neben diesen erblickte man Eingeborene, Kaufleute in gelben Handschuhen, Mulatten von jeder Schattirung, europäische Abenteurer, deren mehr oder minder broncirte Gesichtsfarbe auf einen mehr oder weniger langen Aufenthalt in der Kolonie schließen ließ, ferner gelbliche Söhne des himmlischen Reiches, schmutzig-gelbe Malayen, welche vielleicht fanden, daß das Banditenthum in Australien mehr eintrug, als ihr heimathliches Piratenhandwerk — aber vor Allem herrschte das rothe Hemd des eigentlichen Goldgräbers vor, des rechtmäßigen Herrschers in dieser Höhle, wo man nicht nur aß, trank und spielte, sondern sich auch nach allen Regeln umbrachte, trotz Konstabler oder Sheriff, denen man gegebenen Falles den Eintritt fogar mit Gewalt verwehrete.

In einem andern Theile des Saales gab eine Truppe Sänger und Tänzer ihre Künste zum Besten und durfte für ihre Anstrengungen auf eine reiche Ernte rechnen, denn das Publikum war, wie fast alle richtigen Spieler überhaupt, sehr großmüthig.

Jetzt beschlossen die Sänger und Tänzer ihre Produktion und ein kleines, phantastisch aufgepuhtes Mädchen von etwa zehn Jahren, welches sich in dieser Hölle ausnahm wie ein zartes Blümchen im Krater eines Vulkans, machte mit einer Schüffel, wie sie die Goldgräber zum Auswaschen des goldhaltigen Sandes gebrauchen, die Runde durch den Saal. Die Schüffel füllte sich bald und das kleine Mädchen hatte nur noch zu dem Kentuckier zu treten. Dieser betrachtete die kleine Elfe einen Augenblick, fuhr dann mit seiner großen Hand in die Hosentasche und holte eine handvoll mattschimmernder, ziemlich dicker Goldkörner hervor, welche er in die Schüffel fallen ließ. Das Mädchen, über die reiche Gabe erfreut, dankte und kehrte zu der Truppe zurück. Der Kentuckier, den der Anblick des Kindes ganz sentimental gestimmt, brummte in seinen blonden Bart:

„Ich hätte nicht geglaubt, daß die Kinder so hübsch sein könnten. Hm, hm, es ist doch merkwürdig, daß mich das Gesicht dieser Kleinen so wehmüthig stimmt, ein altes Krotodill, wie ich bin.“

Doch plötzlich fühlte er einen fremden Körper in seiner Nähe, drehte sich um und erwischte einen seiner Nachbarn in dem Augenblicke, als dieser eben die Hand aus der Tasche des Riesen herausziehen wollte. Der Kolos hielt jedoch fest und brüllte mit einer furchtbaren Stimme:

„Warte, Taschendieb, warte nur!“

Der gefangene Dieb suchte sich frei zu machen und zu entfliehen, denn Richter Lynch spaßte nicht, und es wäre ihm die Flucht auch gelungen, aber bei dem Ausrufe des Riesen hatte sich rasch ein Kreis um die Beiden gebildet und zwanzig Hände streckten sich schon aus, um den Unglücklichen festzuhalten, doch der Kentuckier sagte ganz ruhig:

„Laßt nur, ihr Herren, laßt nur! Ich mache die Sache schon allein ab und werde diesen Spitzbuben an die Mauer nageln wie eine häßliche Gule, damit er Anderen seines Gelichters zum abschreckenden Beispiele diene.“

„Wer wagt zu behaupten,“ rief hier die grelle Stimme des Taschendiebes, „daß Don Esteban de Cuchillo y Matamoros ein Spitzbube ist!“

„Ich behaupte es!“

„Ihr, Herr, nehmt das Wort zurück, oder por la madre de Dios, ich erwürge Euch wie ein amerikanisches Ferkel!“

Die Spieler verließen die Spieltische und bildeten einen weiten Kreis um die Beiden, um nur ja kein Detail von dem in Aussicht stehenden Kampfe zu verlieren. Andere blieben nachlässig auf den Divans liegen und beobachteten als Kenner die Vorbereitungen zu dieser Scene, deren sie gewiß schon mehrere gesehen hatten.

Die beiden Gegner bildeten einen eigenthümlichen Kontrast zu einander. Der Kentuckier war ein Kerl von über sechs Fuß Höhe, breit, stark und muskulös im Verhältnisse, während sein Gegner mit dem volltönenden Namen kaum die Höhe von fünf Fuß erreichte, dabei aber fehnig und

kräftig genug war. Er war ein Spanier, wie man sie in Mexiko häufig findet, und hatte im Montespil Alles, bis auf seinen Mantel, verloren. Er öffnete schnell seine große Navaja (langes Einschnappmesser) und riß von einem der Fenster den schweren Sammetvorhang herab. Die schwere eiserne Stange des Vorhanges schlug mit großer Gewalt auf den Boden, und da sie den Spanier nur in seiner Absicht gehindert hätte, zog er dieselbe heraus und warf sie auf einen Tisch. Dann faltete er den schweren Stoff methodisch in vier Abtheilungen, umwickelte seinen Arm damit und stand dann, den Angriff seines Gegners festen Fußes erwartend.

„Wollt Ihr,“ fragte er dann zähneknirschend, „Eure Beleidigung zurücknehmen und hier öffentlich erklären, daß ich ein ehrenhafter Caballero bin?“

Der Riese betrachtete seinen Gegner einen Augenblick, spuckte dann eine große Masse Tabaksjaft gerade vor sich, sprach mit der feinen Landsleuten eigenen Betonung das Wort: „Not much,“ fing an das Yankee-doodle zu pfeifen und versuchte die Spitze seines Bowiemessers auf seinem Fingernagel. Dann begann er zu lachen und holte zu dem ersten Stoße aus. Das in Aussicht gestellte Vergnügen sollte also vor sich gehen.

„Ich kalkulire,“ sagte ein Amerikaner zu einem Engländer, „daß der Kentuckier den Hidalgo pulverisiren wird.“

„Well,“ antwortete der Engländer, „ich möchte hundert Pfund wetten, daß der Hidalgo dem Yankee den Garaus macht.“

„Gut, es gilt für hundert Pfund!“

„Ich wette zweihundert Pfund auf den Amerikaner!“ rief ein Franzose.

„Und ich auf den Spanier!“ rief eine andere Stimme.

„Es gilt!“ und auch diese Wette wurde entrixt, wie noch viele andere.

Don Esteban de Cuchillo y Matamoros kümmerte sich nicht um die Versammlung, sondern bückte sich plößlich und wollte seinem Gegner einen Stich in den Unterleib versetzen; dieser Stich wurde aber von dem Amerikaner mit einer Gewandtheit parirt, welche man bei einem solchen Elephanten nicht erwartet hätte.

Im nächsten Augenblicke mußte der Hidalgo einen Sprung zur Seite machen, um dem fürchterlichen Messer des Yankee zu entgehen, welches ihm unfehlbar den Kopf vom Rumpfe getrennt hätte.

Die beiden Gegner, welche jetzt ihre Stärke und Gewandtheit kannten, sahen sich einen Augenblick erstaunt an und wurden dann aufmerkamer und vorsichtiger.

Der Kampf begann von Neuem und es zeigte sich jetzt sogleich, daß der Amerikaner dem Spanier überlegen war. Letzterer benützte zwar mit großer Geschicklichkeit den Sammetvorhang als Schild, doch seine Künste halfen ihm bei der Riesenkraft seines Gegners wenig. Die breite blaue Klinge verwickelte sich bei dem nächsten Ausfall zwar eine Sekunde lang in dem Sammet, aber die Faust, welche deren Heft führte, war zu stark und trieb die Klinge durch den vorgehaltenen Stoffwulst mit solcher Gewalt in des Spaniers Gesicht, daß ein Theil von dessen Vorderzähnen zerschmettert und er selbst zu Boden geworfen wurde.

Ein ungeheurer Tumult erfolgte, während dessen es dem Verwundeten gelang, sich mit der Geschicklichkeit eines Clowns wieder zu erheben und neuerdings in Positur zu stellen.

Der Yankee unternahm jetzt einen neuen Angriff, aber sein Messer traf nur die leere Luft. Hierüber verblüfft, folgte er seinem zurückweichenden Gegner, der keine zwei Meter mehr von der Mauer entfernt war, wo er, der Drohung des Yankee's zufolge, angenagelt werden sollte. Und daß der aufgebrachte Amerikaner sein Wort halten würde, daran zweifelte Niemand; dennoch mischte sich Keiner in die Sache, aus Besorgniß, das legitime Vergnügen von zwei Gentlemen zu stören, von denen der Eine auf einem Taschendiebstahl ertappt worden war.

Das Glück schien sich jetzt entschieden gegen den Spanier zu wenden, denn sein Fuß glitt auf einer Blume aus, die wahrscheinlich aus dem Haare einer Tänzerin gefallen war. Er fiel auf ein Knie und dieser unfreiwillige Fußfall rettete noch einmal sein Leben, denn das Messer seines Gegners, welcher ihn sicher durchbohrt hätte, streifte seinen Rücken, wo es eine tiefe Furche machte. Zugleich ließ der Amerikaner seine Riesenfaust auf die Schulter des Spaniers fallen, welche er mit aller Gewalt so traf, daß der Arm, der den Sammt bisher als Schild getragen hatte, kraftlos herabfiel.

Trotz dieses neuen Unfalls verlor der Spanier noch nicht den Muth, er hielt seine Kavaja fest und streckte sein Bein horizontal aus. Der Yankee, durch den bisherigen Erfolg vielleicht sorgloser geworden, stolperte einen

Moment über den am Boden liegenden Sammetstoff und schwankte. Schnell wie der Blitz erhob sich der Spanier und bohrte seine bluttriefende Navaja bis an das Hest in den Bauch des Kentuckiers.

Der Yankee ließ sein Bowiemesser fallen und stieß ein Gebrüll aus, wie ein auf den Tod verwundeter Graubär, aber er fiel noch nicht. Maschinenmäßig ergriff er die vergoldete Eisenstange, an welcher früher der Sammetvorhang befestigt gewesen war, erhob dieselbe mit einer letzten Kraftanstrengung in die Luft und ließ sie dann mit aller Gewalt auf den Kopf des Spaniers fallen, dessen Gehirn die Umstehenden bespritzte.

Der Sieger, der ebenfalls dem Tode nahe war, warf noch einen letzten Blick des Triumphes auf die Anwesenden, sank dann langsam um und verschied, wobei seine Eingeweide aus seiner Lederkleidung hervorquollen.

„Ich kalkulire,“ sagte dann der Amerikaner zu dem Engländer, mit welchem er die hundert Pfund gewettet hatte, „daß wir Beide Recht hatten. Gefällt es Euch, so setzen wir den Betrag auf die Karten.“

„Recht gern,“ antwortete der Engländer, und ein Croupier rief in diesem Momente:

„Meine Herren, das Spiel beginnt!“

Die Leichen wurden weggeräumt, das Blut aufgewischt und das Spiel begann von Neuem.

„Kapitän M. klopfte mir auf die Schulter und fragte:

„Hast Du nun genug gesehen?“

„Ich denke wohl, Kapitän.“

\*

\*

\*

Als ich die Pariser Ausstellung von 1878 besuchte, fielen mir in der englischen Abtheilung mehrere Obeliskten auf. Auf dem höchsten war in englischer und französischer Sprache geschrieben:

„Dieser Obelisk stellt genau die Quantität Gold vor, welche vom 3. April 1851 bis zum 1. Januar 1878 aus der Kolonie Viktoria nach Europa geschafft wurde. Werth: 200,000,000 Pfd. Sterl. oder 5,000,000,000 Francs.“

Dann gedachte ich der oben erzählten Scene und fragte mich, wie viel Blut wohl an dieser Masse gelben Metalls kleben möchte.

## Das Seemannsheim in London.

Bur Charakteristik des englischen Matrosenlebens.

Von

**H. Thüringer.**

(Nachdruck verboten.)

Unweit der zur englischen Grafschaft Kent gehörigen befestigten Hafenstadt Gravesend fällt die Themse in die Nordsee. Gravesend passiren daher alle Schiffe, die von London aus in die Meere hinaus gehen, oder aus diesen London zutrachten. Sobald sich eines der letzten aber, vielleicht von langer Seereise heimkehrend, auf der Höhe des genannten Ortes zeigt, allsogleich sieht es sich von den mannigfaltigsten Dienstangebietungen bestürmt. Auf Rachen und Booten rudern Schaaren von Männern verdächtigen Aus-

sehens an das die Themse herauf gehende Schiff heran, entweder jene Matrosenquartiergeber selbst, die der brittische Seemannsjargon als „Crimps“ (Seelenverkäufer) zu bezeichnen pflegt, oder Kommissionäre, welche von ihnen abgefandt sind, um ihnen Matrosen einzufangen zu helfen, und von jedem Kopfe, den sie ihren Logirhäusern — lodging houses — zuführen, eine gewisse Provisionsgebühr empfangen. Diese Lodging Houses sind meist die elendesten Spelunken, die der an Wirthshäusern üblen und übelsten Rufes reiche östliche Theil der ungeheuren Metropole aufzuweisen hat, und sehr oft noch Schlimmeres, Stätten, wo man unter Umständen vor dem entsetzlichsten Verbrechen nicht zurückscheut, wenn man damit seinen Interessen zu dienen oder seine Rachsucht und Leidenschaft befriedigen zu können glaubt.

In diesem Tumult und Gewühl, die jetzt plötzlich über ihn hereinsbrechen, weiß der arme Matrose nicht, was er thun und wohin er sich wenden soll, und da er im Allgemeinen ein außerordentlich naiver und vertrauensseliger Gesell ist, unerfahren in fast allen Dingen des Lebens auf dem festen Lande, so geräth er leicht in alle möglichen Schlingen und Fährlichkeiten, zumal derjenige Seemann, der im Hafen von London zum ersten Male einläuft und die grimmen „Landhaifische“ noch nicht kennt, die auf seine Arglosigkeit und Leichtgläubigkeit spekuliren. Selbst jener Andere aber, der von diesen schurkischen „Crimps“ schon mehr als einmal gerupft worden ist, kehrt nicht selten kaltblütig in den nämlichen Spelunken von Neuem ein, wo er so Uebles erfahren mußte, weil er in einer schwachen Stunde sein Wort gab, an ihnen nicht vorbeizugehen.

Das Londoner Matrosenviertel ist ein verhältnißmäßig sehr beschränktes. Die Wirthshäuser und Schenken, die sich mit Beherbergung und Verpflegung der Seeleute befassen, konzentriren sich in der Vorstadt Wapping und in den Umgebungen der Docks, welche beide im äußersten Osten Londons gelegen sind, in der Nähe der berühmten und berühmten alten Feste, des Towers. Die Besitzer jener Gasthäuser sind mit dem Charakter des englischen Matrosen auf das Genaueste bekannt und verstehen ihn bei seinen Schwächen zu fassen. Sie wissen, daß „Jack“ — so nennt der Engländer den Matrosen — sich an Alles gern erinnert sieht, was sich auf Meer und Schifffahrt bezieht, und suchen diese seine Vorliebe auf das Ergiebigste auszubeuten. So errichten sie vor ihren Häusern wohl einen mit Takelage versehenen Mastbaum, pflanzen, wenn sie können, daneben eine Schiffskanone auf und lassen vor allen Dingen auf die Außenwände ihrer Etablissements, die, meist in engen, düsternen Gassen befindlich, sich mehr wie Räuberhöhlen und Verbrecherschlupfwinkel ausnehmen, als wie Gaststätten und Lustorte, die Flaggen der verschiedenen seefahrenden Nationen aufpinseln. Dies und allensfalls das Modell eines Schiffes hinter den Scheiben eines der Fenster des Hauses sind Dinge, welche auf die Theerjacks einen untwiderstehlichen Zauber ausüben. Ueber die sonstigen Reize, welche diese widerwärtigen Anstalten und ihre noch häßlichere Nachbarschaft zu verbergen pflegen, sei an dieser Stelle kein Wort verloren. Wir bemerken bloß, daß oft nach wenigen Tagen schon der Geldbeutel des Matrosen völlig geleert und daß hiermit der vom „Landhaiisch“ erhoffte Moment gekommen

ist, da er sich des armen Seemannes ganz und gar bemächtigen kann.

Der Matrose, welcher Geld hat, ist ein guter Fang, eine noch ganz andere Beute jedoch der Matrose ohne Geld. Diesen Lektorn in seine Netze zu ziehen, danach geht das hauptsächlichliche Streben des „Crimps“. Zunächst streckt er ihm kleine Summen vor gegen anderthalb Schilling Zinsen von jedem geliehenen Pfund Sterling, die er natürlich gleich vorweg abzieht. Dann equipirt er ihn mit neuen Kleidern, deren Jack nach langer Seefahrt, wie man sich leicht vorstellen kann, nothwendig bedarf, und die er ihm mindestens fünfzig, zuweilen wohl hundert Prozent höher anrechnet, als ihr üblicher Preis beträgt. Das Schlimmste an der Sache aber ist, daß das unglückliche Opfer in der Regel dabei seine Freiheit verpfändet. Für die schlechten Dienste, die der Quartiergeber dem Matrosen leistet, hat ihm dieser kontraktlich seinen künftigen Verdienst abzutreten; der beklagenswerthe Bursche ißt und trinkt sich somit am Tische seines Wirthes buchstäblich zum Sklaven. Nach einem kurzen Rausche grobsinnlicher Freuden muß er erkennen, daß er seinen Leib und seine Seele verkauft hat. Mitunter verständigt sich der Gastwirth auch wohl mit einem Kapitän, der ebenso gewissenlos ist, wie er selbst, und verdingt bei ihm den Matrosen um billigen Lohn für eine lange Seereise. Dergestalt macht er einen doppelten Gewinn: einerseits erhält er vom Rheder des Schiffes eine gewisse Vergütung, und andererseits streicht er den Lohn der Matrosen ein, deren Gläubiger er ist. Einmal in die Hände eines solchen Wucherers und Kehlabschneiders gefallen, gehört der betrogene Seemann sich

nicht mehr selber an — unter dieser oder jener Form, immer bleibt ein Stück seiner Menschenwürde in den Schlingen zurück, die ihm gelegt werden, und er kann sich noch glücklich preisen, wenn man seine Arglosigkeit nicht so weit mißbraucht, daß er mit dem Strafgesetz in Konflikt kommt. Denn besitzt die Mehrzahl der englischen (und desgleichen auch der deutschen) Matrosen auch ein ziemlich lebhaftes Ehrgefühl und ist sie mit den Geboten der allgemeinen Moral recht wohl vertraut — von kommerziellen und privatkontraktlichen Verpflichtungen weiß sie meistens blutwenig, so daß in dieser Beziehung die natürliche Redlichkeit eines Mannes unschwer erschüttert werden kann. Geschieht es doch nur allzu oft, daß der „Crimp“ seine Opfer überredet, den Vertrag zu brechen, den sie mit einem oder dem anderen Schiffe im Hasen abgeschlossen haben, und sich dafür von einem anderen Fahrzeuge heimlich heuern zu lassen, mit welchem er selbst in Verbindung steht. Wenn aber in solchem Falle dann die Gerichte einschreiten, so ist es nicht der schuftige Quartiergeber, der zur Bestrafung gezogen wird, sondern der arme Jack, welcher den perfiden Rathschlägen sein Ohr geliehen hat.

Um nun den Matrosen vor diesen und den vielen anderen Gefahren zu bewahren, die seiner in der großen Stadt erwarten, traten im Jahre 1827 drei Kapitäne der brittischen Kriegsmarine, Gambier, Elliot und Justice zusammen und legten den Grund zu einer Anstalt, die zwar nicht im Stande gewesen ist, das geschilderte Unwesen mit der Wurzel auszutilgen, allein seinen Umfang doch verringert und des Guten bereits nicht wenig gestiftet hat. Aus ihren

eigenen Mitteln und mit der Unterstützung einer Anzahl gleichgesinnter Freunde erwarben sie in der Nachbarschaft der Londoner Docks ein geeignetes Grundstück und errichteten darauf ein Haus, in welchem Matrosen aller Nationen während ihres Aufenthaltes in London eine zweckmäßige und billige Unterkunft finden sollten. Kapitän Elliot aber, ein Menschenfreund in der vollsten und edelsten Bedeutung des Wortes, gab alle Ansprüche von Geburt, Bildung und Stellung auf, um sich fortan dem Unternehmen ausschließlich zu widmen. Er schlug selbst in der Anstalt und inmitten des verufensten Stadttheiles von London seine Wohnung auf und überwachte Organisation und Gang des Instituts. Dasselbe gedieh denn auch so gut, daß 1859 ein weiteres Terrain zur Vergrößerung der Lokalitäten erworben werden mußte. Auch damit reichte man indeß noch nicht aus, und 1865 wurde vom Prinzen von Wales der neue stattliche Bau eingeweiht, der jetzt den weit und breit mit Dank und Achtung genannten Namen „Sailor's home“ trägt, d. h. Seemannsheim.

Die Hauptfassade des Gebäudes, deren palastähnliches, monumentales Gepräge gewaltig absteicht von den armseligen Wohnstätten des Viertels, erhebt sich in Dock Street, dicht neben dem Eingange zu den großen Docks und Schiffswerften. Das Erdgeschoß enthält eine auf mächtigen Pfeilern ruhende Halle, wo auf Wandtafeln Tag für Tag die Namen der Schiffe angezeigt werden, die zum Auslaufen bereit sind; von allen Seiten wird diese Halle von langen Korridoren umgeben, welche zu den einzelnen Bureaux führen, die das Etablissement umfaßt. Von denselben stehen

mehrere, so dasjenige, in welchem die Matrosen von den verschiedenen Kapitänen geheuert und entlassen werden, unter der Kontrolle der Handelskammer, des „board of trade“; andere, z. B. das des königlichen Flottenreserve-Amtes — royal naval reserve office — wo sich die Matrosen der Handelsflotte freiwillig in die Reserven der Staatsmarine einreihen lassen, fallen unter die Autorität der Admiralität, welche, ebenso wie die Handelskammer, diese Räumlichkeiten von dem Seemannsheim abgemietet hat. Auch ein eigenes Postamt ist dem Institute zugetheilt. Es bewahrt die an zu erwartende Matrosen adressirten Briefe im Nothfalle ein volles Jahr und länger auf. Denn während es im Interesse der oben gedachten „Seelenverkäufer“ liegt, den Seemann thunlichst zu isoliren und von seiner Familie abzuwenden, sucht im Gegentheile die Verwaltung des Seemannsheims „Jack's“ natürliche Beziehungen und Bande zu befestigen. Im Jahre 1876 sind mehr als zwanzigtausend Briefe durch den Postkasten der Anstalt gegangen; und wie viele davon mögen die Freude ausgedrückt haben, die das Herz des Matrosen erfüllte, als er die Seinigen von der glücklichen Rückkehr aus fernen Meeren benachrichtigen konnte!

Fast jeder Matrose kommt mit leerem Beutel an's Land. Seine Rechnung mit dem Kapitän des Kauffahrteischiffes, auf welchem er während einer langen Seereise gedient hat, wird immer erst einige Tage nach der Ankunft im Hafen regulirt, und diese momentane pekuniäre Verlegenheit ist es gerade, wovon die „Landhaifische“ Nutzen zu ziehen wissen. Sailor's home pflegt begreiflicher Weise eine solche verdammenstwerthe Praxis nicht; es schließt vielmehr jedem

augenblicklich geldlosen Seemannen einen Sovereign (etwas mehr als zwanzig Mark) vor, so daß er, überdies von liberaler Gastfreundschaft umgeben, in Ruhe den Tag abwarten kann, da er seine Wohnung ausgezahlt erhält. Um den Matrosen außerdem davor zu behüten, daß er seines sauer erworbenen Geldes beraubt wird oder es leichtsinnig vergeudet, fungirt das Etablissement zugleich als Sparkasse, die jeden Betrag, der ihr von den Matrosen eingezahlt wird, in Depositum nimmt und angemessen verzinst, nebenbei aber auch die Geldsendungen der Seeleute an deren Familien vermittelt und ähnliche andere Besorgungen übernimmt. Wie sehr diese Sparkasse benützt wird, das thut der Umfang ihrer jährlichen Geschäfte dar. Ferner befaßt sich Sailor's home mit dem Unterrichte und der sittlichen Erziehung der Matrosen. In Verbindung mit der Anstalt steht eine Navigationschule, in welcher die Elemente der Geometrie und Astronomie gelehrt werden, und ein Anbau des Gebäudes umschließt eine Kirche, die seamen church, in der allsonntäglich Gottesdienst abgehalten wird, dessen Besuch von Seiten der Matrosen jedoch ein durchaus freiwilliger ist, da das Etablissement sich hütet, die Gewissensfreiheit seiner Insassen irgendwie zu beschränken.

Mit dem Glockenschlag ein Uhr Nachmittags nimmt das Mittagmahl im Hause seinen Anfang. In zwei verschiedenen Sälen des ersten Stockwerkes sind zwei Tafeln hergerichtet, die eine für die Schiffsoffiziere, die andere für die gemeinen Matrosen. Die Letzteren gehören den mannigfaltigsten Nationen an, denn Seemannsheim ist, wie schon bemerkt, ein kosmopolitisches Institut, in dem sich die

schwarzen Söhne des heißen Afrika mit den blonden Gestalten des skandinavischen Nordens u. s. w. einträchtig zusammenfinden. Im Durchschnitt speisen in diesem riesigen Saale täglich mindestens fünfhundert Matrosen; betrug doch die Zahl der im Jahre 1876 von dem Etablissement beherbergten Seeleute nahezu dreizehntausend. Seit seiner Gründung hatte das Haus bis dahin etwa zweimalhunderttausend Köpfen Unterkunft gewährt, von denen mehr als ein Viertel gewissermaßen als Stammgäste zu betrachten war, die, so oft sie nach London kamen, nach Sailor's home zurückkehrten. Das Lokal ist, wie man sich denken kann, von außerordentlichen Dimensionen und mit zwei Monumenten geschmückt, dem einen zum Andenken des Stifters, des Kapitäns Elliot, dem anderen zu Ehren des Kapitäns Pierce, der dreiundzwanzig Jahre die Stelle des Sekretärs der Anstalt bekleidete. Die Mahlzeit selbst läßt an substantieller Güte und Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig und ist mindestens so gut wie die Diners, die man in den mittleren Londoner Restaurants mit zwei bis zwei und einem halben Schilling bezahlen muß. Auch an gutem Ale und Porter fehlt es dabei nicht. Jeder Pensionär des Etablissements hat das Recht, einen Tischgast mitzubringen, für dessen Couvert er einen Schilling extra entrichten muß.

Außer dem Diner erhalten die Insassen von Sailor's home auch noch Frühstück, Nachmittagsstee und Abendbrod. Das Alles ist vortrefflich, wie auch Wohnung und Bett, die dem Matrosen geliefert werden, durchaus anständig sind. Der merkwürdigste Schlaffaal des Hauses ist der nach dem Admiral Sir Henry Hope, dem langjährigen Präsidenten

des Instituts, benannte. Er gleicht dem Innern eines Dreideckers, und die einzelnen Schlafräumlichkeiten, hundert und sechs an der Zahl, sind in der That etagenweise über einander liegende Schiffskabinen, in deren jeder sich ein Bett, ein Stuhl und eine Bibel befindet. Leichte Gallerien, zu denen man auf Treppen emporsteigt, führen von einer Kajüten-Etage zur anderen, oder, um seemannisch zu sprechen, zu den verschiedenen Batterien. Der Matrose, der in einer solchen Koje schläft, kann sich daher einbilden, er sei noch auf seinem geliebten Meere. So verabsäumt die Direktion des Etablissements nichts, um es den Seeleuten in ihrem Hause behaglich, ihnen das Etablissement wirklich zum „Heim“ — home — zu machen. Neben allerhand Unterhaltungs- und Gesellschaftsspielen steht dem Matrosen auch eine bündereiche Bibliothek zur Verfügung, wie er täglich den Besuch des Anstaltsarztes empfängt, falls er dieses wünscht. Im Uebrigen haben die Insassen des Hauses vollständige Freiheit, zu gehen und zu kommen, wann es ihnen beliebt, mit der einzigen Beschränkung, daß das Etablissement Abends elf und ein halb Uhr geschlossen wird. Wer einmal länger auszubleiben wünscht, der hat sich vom Aufseher einen sogenannten Paß zu verschaffen. Bei allen Vortheilen und Genüssen aber, welche Sailor's home seinen Insassen darbietet, ist die Pension, die diese dafür zu erlegen haben, eine sehr mäßige. Die Offiziere der Kauffahrtsschiffe zahlen wöchentlich siebenzehn Schilling (etwas mehr als siebenzehn Mark), Matrosen und Schiffsjungen zc. pro Woche nur vierzehn Schilling.

Seemannsheim ist sozusagen ein Compagnie-Unternehmen,

dessen Theilhaber einen monatlichen Beitrag von einem Pfund Sterling bezahlen; wer zehn Pfund Sterling auf einmal entrichtet, hat damit das Anrecht auf lebenslängliche Mitgliedschaft erworben. Indeß rührt der Haupttheil der jährlichen Einnahmen der Anstalt, die von siebentausend bis zu neuntausend Pfund Sterling schwanken, nicht von diesen Beiträgen her, sondern von den Summen, welche die Matrosen selbst für Wohnung und Kost erlegen, und lastete nicht noch eine ansehnliche Hypothekenschuld auf dem Etablissement, so wäre dies im Stande, sich durchaus selbst und allein zu erhalten. Nach seinem Muster haben sich übrigens nicht nur in den meisten größeren Seehafenplätzen Englands und Schottlands, sondern auch auf dem europäischen Kontinente, insbesondere an den deutschen Küsten, ähnliche Etablissements gebildet, von denen mehrere eines verdienten Rufes genießen. Trotz alledem aber wird sich leider nicht in Abrede stellen lassen, daß die Erfolge dieser Institute immerhin einigermaßen hinter den Erwartungen zurückblieben, die man an sie knüpfte. Noch ist die Herrschaft namentlich des Londoner „Seelenverkäufers“ nicht vernichtet, noch gibt es der Matrosen aller Orten nicht wenige, die sich lieber in das Unglück stürzen, als sich und ihren Neigungen und Leidenschaften das geringe Maß von Zwang auferlegen, der mit dergleichen Etablissements nothwendig verbunden ist. „Der Kormoran liebt den Käfig nicht,“ gab uns ein alter englischer Matrose zur Antwort, als wir ihn frugen, weshalb er sich lieber von den „Crimps“ ausplündern lasse, als daß er sich in Sailor's home einthue, und seiner Ansicht sind leider noch viele brittische und nicht brittische Seeleute,

die, wenn sie am Lande verweilen, meist die Freiheit mit der Zügellosigkeit verwechseln und von jenen Spelunken, deren wir oben erwähnten, unwiderstehlich angezogen werden. Doch, so hoffen wir, wird die Zeit kommen, da auch dem naiven Matrosen die Einsicht für das Bessere aufgeht und seine alten schlechten Gewohnheiten über den Haufen wirft.

Zum Schlusse unserer Schilderungen sei noch angeführt, daß dieselbe philanthropische Gesellschaft, die Sailor's home unterhält und leitet, neben diesem letzteren noch ein zweites wohlthätiges Institut für den Seemann in's Leben gerufen hat, Sailor's Asylum — Seemanns-Asyl — in welchem kranke und verarmte Matrosen jeder Nationalität Aufnahme und Unterstützung finden. Im Jahre 1827 gegründet, hat diese Anstalt seitdem gegen fünfzigtausend kranken und von allem Nöthigen entblößten Matrosen einen zeitweiligen Ruhehafen gewährt.

---

# Achmed Pascha.

Ein Abenteurer des 18. Jahrhunderts.

Von

**H. Scheube.**

(Nachdruck verboten.)

Auf dem mohammedanischen Friedhof von Pera, einer der Vorstädte Konstantinopels, sieht man ein jetzt freilich nahezu verfallenes, ursprünglich aber jedenfalls sehr stattlich gewesenes Denkmal, welches in türkischer Sprache die nachfolgende Inschrift trägt:

„Hier ruht Bonneval Achmed Pascha, den die ganze Welt kannte. Er verließ sein Vaterland und Erbtheil, um den Glauben der Moslemn anzunehmen. Bei den Seinigen erwarb er sich in der Welt Ehre, durch seinen Uebergang zu den Rechtgläubigen aber gewann er Ruhm in der Ewigkeit. Er war ein Weiser unserer Zeiten und hatte sowohl ihre Größe und Hoheit, wie ihre Widerwärtigkeiten erfahren. Weil er das Gute und das Böse an sich selbst erprobt hatte, so wußte er das Schöne von dem Häßlichen zu unterscheiden. Vollkommen überzeugt von der Eitelkeit aller menschlichen Dinge, ergriff er den glücklichen Augenblick, in die Ewigkeit überzugehen, und trank diesen Kelch in der Freitagsnacht, der Geburtsnacht des Herrlichsten unter den Propheten. Dies war die glückliche Stunde, die er sich erwählte, sich

in die Hände der Barmherzigkeit zu geben. Das Paradies sei der Aufenthalt des Bonneval Achmed Pascha!"

Auf der anderen Seite des Monumentes steht zu lesen:

„Betet um Gottes willen die Vorrede des Koran für die Seele des Achmed Pascha, des Hauptes der Bombardire.“

Die ganze Welt kannte den großen Mann — so sagt das Denkmal, wir glauben indeß, daß mindestens die heutige Welt von dem berühmten „Haupte der osmanischen Bombardire“ nicht viel, kaum den Namen mehr wissen wird, und wollen daher nach authentischen Urkunden unseren Lesern erzählen, wer der von dem Stifter des Grabsteines, dem Sultan Mahmud dem Ersten, so hoch Geseierte war, und was er für die Menschheit geleistet hat, um solchen Nachruhm zu verdienen. Zählt er doch überdies zu jenen geistreichen und farkastischen, aber ruhe-, grundsatz- und gewissenlosen Abenteurern, die bis zu einem gewissen Grade als Vertreter des zugleich skeptischen und genußsüchtigen, philosophischen und frivolen 18. Jahrhunderts gelten dürfen.

Einem der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs, das sogar dem Hause der Bourbonen verwandt war, der in der Provinz Limousin angefahrenen Grafenfamilie der Bonneval, ward auf dem Schlosse zu Couffac am 14. Juli des Jahres 1675 ein neuer Sprößling geboren, dem man in der Taufe die Namen Claude Alexander beilegte. Schon frühzeitig eine ungewöhnliche geistige Begabung an den Tag legend, sah sich der junge Graf einem Pariser Jesuiten-collegium zu gelehrter Erziehung übergeben, erwies sich aber hier von einem so ganz unbändigen und gewaltthätigen Charakter, daß die geistlichen Herren mit dem unregierbaren

Knaben nicht länger zu thun haben mochten, ihn vielmehr dem Vater als einen verlorenen Taugenichts heimzuschicken. Man brachte ihn nun in dem königlichen Marinecorps, den sogenannten gardes marines, unter. Dies schien seinen Neigungen und Talenten zu entsprechen, und nicht lange währte es, so ward er zum Offizier vorgeschlagen. Der Marineminister, der Marquis v. Seignelay, wollte jedoch den noch gar jugendlichen Mann zurückweisen; da trat dieser mit flammenden Augen und stolzer Miene vor seinen Chef. „Mein Herr,“ sprach er, „ein Bonneval läßt sich nimmermehr zurückweisen!“ — und ward in seinem Posten als Schiffsführer bestätigt.

Hätte Bonneval auf dieser seiner Eigenart und seiner Abenteuerlust durchaus gemäßen Laufbahn verharret, so würde jetzt sein Name vielleicht unter denen der ersten französischen Seehelden glänzen, allein der Unruhige vertauschte den Dienst in der Marine bald mit dem in der französischen Garde und gerieth damit in die wildesten Strudel des Pariser Hochlebens, das sich bekanntlich niemals durch Pflichtgefühl und Sittenstrenge ausgezeichnet hat. Nichtsdestoweniger aber that er sich in dem kurz darauf ausbrechenden spanischen Erbfolgekriege (1701—1714) durch kühne Unersehrodenheit hervor, sowohl in Italien wie in den Niederlanden als Offizier im Regimente Latour manches Bravourstück ausführend, welches ihm die Anerkennung der Oberbefehlshaber, der Marschälle Catinat, Vendôme und Boufflers, eintrug.

Inzwischen war jedoch die mit dem König Ludwig XIV. heimlich vermählte und von diesem zur Marquise v. Maintenon erhobene Wittve des Possendichters Scarron mehr

und mehr zur allmächtigen Regentin Frankreichs geworden und wußte dem Hofe von Versailles und der vornehmen Gesellschaft des Landes überhaupt anstatt der bisher herrschenden Frivolität die Maske einer widerwärtigen Frömmelerei aufzuzwingen. Graf Bonneval fand sich indeß nicht in die neue Mode. Nach wie vor erging er sich vielmehr in den ruchlosesten Spöttereien und verschonte mit seinem cynischen und beißenden Witz auch die gewaltige Gebieterin nicht, vor der sich Alle, selbst die königlichen Prinzen und höchsten Würdenträger des Reiches, in Demuth neigten. Die bigotte Dame vergaß das dem Frechen nicht. Auf ihren Betrieb wurde er unter dem Vorwande, daß er sich im Felde Eigenmächtigkeiten und Erpressungen habe zu Schulden kommen lassen, im Jahre 1704 bei der Beförderung übergangen, die er nach seinen militärischen Leistungen doch verdient zu haben glaubte. Wüthend über solche Zurücksetzung, gab Bonneval seine Entlassung und überschüttete in seinem an den König gerichteten Abschiedsgesuche den Kriegsminister Chamillard mit einer Fluth der maßlosesten Beleidigungen. „Wird mir,“ schrieb er u. A. darin, „nicht binnen drei Monaten eine ganz eklatante Genugthuung zu Theil, so trete ich in die Dienste Oesterreichs. Dort sind alle Minister Männer von Stand und Ehre, was bei uns bekanntlich keineswegs der Fall ist.“ Die Antwort auf dieses hochfahrende Schreiben mochte er freilich nicht abwarten. Er flüchtete über die deutsche Grenze hinüber, während er in Frankreich insam kassirt und sein Vermögen mit Beschlage belegt wurde.

Patriotismus und Nationalbewußtsein waren in jenen

Tagen und Kreisen ziemlich unbekannte Größen. In die Reihen des Feindes überzutreten und wider sein eigenes Vaterland zu kämpfen, trug selten einmal Jemand Bedenken, wenn er dadurch eine persönliche Rachsucht befriedigen oder sonst seine Eigeninteressen fördern zu können meinte. So bedachte sich denn auch Bonneval keinen Augenblick, im österreichischen Heere Dienste zu nehmen. Der Oberfeldherr desselben, der berühmte Prinz Eugen von Savoyen-Carignan, hatte Gelegenheit gehabt, die kriegerischen Eigenschaften des französischen Edelmanns kennen zu lernen, und auf seine Empfehlung wurde Bonneval als Generalmajor dem kaiserlichen Offiziercorps einverleibt. Als solcher rückte er nun gegen Frankreich in das Feld, in den Niederlanden wie in Italien, in der Dauphiné und in der Provence als kühner Parteilgänger den Truppen seines Heimathlandes nicht wenig Schaden thugend und mit dem hitzigen Eifer eines Menschen kämpfend, der ihm persönlich zugefügtes Unrecht zu rächen strebt.

Die Anerkennung für seine bei mehr als einer Gelegenheit in der That glänzenden militärischen Leistungen von Seiten der Kaiser Joseph I. und Karl VI. blieb nicht aus. Bonneval rückte zum Range eines Feldmarschall-Lieutenants auf, ward Mitglied des mit der obersten Leitung der militärischen Angelegenheiten des österreichischen Staates betrauten Hofkriegsrathes und blieb auch nach den Friedensschlüssen zu Utrecht und Rastatt in kaiserlichen Diensten. Als es kurz danach zwischen Oesterreich und der Türkei zu einem neuen Kriege kam, errang unser Franzose unter Eugen sich frische Vorbeeren, nicht wenig zu dem großen Siege bei Peterwardein — am 5. August 1716 — über die Osmanen beitragend,

in welcher Schlacht er indeß so schwer verwundet wurde, daß er den Kriegsschauplatz verlassen und sich nach Wien zurück transportiren lassen mußte.

Wie schon oben erwähnt, war Bonneval indeß nicht der Mensch, der ein ruhiges, in regelmässigen Verhältnissen und unter alltäglichen Vorgängen sich abspinnendes Leben, der überhaupt „eine Reihe von guten Tagen“ zu ertragen vermochte. Wir sehen ihn daher, nachdem in Folge des am 21. Januar 1718 zu Passarowitz in Serbien vereinbarten Friedens die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und der Türkei zum Austrag gebracht waren, auch jezt in Wien sich rasch wieder unmöglich machen. Nicht allein gereichte sein jedwedem Gesetze von Sitte und Anstand Hohn sprechender Lebenswandel zum allgemeinen Aergernisse, sondern auch seine giftige Zunge, die er selbst seinen Beschüzern und Freunden gegenüber nicht mässigen konnte. zog sie doch selbst den Prinzen Eugen, dem er zunächst seine derzeitige Stellung verdankte, in den Kreis ihrer erbarmungslosen Angriffe, und stellte zumal die häuslichen Verhältnisse des großen Feldherrn und Staatsmannes in unverzeihlicher Weise bloß. Eugen sah sich deshalb genöthigt, den lästigen Spötter aus Wien zu entfernen, that dies jedoch mit aller Schonung, indem er Bonneval als Generalfeldzeugmeister zum Kommandeur der in den Niederlanden stehenden österreichischen Truppen ernannte.

Hier aber ereilte den Unverbesserlichen sein Schicksal. Gestiffentlich suchte er in Brüssel Zwist mit dem Gouverneur der damals österreichischen Provinz, einem Marquis de Prié, weil er denselben für einen Günstling des Prinzen

Eugen erachtete, dem er seine Verbannung aus Wien nicht vergessen konnte, und benützte die kleinlichsten Etiquettefragen, sich an Jenem zu reiben. Der Marquis aber nahm seinen Angreifer für das, was derselbe werth war. Allen mündlichen und schriftlichen Invektiven Bonneval's setzte er die Würde seiner Stellung und eine stoische Ruhe und Verachtung entgegen. Nichts hätte den hochmüthigen Franzosen mehr erbittern können als eine solche geringschätzige Gelassenheit; er wußte darum auch seinem Ingrim nicht anders Lust zu machen, als daß er den Gouverneur, seinen unmittelbaren Vorgesetzten, zum Zweikampf herausforderte, worauf er, allerdings in nicht sehr ritterlicher Weise, ohne Weiteres verhaftet und darnach nach Wien citirt wurde. Dürfen wir jedoch Bonneval's Versicherungen Glauben schenken, so war es nicht sein Konflikt mit dem Marquis de Prié, sondern eine dem Prinzen Eugen selbst zugesicherte Herausforderung, was ihm den Hals brach. „Mein ganzes Verbrechen,“ schreibt er seinem Bruder in Frankreich, „bestand bloß darin, daß ich den Prinzen von S. zum Duell herausgefördert, weil er die Bande unserer achtzehnjährigen Freundschaft zuerst brach . . . aus einer angeborenen Feindschaft, die er sein ganzes Leben hindurch gegen Frankreich hegte, und die ich zur Zeit unseres vertrauten Umganges tausendmal als eine unpassende Schwachheit an ihm getabelt habe.“ Aus dem Munde eines Mannes, der nicht den geringsten Anstand nahm, gegen sein eigenes Vaterland die Waffen zu führen, klingt es allerdings sehr sonderbar, wenn er einen Nichtfranzosen befehlet, weil derselbe Frankreich keine freundlichen Gesinnungen ent-

gegentrage, allein anderweitige Mittheilungen scheinen doch zu bestätigen, daß Bonneval es nicht ruhig mit anhören konnte, wenn Frankreich von einem Dritten geschmäht wurde. Man weiß auch, daß er sich während des Utrechter Friedens-Kongresses mit einem Preußen geschlagen hat, der Ludwigs XIV. Ländergier und Eroberungslust mit scharfen Worten verdamnte.

Bonneval schlug nicht den direkten Weg nach Wien ein, wie ihm befohlen war; er begab sich im Gegentheile vorerst nach Holland, wo er länger als einen Monat Aufenthalt nahm und besonders zu den Gesandten Frankreichs und Spaniens lebhaft Beziehungen anknüpfte. In Oesterreich beobachtete man diesen Verkehr mit argwöhnischen Augen und fand es daher für gerathen, sich der Person des Verdächtigen zu versichern, als derselbe wirklich die Weiterreise zu seiner Verantwortung in Wien antrat. Man nahm ihn in Haft und brachte ihn nach jener Feste, die seitdem noch manchem Staatsgefangenen zum Kerker gebietet hat, nach dem Spielberg bei Brünn. Der Hofkriegsrath sprach über den der Unbotmäßigkeit und des versuchten Hochverrathes schuldig Befundenen das Todesurtheil aus. Kaiser Karl VI. wandelte zwar das harte Verdict in eine einjährige Festungshaft um, ließ ihn jedoch nach Verbüßung derselben durch Tirol über die österreichische Grenze schaffen und ihm die Rückkehr in die kaiserlichen Staaten für immer verbieten. So hatte denn der Unbesonnene, der seine Leidenschaften nicht zu zügeln vermochte, abermals sich eine erfolgreiche Laufbahn verschlossen und sein Leben gewissermaßen von vorn anzufangen.

Bei der Republik Venedig anzukommen, wollte Bonneval nicht gelingen; zweifelsohne zu seinem Glücke. Denn in einem Staate, wo ein so unnachsichtliches geheimes Spürsystem ausgebildet war, wie vielleicht nirgends anderswo, wo der namenlosen Anklage sich Thor und Thür öffnete und der furchtbare Rath der Behn eine drakonische Justiz ausübte, hätte ein Mann, der um keinen Preis seine Zunge zu wahren wußte, den entsetzlichen Bleikammern oder den noch entsetzlicheren „Brunnen“ (die unterirdischen Kerker) kaum entgehen können. Ebenso schlugen seine Bemühungen um eine militärische Anstellung in Rußland fehl. Er faßte darum den Entschluß, sich nach der Türkei zu wenden; vielleicht daß es ihm dort gelang, wieder das Feld der Thätigkeit zu finden, welches er suchte, und namentlich Gelegenheit zu erhalten, sein Schwert gegen Oesterreich ziehen zu können, das er jetzt auf das Bitterste haßte. In Bosnien angelangt, sah er sich jedoch plötzlich zu Serai festgenommen, auf Grund falscher Angaben eines österreichischen Beamten, wie Bonneval in einem seiner Briefe schreibt, da man ihn nicht gern in türkische Dienste habe übergehen lassen wollen. Fünfzehn Monate saß er im Kerker, und nur sein Uebertritt zum Islam gab ihm die Freiheit wieder und eröffnete ihm die Reihen des osmanischen Heeres, worauf vor allen Dingen sein Augenmerk gerichtet war. Daß bei ihm der Glaubenswechsel nicht schwer in's Gewicht fiel, wenn er dadurch die Zwecke erreichen konnte, die er anstrebte, darf von einem Bonneval nicht Wunder nehmen, der, ein echter Sohn seiner Zeit und seines Volkes, Religion und Gewissen für Hirngespinnste einfältiger Schwäch-

linge hielt und zur Lieblingszielscheibe seiner Sarkasmen nahm.

Fünfundfünfzig Jahre alt, schwur er mithin, 1730, sein Christenthum ab und gewann sich durch diesen Akt nicht nur den Namen Achmed, sondern auch die Würde eines Paschas von drei Rosschweifen und des Chefs der Artillerie, oder, wie man sich damals ausdrückte, des Hauptes der Bombardire. Er wurde auch noch mehr — er kann als der erste Reformator des türkischen Heerwesens gelten, als der Erste, der die osmanische Armee auf europäischem Fuße zu reorganisiren trachtete. Der bereits genannte Sultan Mahmud I. unterstützte die Pläne des französischen Offiziers bereitwilligst, allein die berüchtigte türkische Leibgarde, die Janitscharen, welche im Reiche mächtiger war als der Großherr selber, wußte die meisten solcher Versuche nach Möglichkeit zu verkümmern, weil in einem modern formirten Heere die Vorrechte dieser Prätorianerschaaren nicht hätten bestehen bleiben können. Demungeachtet jedoch ist Bonnevall's Einfluß ein außerordentlich großer gewesen, da ja nicht allein die Neugestaltung der Heeresverfassung, sondern auch viele politische Umbildungen auf ihn als ihren eigentlichen Schöpfer und Begründer zurückzuführen sind. Deshalb dürfen wir Achmed Pascha seine historische Bedeutung nicht absprechen, und glauben gerade im gegenwärtigen Momente, da sich die Blicke wieder und immer wieder mit gespannter Aufmerksamkeit den Dingen, Erscheinungen und Katastrophen im Osmanenstaate zuwenden, auch in diesen Blättern an den merkwürdigen französischen Pascha erinnern zu sollen.

Vor Allem aber war Bonneval bemüht, die Türkei zu einem neuen Kriege gegen das ihm jetzt so verhaßte Oesterreich aufzustacheln, und obwohl die osmanischen Finanzen momentan noch übler waren als gewöhnlich, obwohl man bereits mit Rußland und Persien im Kampfe lag und dabei durchaus keine Vorbeeren pflückte, so setzte der französische Abenteurer seine Wünsche bei dem Sultan dennoch durch. Der vorsichtige und mächtige Großvezir Ali Pascha, der den Augenblick zur neuen Bekriegung Oesterreichs nicht für geeignet hielt, mußte den Machinationen Bonneval's weichen, und der Feldzug gegen den westlichen Nachbarstaat wurde eröffnet. Achmed Pascha, wenn schon nicht nomineller Oberbefehlshaber, war die Seele des Unternehmens und erwies sich in der That als vortrefflichen Strategen; so unglücklich der letzte Krieg gegen Oesterreich geführt worden war und so schwere Opfer der ihn beendende Friedensschluß von Passarowitz der Türkei auferlegte, ebenso glücklich verlief der gegenwärtige Kampf, so glücklich, wie die Waffen der Pforte seit langer Zeit nicht mehr und bis auf den heutigen Tag nicht wieder gewesen sind. Achmeds Reformen bewährten sich auf das Glänzendste, und seine persönliche Geltung stieg in dessen Folge natürlich höher und höher, würde indeß jedenfalls noch viel weiter gereicht haben, hätte er seinen Einfluß nicht auch am Goldenen Horn durch seine Unbesonnenheit und Spottlust oft genug selber paralytirt. Unwahr ist es aber, was verschiedene Geschichtschreiber behaupten, daß Bonneval gestürzt und aus Konstantinopel verbannt worden sei. Bis zu seinem Tode bekleidete er im Gegentheile die Stelle eines Chefs der osmanischen Artillerie

und erhielt sich in der Gnade Sultan Mahmud's I., wie dies ja schon jenes Grabmal beweist, dessen wir Eingang unserer Mittheilungen gedachten. Im Genuße eines fürstlichen Einkommens, das ihm namentlich die Statthaltertschaft von Karamanien gewährte, die er neben seinem Militärposten inne hatte, führte er in Konstantinopel ein sehr prachtvolles und selbst nach orientalischen Begriffen außerordentlich üppiges Leben, auch im hohen Alter noch körperlich und geistig rüstig, der beste Reiter im gesammten türkischen Heere. Ob er sich jedoch wirklich glücklich fühlte, möchten wir bezweifeln; wenigstens klingt durch alle Briefe, die er während seiner letzten Lebensjahre an seinen Bruder in Frankreich richtete, der Ton einer gewissen Wehmuth hindurch, die dem Manne sonst nicht eigenthümlich gewesen war. Auch rüstete er sich ernstlich, nach seiner französischen Heimath zurückzukehren, da kam der Tod und vereitelte diese und andere Pläne, die Bonneval noch hegen mochte. „Die alte Maschine,“ sagte er zu einem jungen Italiener, den er an Kindes Statt angenommen hatte, „läuft ab. Ich weiß, daß ich von dieser Erde abreisen muß, und es kümmert mich wenig, ob es heute oder morgen geschieht.“

Am 22. März des Jahres 1747 starb Achmed Pascha in seiner herrlichen Villa zu Bujukdere am Bosporus, zweiundsiebzig Jahre alt. Unleugbar war er einer der merkwürdigsten Männer seiner Zeit, durch Frivolität und Mangel an jedweden sittlichen Halte, aber auch durch Geist und Liebenswürdigkeit ein entschiedener Repräsentant seines glänzenden, doch leichtsinnigen Jahrhunderts, einer der vielen vornehmen Abenteurer, die jene Tage kennzeichnen.

# Ein indisches Städtebild.

Nach neuesten Reiseschilderungen.

Von

**Hugo Zeigmann.**

(Nachdruck verboten.)

Auch in dem farbenprächtigen, völkerbelebten, wunderreichen Osten unseres Erdballs dürften sich nur wenige Orte auffinden lassen, die den Fremden mit einer so verwirrenden Fülle eigenartiger und seltsamer Bilder und Scenen bestürmen, wie er sich von solchen in Bombay überfluthet sieht, der Kapitale jener gleichnamigen Präsidenschaft im brittischen Ostindien. Schon die Eindrücke, die sich dem Europäer während eines einzigen Tages in der von einer Million Menschen bewohnten Stadt aufdrängen, sind so außerordentlicher und interessanter Natur, daß er in seiner Erinnerung umsonst nach einer Vergleichung sucht mit dem kaleidoskopisch-bunten Wechsel der hier vor seinem Auge erscheinenden Gestalten und Volkstypen, Trachten und Sitten, Schauspiele und Lebensäußerungen. Dies ersehen wir aus den jüngst veröffentlichten Schilderungen eines englischen Reisenden, denen wir im Nachstehenden einige der bezeichnendsten Mittheilungen entlehnen.

Zunächst unternehmen wir mit unserem Führer eine

Tour durch die von den Engländern bewohnten Stadttheile, die überall den Stempel der abendländischen Civilisation, europäischer Eleganz und europäischen großstädtischen Lebens aufweisen. Ueberall erblicken wir moderne Straßen mit eleganten vier- bis fünfstöckigen steinernen Häusern, gutgehaltene Plätze, Promenaden, Markthallen und andere unserer neuesten derartigen Errungenschaften, das Alles so imposant und luxuriös, wie es uns nur London und Paris darbieten können. Kommen wir aber in die Vorstadt, nach der sogenannten Malabar-Spiße — Malabar Point — dann finden wir uns wie durch den Schlag eines Zauberstabes in eine andere unbekannte Welt versetzt. Dort liegen zwar auch die Villen der reichen europäischen Kaufleute, allein wie himmelweit sind diese Sommerstätten verschieden von allen den Vorstellungen, die wir mit dergleichen Etablissemments zu verbinden uns gewöhnt haben! Leichte, graziose, zeltartige Bauten von Bambusrohr und Matten, Bungalows heißen, mit breit vorspringenden Strohdächern und offenen Veranden darunter, die rund um die allerliebsten Hütten laufen, verstecken sich diese in wohlgepflegten Gärten, aus denen uns die ganze Pracht der tropischen Pflanzenwelt entgegenleuchtet, während dazwischen indische Tempel verstreut sind und um die Brunnen und Wasserbecken Gruppen von Hindus sitzen und liegen. Dann zeigen sich die zierlichen Wohnstätten und Lustparcs wohlhabender Parfen, in deren Händen nicht der kleinste Theil des ostindischen Waaren- und Geldhandels ruht, mit den wunderbaren Pavillons, die sie für ihre Sonnen- und Feueranbetung errichtet haben, und im Hintergrunde ein merkwürdiges, un-

heimliches Gemäuer, der Thurm des Schweigens benannt, auf dessen Zinnen und Gesimsen immer Schaaren widerlicher großer Geier hocken und auf Beute lauern, an der es ihnen im Oriente nie gebricht, wo ihnen meist allein die Straßenreinigung überlassen bleibt, und die ihnen an dieser Stätte noch reichlicher als sonstwo zu Theil wird. Das Alles gemahnt uns, daß wir den Boden eines Landes betreten haben, wo wir mit jedem Schritte zuvor noch niemals wahrgenommenen Erscheinungen begegnen.

Jene Villen und Gartenanlagen der Parsen haben etwas ungemein Phantastisches mit ihrer Verschwendung von farbenschimmernden Dekorationen, ihrem Ueberfluß von Lampen und Lampions, der Unregelmäßigkeit ihrer Anordnung, der Menge da und dort angebrachter Statuen und Gemälde, der eigenthümlichen Mischung von theatralischer Scenerie und kunstvoller Landschaftsgärtnerei. Jedes Landhaus dieser reichen Parsen sieht aus, als sollte es allabendlich in Feuer aufgehen, und wenn bei Hochzeiten oder anderen großen Festlichkeiten zu den Hunderten der gewöhnlichen noch Tausende von Extralampen entzündet werden und Haus und Umgebungen von Menschen wimmeln, alsdann gleicht das Ganze jenen Zauberpalästen, von denen wir in unseren Feenmärchen lesen. Wie sehr aber kontrastirt mit diesem Farben- und Lichterglanz der schauerliche Thurm des Schweigens, dessen wir oben gedachten, der Ort, welcher die Leichen der Parsen aufzunehmen bestimmt ist! Dort auf eisernen Stäben bleiben die Todten liegen, bis ihnen die gräßlichen Geier das Fleisch vom Leibe gerissen haben. Eine fürchterliche Sitte, und wenn man die meist wohlgenährten par-

fischen Handelsherren mit ihren feisten, fettglänzenden Gesichtern und ihren schimmernden Wagen und Palankins durch die Straßen ziehen sieht, so kann man sich des Gedankens nicht enthalten, als mästeten sie sich nur, um dereinst den Geiern eine reichliche Mahlzeit darzubieten.

Und immer neue und außerordentlichere Bilder tauchen um uns auf, so viele und so sonderbare, daß wir am Abende Mühe haben, die Figuren und Gruppen von einander zu scheiden, die uns das merkwürdige Kaleidoskop vorgeführt hat. Da kommen wild blickende, bis zu den Zähnen bewaffnete Sikhs geritten, roth und schwarz uniformirt, die zu einer in Bombay stationirten Abtheilung irregulärer Kavallerie gehören. Hierauf erscheinen Sipoy-Schuzmänner, in hellblauen Röcken und gleichfarbigen Beinkleidern mit breiten goldgelben Galons und mächtigen gelben Turbanen, und verneigen sich ehrerbietig vor jedem vorüberwandelnden Engländer. Zu Zweien und Dreien schreiten, auf ihrem Heimwege begriffen, Hindu-Lampenzünder einher, welche in ihren weißen Röcken und carmoisinrothen Kopfbedeckungen und mit ihren jetzt ausgelöschten langen Fackeln einigermassen unseren Alanen ähneln. Britische Matrosen von den im Hafen liegenden Kriegsschiffen, die einen tollen Abend am Lande feiern wollen, und englische Gentlemen, welche in europäischer Toilette, den unerlässlichen Cylinder auf dem Haupte, sich ihren üblichen Spazierritt vor der nach brittischer Sitte immer erst gegen Abend abgehaltenen Tageshauptmahlzeit vergönnen; elegant gekleidete Kinder auf langmähnigen bengalischen oder javanischen Ponies, Tattoos genannt, die von einem mit weiten Gewändern

angethanen eingeborenen Diener am Zügel geführt werden, während ein anderer ebenso kostümirtes Indier daneben wandelt; große Buggies — in langen Gestellen hängende Korbwagen — denen, um ihnen Platz zu verschaffen, je ein Syce — ein indischer Pferdeknecht — vorausläuft; Schaa-  
ren von Khansamas oder Khitmutgars, d. h. Vohnkutscher, die mit schrillum Geschrei uns ihre Palankinkutschen vermiiethen wollen; mit Gold und Silber überladene Equipagen vornehmer Radschas — eingeborener Fürsten — um die auf prächtigen arabischen Rossen ein Schwarm von Dienern galopirt, deren farbenreiche orientalische Tracht schier das Auge blendet; ab und zu kleine Hausen mit buntem Tand behangener Nautch Girls oder Tänzerinnen, die, halb ver-  
mummt und von einer wunderlichen Musikbande begleitet, zu irgend einem Feste trippeln, zu dem sie, die Gäste zu erheitern, bestellt worden sind — das sind nur einige der interessanten Charaktertypen, die uns eine kurze Fahrt durch die Stadt zur Anschauung bringt. Engländer, Perser, Hindus, Chinesen, Afghanen, Sikhs, Griechen, Armenier, Araber u. a. m. kreuzen sich nach allen Richtungen in Bombay's Straßen und meist im raschen Tempo, weil Jeder zu seinen Geschäften eilt; denn man kommt ja in der Regel nach Ostindien bloß, um Geld zu erwerben, und eilt wieder davon, sobald dies geschehen (was übrigens jetzt viel minder häufig der Fall ist als früher), um des gewonnenen Vermögens in einem gesünderen und minder heißen Klima froh zu werden.

Noch wechselvoller und wirrer wird das Gewühl in den dichtbevölkerten Gassen desjenigen Stadttheiles, welcher die

Eingeborenen beherbergt. Das Chaos, in welchem zwei Farben vorherrschen, das Roth der Gewänder und das Weiß der Turbane, ist hier in der That beängstigend, und jeder Zoll des Straßenpflasters scheint bedeckt zu sein. Wie zu Kairo in Egypten und in vielen anderen Orten des Morgenlandes gruppiren sich die verschiedenen Gewerbe und Handtirungen in besondern Bazarstraßen zusammen, die uns zugleich die Märchen in „Tausend und Eine Nacht“ in's Gedächtniß rufen. In den offenen kleinen Fensterbogen, die ihre Verkaufsläden bilden, kauern die Kaufleute und plaudern mit einander, rund herum aber schauen wir nichts als lauter neue und wunderbare Gemälde, die uns aus Staunen und Ueberraschung, sowie aus einer gewissen Betäubung nicht herauskommen lassen, als wandelten wir durch eine bizarre Traumwelt. Das kunstvolle Schnitzwerk an den Pfeilern und Vorhallen der in grellen Farben getünchten Hinduwohnungen; die unzähligen Lampen, die man durch die hohen Fenster der Häuser in den Zimmern umherhängen sieht; die erhellten Altäre der Hausgötzen meist von grotesker Gestalt und Haltung; die wie aus Siegellack geformten ziegelrothen Tempel der Hindus; die hellgelben Omnibusse mit Kutschern und Schaffnern in Scharlachröcken und riesenhaften Turbanen; die im gleichen Kostüm einhersehreitenden Briefträger; die persischen Pferdehändler in hohen schwarzen Schaffelmützen und gestickten Sammtkafians; dann wieder die vormaligen Civil- und Militärwürdenträgern errichteten Monumente, die wir fast in jeder Straße zu passiren haben; die verschiedenen luxuriös geschmückten großen Laternen, mit denen das Andenken wohlthätiger Parsen geehrt zu

werden pflegt und an denen in englischer Sprache zu lesen steht: „Vertraue auf Gott und laß Dich nicht schrecken“; die dicken kleinen Gestalten der Malayentweiber mit schweren Metallringen in den Nasen und um die Knöchel der Füße; die bekleckten Gesichter mehr denn halbnackter brauner Männer, deren weiße oder rothe Bemalung die Kaste anzeigt, deren Mitglieder sie sind; die von häßlichen, haarlosen schwarzen Büffeln gezogenen plumpen Karren; dazwischen comfortable europäische Landauer und Phaetons, in deren Seidenpolstern aristokratische englische Damen lehnen; weißbärtige Brahminen, die, all' das Treiben um sie herum nicht achtend, an einer Straßenecke in tiefer Beschaulichkeit niedergesunken sind — läßt sich ein seltsameres Gemisch von Erscheinungen wohl ersinnen? Eine Vereinigung so heterogener Elemente auf engem Raum, eine so bunte ethnographische Musterkarte, ein so merkwürdiges Durcheinander von Morgenland und Abendland, dem äußersten Osten und dem fernsten Westen der bewohnten Erde, birgt in der That einzig und allein Ostindien. Ein erster Tag in Bombay oder Calcutta, den beiden großen Hauptstädten des anglo-britischen Kaiserreichs, mit seiner unererschöpflichen Fluth neuer und fremdartiger Eindrücke hat daher im Reiseleben kaum seines Gleichen und prägt sich der Erinnerung unverlöschlich ein, wie zahlreich und mannigfaltig auch die Bilder und Scenen sein mögen, die wir zuvor schon geschaut haben und nachher in der alten oder der neuen Welt noch schauen werden.

## Mannigfaltiges.

**Aus dem Leben der Ameisen.** — Schon seit langer Zeit ist das Verhältniß der Ameisen zu den Blattläusen bekannt. Linné nannte schon die Blattläuse die Kühe der Ameisen, und Huber sagt: Eine Ameisenkolonie ist um so reicher, je mehr Blattläuse sie hält; denn sie sind ihr Rindvieh, ihre Kühe, ihre Ziegen. Wer hätte denken sollen, daß die Ameisen ein viehzuchttreibendes Volk sind! Die süße Abscheidung der Blattläuse ist für die Ameisen ein gesuchter Leckerbissen. Deshalb suchen sie aber auch derselben habhaft zu werden und bewachen sie dann mit Argusaugen. Sie treiben sie alle auf einen Haufen und umgeben den Platz, wenn es irgend angeht, durch einen Erdwall oder eine Umzäunung und stellen besondere Wachen aus, um sie zu bewachen und zu beschützen. Ja sie gehen theilweise noch weiter. Sie sammeln die Eier der Blattläuse, nehmen sie mit in ihre Wohnung, erziehen die Larven und Puppen und pflegen die entwickelten Thiere mit größter Sorgfalt. Wenn in der Nähe eines Ameisennestes sich keine Blattläuse befinden, so gründen die Ameisen Blattläusekolonien. So berichtet Herr Bau-Inspektor Nettebohm folgendes Beispiel. Derselbe bemerkte, daß von zwei gleich kräftig gepflanzten jungen Trauer-Eichen die eine kräftig gedieh, während die andere regelmäßig im Frühling beim Ausschlagen der Blätter von Millionen von Blattläusen besetzt war, welche die Entwicklung der Blätter störten, wodurch natürlich der Baum im Wachsthum zurückblieb. Eines Frühjahrs reinigte er die Zweige im März vor Aufbrechen der Knospen durch Bürsten und Ab-

waschen vollständig von den Blattläusen. Bis Ende Mai blieb der Baum von ihnen verschont und entwickelte gesunde Triebe und Blätter. Eines Morgens bemerkte jedoch unser Berichterstatter, daß eine Menge von Ameisen sich am Baume hastig auf und ab bewegte und bei näherer Betrachtung bemerkte er, daß jeder Trupp eine Anzahl Blattläuse den Stamm in die Höhe transportirte. Die unteren Blätter waren bereits mit Blattlauskolonien besetzt. Nach wenigen Wochen war das Uebel stärker als vorher. Der Baum stand vereinzelt auf einem Rasenplage in der Nähe eines Ameisenestes und bot die einzige Gelegenheit zu einer Blattlauskolonie, welche die Ameisen, nachdem sie zum ersten Male zerstört war, wieder herstellten, indem sie Blattläuse von entfernten Sträuchern herbeiholten.

Oft hat man auch schon erbitterte Kämpfe zwischen verschiedenen Ameisenkolonien um eine Blattlauskolonie beobachtet. Auch Hindernisse wissen die Thiere geschickt zu überwinden, um zu ihren geliebten Milchfüßen zu gelangen. So hatte Professo. Leuthort, um die Ameisen von dem Besuche eines Baumes abzuhalten, den Stamm mit einer breiten Binde von Tabaksjauche bestrichen. Die von oben kommenden Ameisen kehrten, als sie das Hinderniß bemerkten, wieder um, liefen die Zweige entlang und ließen sich von ihnen zur Erde fallen. Die von unten kommenden liefen lange rathlos umher und verließen endlich den Stamm. Bald aber kehrten sie zurück und eine jede trug ein Klümpchen Erde zwischen den Fresszangen, welche auf den Klebring gelegt wurde, wodurch schließlich eine Brücke entstand, welche die Thiere ohne Gefahr überschreiten konnten. In einem anderen Falle beobachtete man, daß die von oben herabkommenden Thierchen sich Blattläuse holten und mit ihnen eine Brücke bauten, also ihre Lieblinge opferten, um den Baum auf bequeme Art zu verlassen. Dr. S.

**Eine tapfere Amme.** — In dem Familien-Archiv der altadeligen thüringischen Familie v. Berlepsch findet sich folgende

Begebenheit aus der Zeit der Bauernkriege verzeichnet, die auch in weiteren Kreisen interessiren dürfte. Erich Volkmar v. Berlepsch, Erbkämmerer zu Hessen, auf Kosla und Urleben, kurfürstlich sächsischer Rath und Oberhofrichter zu Leipzig, war ein Sohn Sittigs III. v. Berlepsch, Hauptmanns zu Langensalza, auf Thomasbrück und Großengottern, und seiner zweiten Gemahlin Felicitas Koller v. Steinberg. Erich Volkmar war kaum sechs Monate alt, als der Bauernkrieg ausbrach und auch Thüringen zum Schauplatz seiner Verwüstungen wurde. Unter Anderen stürmte eine Rotte Auführer das Schloß Langensalza, das die Familie Berlepsch bewohnte, und bedrohte Alles, was ihren Zwecken hinderlich schien. Der Ueberfall geschah so plötzlich, daß die Eltern nicht Zeit fanden, ihr Söhnchen in Sicherheit zu bringen, als die Rebellen bereits tobend die Treppen zu den Wohngemächern hinaufdrangen. Der junge Erich wäre daher unrettbar verloren gewesen, hätte nicht seine Amme ihn durch ihre Besonnenheit und Unerbrockenheit dem Verderben entrißen. Das ihr anvertraute Kind fest in den Arm drückend, drängte sie sich durch die wilden Mordgesellen hindurch, indem sie versicherte, es sei ihr eigenes Kind, das adelige aber befinde sich in einem anderen Gemache. Einer der Empörer traute ihr nicht, entriß ihr den Säugling mit Gewalt und wollte ihn zum Fenster hinabstürzen. Die Amme aber lief ihm nach, packte den Räuber und drückte ihn an die Wand, bis er seine Beute fallen ließ. Im Nu hob das entschlossene Weib das Kind auf und eilte mit Bindeseile davon, froh, daß ihrem Schützling kein Leid widerfahren war. — Sie blieb bis an ihr Lebensende im Hause und wurde von der Familie Berlepsch hoch in Ehren gehalten. W.

**Heirathsbräuche bei den Kaffern.** — Dieselben sind etwas verschieden von den bei uns üblichen. Der gewöhnliche Kaffer begnügt sich meist mit einer Frau; die Häuptlinge und die Reichen haben deren mehrere, oft mehr, als ihnen lieb

ist. Es kommt nämlich bei reichen Männern weniger auf die eigene Wahl, als auf die Absichten der Familien, die heirathsfähige Töchter haben, an. Man trägt diese den Ausersehenen an, die sie gern oder ungern annehmen und bezahlen müssen, denn eine Brautofferte auszuschlagen, wäre eine Beleidigung, die nur durch das Blut des Beleidigers oder die Plünderung seines Kraals gesühnt werden könnte. Unternimmt es ein Liebhaber, um ein Mädchen zu freien und findet sich ein Nebenbuhler, so beginnt eine förmliche Versteigerung in der Art, daß die Bewerber dem Brautvater Rinder zusenden und damit so lange fortfahren, bis jeder Freier genug geboten zu haben meint. Dann wird das Vieh beider Parteien einer genauen Prüfung unterworfen — und wer die meisten und schönsten Ochsen gesandt hat, führt die Braut heim. Der abgewiesene Liebhaber hat aber wenigstens die schmerzlich süße Genugthuung, daß ihm die Schöne selbst, in ihrem besten Schmucke prangend, sein Vieh wieder zurücktreiben muß. Nach der Verlobung ist es Brauch, daß die älteren Frauen der Sippe des Bräutigams die Braut gehörig schlecht machen, wogegen Letztere ihr Mütchen an dem Bräutigam küßt, indem sie ihn soppt, schlägt und beschimpft; dies geschieht, damit er wisse, daß er ihr jetzt noch nichts zu befehlen habe. Später würde ihr dies freilich schlecht bekommen. Von ausgezeichnete[r] Merkwürdigkeit ist das Verhalten eines verheiratheten Kassern zu seiner Schwiegermutter; er darf, der Sitte gemäß, niemals ein freundliches Wort mit ihr sprechen, ja sie nicht einmal ansehen. Dies heißt bei den Kassern „sich der Schwiegermutter schämen“. Trifft es sich, daß der junge Mann der Schwiegermutter auf engem Pfade begegnet, so kriecht dieselbe hinter den ersten besten Busch, der Herr Schwiegerohn aber hält den Schild vor das abgewandte Gesicht!

B.-A.

**Die kleinste Republik Europa's.** — Als solche kann man den Weiler Goust bezeichnen, eingepfarrt im Flecken Laruns,

etwa zehn Stunden von Méron im Departement der Niederpyrenäen. Er ist auf dem Gipfel eines hohen Berges in den Pyrenäen gelegen und besteht nur aus einigen zerstreuten Hütten mit etwa 100—150 Einwohnern. Weder zu Frankreich noch zu Spanien gehörend, bildet er einen eigenen unabhängigen Miniaturstaat, welcher von einem Rathe der Alten regiert wird, dessen Weisheit Gesetzeskraft hat. Diese kleine Republik hat weder einen Priester noch einen Arzt. In dem benachbarten Laruns werden die Kinder getauft, die Bürger verheirathet und begraben. Die Grenzscheide von Goust berührt den Friedhof von Laruns und eine einzige Rinne dient dazu, den Sarg zu ihm hinabgleiten zu lassen, eine Operation, welche mit außerordentlicher Schnelligkeit vollzogen wird. Die Leute in dieser Republik werden sehr alt; es gibt einige hundertjährige Greise und Greisinnen unter ihnen. Sie verheirathen sich vorzugsweise im Auslande und holen ihre Frauen gewöhnlich aus dem Ossauthale bei Laruns, wohin auch ihre Töchter sich verheirathen. Die Bevölkerung ist seit Jahrhunderten so ziemlich die gleiche geblieben; vortrefflich konservirt haben sich auch ihre Sitten, Gebräuche, Traditionen und ihr ganzes inneres Glück. Niemand in diesem kleinen Staate ist eigentlich reich oder arm, vornehm oder gering, Diener oder Herr zu nennen.

B.

**Lord Byron als Selbstpeiniger und Vorläufer Banting's.** — Ein Zeitgenosse und Freund des berühmten Dichters erzählt von ihm: Bei Tische genoß er meistens nur etwas Fisch mit sehr vielem Weinessig. Als er nach dem Kaffee, den Ellbogen auf den Kaminbord und den Kopf auf die Hand gestützt am Feuer stand, trat ich zu ihm und sagte ihm einige Worte über sein frugales Mittagsmahl. „Frugal war es allerdings,“ antwortete er; „aber der Hunger muß Alles thun: wer fett ist, hat eine ölige Wassersucht.“ — „Wie? und ihre Mäßigkeit —“ begann ich verwundert. — „Sie soll mir zur

Magerkeit verhelfen," unterbrach er mich. „Ohne Magerkeit kommt man zu nichts. Kein Mann von Genie war jemals fett.“ — Ich nannte ihm Johnson, Gibbon. — „Das sind gelehrte Männer, vielleicht Männer von Talent, aber keine Genies.“ — „Was sagen Sie denn von David Hume, Mylord?“ — Lachend erwiderte er: „Das fetteste Schwein in Epikurs Stall.“ Hernach erzählte er, wie er als wohlbeleibter Schüler zu Harrow sich von dieser Krankheit während der Ferien in London befreit habe mittelst einiger Anzüge von Flanell, welche den ganzen Körper bedeckten. „So gekleidet stand ich zwei bis drei Stunden des Tages, während meine Diener mit Ruthenstreichen nach mir zielten. Ich gerieth in heftigen Schweiß, ward aber nicht so mager als ich es wünschte. Sie sahen, woraus heute meine Mahlzeit bestand. Vor dem Montag werde ich nicht wieder diniren.“ — „Und wie wird Ihnen dabei der Sonntag vergehen?“ fragte ich. — „Das Mittel, ihn ganz leidlich hinzubringen, ist schon in meiner Tasche. Sehen Sie diese präparirten schwarzen Tabakrollen. Morgen werde ich grünen Thee zum Frühstück trinken und dann um 5 Uhr einige dieser Rollen als Mittagsgesetz kauen. Sie besänftigen den scharfen Magensaft und befreien vom unangenehmen Gefühl des Hungers. Ich sagte Ihnen, ich sei ehemals sehr stark gewesen; geben Sie mir Ihre Hand: wie finden Sie mich jetzt?“ So sprechend führte er meine Hand langsam an seiner linken Seite herunter. „Ich kann jede Rippe in Ihrem Körper zählen,“ antwortete ich, und mit einer behaglichen Freude, die vermuthlich am schwer errungenen Ziel der Beharrlichkeit Lohn sein mochte, rief er jetzt: „Nun wahrlich, das macht mich von ganzem Herzen froh!“

B.

**Flußperlen und Perlmutter.** — Wenn auch die meisten Perlen aus Seemuscheln stammen, so kommen doch auch in Flußmuscheln Perlen vor. Allerdings halten die Flußperlen weder in Größe noch Menge einen Vergleich mit den Seeperlen aus. Den-

noch sind einige besonders ausgezeichnete Flußperlen bekannt geworden. So befindet sich im grünen Gewölbe zu Dresden eine Schnur von Flußperlen aus der Elster, welche auf 9000 Mark geschätzt wird, und im Besitz der Herzogin von Sachsen-Weitz befand sich ein Halsband aus voigtländischen Perlen im Werthe von 120,000 Mark. Der Ertrag der Flußperlenfischerei ist übrigens nie von Bedeutung gewesen; denn nur in verhältnißmäßig wenig Muscheln finden sich Perlen. So hat v. Hefling berechnet, daß auf 103 Muscheln eine Perle schlechter Qualität, auf 2215 Muscheln eine Perle mittlerer und erst auf 2708 Perlenmuscheln eine Perle guter Qualität kommt. Im Gebiet der Weißen Elster hat übrigens die Perlenfischerei einen anderen Industriezweig, die Fabrikation von Perlmutterwaaren, in's Leben gerufen, welche gegenwärtig gegen tausend Menschen beschäftigt und immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Schon längst reichen die Elstermuscheln nicht mehr aus und muß der größte Theil des zu verarbeitenden Materials aus England bezogen werden. Eine einzige Fabrik, F. R. Schmidt und Sohn, verarbeitet jährlich gegen 400,000 Muscheln, und die übrigen Fabriken bedürfen einer fast gleichen Anzahl. Vorzugsweise werden Portemonnaies, aber auch verschiedene kunstvolle Luxusartikel angefertigt. Das Schleifen der Muscheln wird von Frauen und Mädchen, sowie im Winter von den Maurern und Zimmerleuten zu Hause ausgeführt. Bei den niedrigen Löhnen kann ein fleißiger Arbeiter nur zehn Mark pro Woche verdienen. Die Aborfer Fabrikate werden größtentheils nach Paris gesandt, um von dort als französische Produkte nach Deutschland zurückzukommen und für hohen Preis verkauft zu werden.

Dr. H.

**Das englische Hinrichtungsverfahren.** — Die in jüngster Zeit mehrfach vorgekommenen Hinrichtungen von Verbrechern haben wieder Anlaß zu Streitigkeiten über die rationellste Methode der Exekution gegeben. Die verhältnißmäßig am wenig-

sten mehr gebräuchliche Art der Hinrichtung ist die des Henkens, wie sie noch in England angewandt wird. Diese Prozedur ist barbarisch, aber unfehlbar. Der Verurtheilte wird auf das hohe Gerüst geführt, man legt ihm die Schlinge um den Hals, so daß sie ganz anschließt und befestigt das untere Ende des ungefähr 3 Meter langen Strickes an den Haken eines Tragbalkens. Kaum ist diese Vorbereitung geschehen, als sich plötzlich eine Fallthüre unter dem Verurtheilten öffnet, so daß dieser unfehlbar durch die Oeffnung ungefähr 3 Meter tief hinabstürzt, jedoch am Halse hängen bleibt. Der Tod erfolgt auf diese Weise stets sofort. w.

**Suwarow's einziges Porträt.** — Der russische Feldmarschall Fürst Suwarow, Besieger der Türken und Erstürmer Warschau's zur Zeit der Kaiserin Katharina II., wollte sich durchaus nicht porträtiren lassen. Der Kurfürst von Sachsen aber, welcher den Helden sehr hoch schätzte, wünschte ein Bild von ihm und sandte deshalb den berühmten Maler Müller zu ihm mit der Bitte, zu einem Gemälde für das Dresdener Museum zu sitzen. Suwarow bezeugte anfangs gar keine Lust und suchte Ausflüchte, ließ sich aber endlich bereden, den Künstler zu empfangen. Als dieser ehrwürdige Greis mit weißem Haar in's Zimmer trat, ließ der Fürst sogleich seinen Eigensinn fallen und begrüßte den Künstler auf's Herzlichste. „Mein Freund,“ redete er diesen hierauf an, „Se. kurfürstliche Durchlaucht begehren mein Porträt. Ihr Pinsel wird die Züge meines Gesichtes darstellen. Diese sind sichtbar, aber sie sollen auch mein inneres Wesen ausdrücken und dieses liegt nicht offen da. Darum lassen Sie sich sagen, daß ich Blut in Strömen vergossen habe — ich erbebe, indem ich es überdenke; allein dennoch liebe ich meinen Nächsten. Ich habe nie in meinem Leben mit Absicht Jemanden unglücklich gemacht. Nie habe ich ein Insekt mit meiner Hand um's Leben gebracht; ich war klein, ich war groß — je nach Umständen. Bei der Fluth und Ebbe des Glückes auf Gott bauend, war ich

unerschütterlich, so wie auch jetzt. Nun sehen Sie, ob Ihr Pinsel dies den Beschauern des Bildes zu erzählen vermag!..“ Mit diesen Worten setzte er sich und blieb mehrere Stunden unbeweglich. Voll Begeisterung ging der Maler an sein Werk und schuf ein Porträt, das die Bewunderung Aller erhielt, die das Original kannten. Das Bild steht noch in der Dresdener Gallerie. W.

**Glückliche Antwort.** — Der Marschall von Sachsen hatte einen Soldaten seines Heeres, der bei einem Diebstahl ergriffen worden war, zum Tode durch den Strang verurtheilt. Was er gestohlen hatte, war etwa einen Speciesthaler werth. Eben als er zum Richtplatze geführt wurde, begegnete ihm der Marschall und sagte: „Bist Du nicht ein rechter Thor gewesen, Dein Leben für einen Thaler zu wagen?“ — „Herr Marschall,“ antwortete der Soldat, „ich habe es ja bisher täglich für neunzehn Pfennige (den Sold) gewagt!“ Diese Antwort rettete ihm das Leben. R.

**Das himmlische Brod.** — Das biblische Wort „Manna“ lautet übersetzt: „Was ist das?“ So nämlich sollen die Israeliten erstaunt ausgerufen haben, als sie auf ihrem Wüstenzuge das himmlische Brod, d. h. den „in Brod verwandelten Thau“ erblickten, wovon sie vierzig Jahre lebten, bis sie in das Land ihres Erbes kamen. „Was ist das?“ fragt man aber noch bis heute, denn keine der verschiedenen Erklärungen, welche die Naturforscher abgegeben haben, bringt diese Frage völlig zum Schweigen. Lassen wir diese bisher aufgestellten Meinungen hier einmal Revue passieren. Die verbreitetste Ansicht ist wohl die folgende: Das Manna der Kinder Israel ist dieselbe Wüsten Speise, welche noch heute auf der Sinaitischen Halbinsel gefunden und von den Arabern (wie unsere Butter) auf's Brod gestrichen wird. Der Strauch der Tamariske nämlich (*Tamarix gallica* var. *mannifera*), der besonders häufig in den bewässerten Gründen nahe am Sinai-gebirge wächst, ergibt entweder durch Blätterauschwitzung in Folge des Stichs einer kleinen Blattlaus (nach Professor Ehrenberg)

oder durch Ausdunstung der frischen Sproßlinge (wie Dr. Lefsius behauptet) einen röthlichgelben Saft, der von den Zweigen herab tröpfelt und sich zu Harz verdichtet. Es scheinen dabei bestimmte klimatische Verhältnisse mitzuwirken, denn die Erscheinung tritt weder überall ein, wo der Tamariskenstrauch wächst, noch in jedem Jahr. Dieses Manna, welches die Mönche der nahen Klöster noch heute auf der Sinaihalbinsel sammeln und ausdrücklich als biblisches Manna verkaufen, wird häufig mit dem Honig verglichen, soll indeß im Geschmacke mehr der Braunschweiger Mumme ähneln. Bemerkenswerth sind jedoch noch zwei Punkte, einmal: beträgt die jährliche Gesamtmasse des jetzt auf der ganzen sinaitischen Halbinsel geernteten Manna's nur gegen 500—600 Pfund und andererseits hat das Tamarisken-Manna keineswegs genügenden Nahrungsgehalt, daß ein Mensch längere Zeit damit das Leben fristen könnte — zwei Umstände, die sich der Lösung jenes biblischen Wunders unüberwindlich in den Weg stellen. Mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat eine andere Erklärung, die auf eine Flechtenart (*Lecanora esculata*) zurückgeht. Dieses eigenthümliche Gewächs, das man in Form kleiner weizenartiger Körner findet, gedeiht in den Wüsten der Tatarei, in Persien, Kleinasien u., ganz besonders aber auf der sinaitischen Halbinsel in üppigen Massen und zeichnet sich durch seine nahrhaften Bestandtheile aus. Es wird deshalb in allen jenen Gegenden, wo bessere Nahrungsmittel fehlen, allgemein als Speise benützt, und zwar geschieht dies, indem man die Flechte mahlt und mit etwas Gerstenmehl vermischt zu Brod verbackt. Da dieselbe im natürlichen Zustand nur sehr locker an der Erde haftet, so wird sie leicht vom Winde fortgetragen, und hat man mit diesem Vorgang die Worte der Bibel, wonach das Manna „vom Himmel herab regnete“, erklären wollen.

Th. W.

**Ein friedliebender Minister.** — Der englische Minister Robert Walpole, geb. 1676, gest. 1745, war sehr friedliebend und

suchte jede Gelegenheit zu einer kriegerischen Verwicklung zu vermeiden. „Ich zahle,“ schrieb er einmal in vertraulichem Briefwechsel an den Cardinal Fleury, „dem halben Parlament Pensionen, damit es nur immer für den Frieden stimmt. Da aber die andere Hälfte nichts bekommt, weil es gar zu viel kostet, und da sie nur immer Krieg haben will, so würden Euer Eminenz sehr wohl thun, mir drei Millionen Livre Tournois zu übermachen, denn so viel glaube ich nämlich, daß zum Beschwichtigen der stärksten Schreier nöthig sein wird. Geld ist ein Mittel, womit sich auch das kriegerischste Blut beruhigen läßt. 2000 Pfund Sterling jährlich und ich schaffe den wildesten Löwen zu einem Lamme um. Also drei Millionen und Euer Eminenz gewinnen noch dabei. Denn im Fall eines Krieges müssen Sie Subsidien bezahlen und sind dennoch dem Zufalle ausgesetzt. Schicken Sie mir aber das Geld, so haben Sie den Frieden aus der ersten Hand.“

S.

**Ein unerschrockener Redner.** — Gegenüber der Speichelleckerei, die nur zu oft unter fürstlichen Dienern und Beamten Regel war, verdient das mannhafteste Auftreten des Bischofs von Senes, Johann Baptist v. Beauvais, mit Ehren hervorgehoben zu werden. Als dieser anfangs April 1774 Gelegenheit fand, vor Ludwig XV. zu predigen, redete er den König mit den Worten an: „Sire, meine Pflicht als Diener des Gottes der Wahrheit gebietet mir, Ihnen zu verkündigen, daß Ihr Volk unglücklich ist, daß Sie die Ursache davon sind und daß man Sie darüber in Irthum läßt.“ Der Bischof hatte zum Text seiner Predigt den Spruch aus dem Propheten Jonas gewählt: „In 40 Tagen wird Ninive untergehen.“ Bemerkenswerth ist der Umstand, daß der König gerade 40 Tage nach dieser Predigt starb, was zu den wunderbarlichsten Kombinationen Anlaß gab.

W.

**Mischungen des Weines.** — Die alten Griechen und Römer hielten es für eine Schande, den Wein ungemischt

zu trinken, aber sie mischten ihn nur mit Wasser, oder sie zwangen — wie Plutarch sagt — den tollen Gott Bacchus durch den nüchternen Neptun. Die Alten mußten ihren Wein mit Wasser mischen, denn er war meistens mit Schwefel eingekocht, schmeckte hiedurch herbe und war bei der Gährung stark wie Liqueur geworden. Ihre Mäßigkeit war also gezwungen. Auch verstanden es die Alten schon, die Fehler der einen Weinsorte durch die Mischung mit einer anderen zu verwischen, d. h. den Wein zu „verschneiden“. Der alte griechische Dichter Euripides sagt in der Elektra:

„... Nimm diesen alten, langgesparten Wein,  
Der lieblich duftet — wenig zwar, doch es verschönt  
Hiervon ein Becher Dir das schwächere Getränk.“

Nicht unbeachtet blieb ihre Kunst. Als sich im Mittelalter alle klassische Wissenschaft in die Klöster flüchtete, nahm auch die Geheimlehre von der richtigen Mischung verschiedener Weinsorten denselben Weg, und man begnügte sich nicht damit, nur Ueberlieferer dieser Lehre zu sein, sondern bildete sie fort, indem man das Aroma des Waldes in Gläser und Flaschen bannete. Kräuterwein labte an Festtagen die Fröhlichen; ein Weinaufguß auf Wermuth, Salbei, Eberes und Fichtensprossen galt als eine wirksame Arznei gegen Magenleiden, Sicht und Rheumatismus, und der mit Pomeranzenschalen digerirte Rothwein führt noch heute den Namen Bischof (französisch bichoff, englisch bishop), sowie sein weißer Bruder den Namen Kardinal. Daß diese Namen unverändert in fremde Sprachen übergingen, beweist, daß das Getränk in Deutschland erfunden. S.

**Das Testament eines Sonderlings.** — Ein Kaufmann in Toulouse, Namens Goudelin, welcher Zeit seines Lebens ein Sonderling gewesen war, versammelte vor seinem Tode acht der berühmtesten Notare der Stadt und erklärte ihnen, daß er seinen Neffen zum Universalerben einsetze, er wünsche aber, daß sein

Testament nur aus einem einzigen Worte bestehe. Dies wurde einstimmig für unausführbar erklärt, da gerade in solchen An-  
gelegenheiten die gesetzlichen Formalitäten streng beobachtet werden  
müßten. „Ah bah!“ entgegnete der Sterbende, „ich will euch be-  
weisen, daß ihr nichts versteht und daß man wohl mit einem  
Worte Alles sagen kann, was nöthig ist.“ Er ließ nun seinen  
Neffen kommen, übergab ihm einen Sack, der neben seinem Bette  
stand und alle seine Rechtstitel, Kontrakte, Verschreibungen zc.  
enthielt mit dem Worte: „Dein!“ — „Dies ist mein Testa-  
ment,“ bemerkte er hierauf zu den verblüfften Notaren, „und ge-  
wiß ein ebenso feierliches als vollgiltiges, da Sie Alle Zeugen  
davon sind.“

W.

**Die Heimath des Feigenbaumes** ist nach den treff-  
lichen Forschungen Viktor Hehn's im semitischen Vorderasien  
zu suchen, in Syrien und Palästina, wo es der Ausdruck einer  
gesicherten, comfortablen materiellen Existenz ist, „unter dem gese-  
neten Weinstock und Feigenbaum zu wohnen“. Wann übrigens  
der Baum, den man ja nicht mit seinem wilden Namensvetter,  
dem „Erinnos“ der Hellenen verwechseln darf, diesen zugewandert  
ist, läßt sich ziemlich deutlich erkennen und fällt dies in eine weit  
spätere Zeit als die gewöhnlich vorausgesetzte. Homer's Ilias  
gedenkt seiner überhaupt nicht. Was im kleinasiatischen Küsten-  
und Inselnd fehlte, ist für das eigentliche Hellas erst recht  
nicht vorauszusetzen. Erst in Homer's Odyssee erscheint der Feigen-  
baum, jedoch nur in augenscheinlich jüngeren Parthien und Ein-  
schießeln. Dem Dichter Hesiod ist die Feige gänzlich unbekannt;  
freilich ist sein Horizont auch schon an sich ein beschränkterer als  
der Homer's. Einem Zeugniß, das wirklich Hand und Fuß hat,  
begegnen wir erst in den Dichtungen des Archilochos für Paros,  
seine Heimath. Aber allerdings muß auch die Feige von eben  
diesem Zeitpunkt an sich rasch verbreitet und zu der für spätere  
Zeit hinreichend bekannten Stellung als allgemeines und dringen-

des Lebensbedürfniß aufgeschwungen haben. In dieser wird si auch auf göttlichen Ursprung zurückgeführt. Nach Italien ist der Feigenbaum mit den Griechen gekommen. — Daß heutzutage die gebrannte Feige dem theuren Kaffee beigemengt wird, ist bekannt und scheint dies Surrogat in Italien und Oesterreich angekommen zu sein, wo es sich bereits ziemlich eingebürgert hat. Th. 8.

**Ein „Memento mori!“** — Wenn ein griechischer Kaiser ehedem gekrönt wurde, so brachten ihm Diejenigen, welche die Grabmäler verfertigten, fünf bis sechs Stücke Marmor von verschiedenen Farben und sagten zu ihm: „Herr, aus welchem Steine willst Du, daß man Dir Dein Grab erbaue?“ S.

**Fürstliche Launen.** — Welch' ein langes, krauses und buntes Kapitel würde entstehen, wollte man eine Zusammenstellung aller fürstlichen Launen und ihrer Folgen versuchen! Schon das Gute, was auf diesem Wege geschehen, würde Bände anfüllen. Nur ein paar Kleinigkeiten mögen hier angeführt werden, bei denen es sich um Geschenke und Beförderungen handelt. Als Sultan Saladin einst einen Gärtner bemerkte, der mit vielem Geschick Kohl pflanzte, weidete er sein Auge lange daran und beförderte ihn bald darauf zum Kämmerer, eine Stellung, von welcher der gewandte Kohlpflanzer in kurzer Zeit bis zum Vizekönig von Cypern emporstieg. — Der große Marc Anton schenkte ein ansehnliches römisches Bürgerhaus einem Koch, weil er ihm ein vortreffliches Abendessen zubereitet hatte. — Heinrich VIII. von England ließ einen gewöhnlichen Hofbedienten zum Staatsdiener aufrücken, weil er in Abwesenheit seines Kochs ein Wildschwein zu Seiner Majestät Zufriedenheit gebraten hatte. — Am Hofe Karls IV. von Spanien zeichnete sich der Leibgardist Godoy durch seine musikalischen Fertigkeiten aus. Die Königin Marie Louise hörte ihm gern zu und — sein Glück war gemacht. In rascher Folge ward er Herzog von Alcudia, Friedensfürst, Generalissimus der Land- und Seemacht und endlich der oberste Minister. —

Chamillart, Minister von Frankreich, verdankte seine Aemter bloß dem Glücksumstande, daß er der Einzige war, der es mit Ludwig XIV. im Billard aufnehmen konnte. — Der Herzog von Luines war ursprünglich ein Landjunker, der die Gunst Ludwigs XIII. nur dadurch gewann, daß er gute Vogelschlingen zu machen verstand. Diese Virtuosität war charakteristisch für den Mann, der später den Marschall v. Ancre, seinen Beschützer, ermorden ließ und sich zur unumschränkten Tyrannengewalt emporhob.

B.

**Bonmots von „Ehedem“.** — Der Dichter Ernst von der Malsburg, (gest. 1824) literarisch mehr bekannt durch seine Uebersetzung Calderon's und die freie Verdeutschung der Dramen Lope des Vega's, als durch seine eigenen Schöpfungen (seine Gedichte erschienen 1817 und 1821), hatte einst ein Gedicht in der „Dresdener Abendzeitung“, dem Brennpunkt des damaligen literarischen Lebens in Dresden, wo Malsburg lebte, veröffentlicht, das mit den Worten begann: „Allnächtlich schau' ich zu den Sternen“, was den bissigen Verfasser der „Schuld“, Herrn Adolph Müllner zu Weizsäcker, der Malsburg nicht leiden konnte, zu dem boshaften Bonmot Veranlassung gab: „Malsburg schaut allnächtlich zu den Sternen und dichtet alltäglich.“ Die erwähnte Abendzeitung, deren Redaktion Kind und Winkler (als Schriftsteller unter dem Pseudonym Theodor Hell bekannt) besorgten, hatte eine Bignette auf dem Titel, die eine antike Ampel darstellte, welche ein kleiner Genius mit Del aus einem Krüge füllte. Das gab ein Bonmot: „Kind gießt Del in die Lampe, damit Theodor hell brenne.“ Nach Erscheinen des „Freischütz“ sprach alle Welt nur von der herrlichen Musik Karl Maria v. Weber's und kein Mensch nahm von dem Dichter des Libretto Notiz. Kind's Freunde warfen deshalb die Frage auf: „Was wäre Maria ohne Kind?!“ C. Sp.

---

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein  
in Stuttgart.

## An unsere verehrlichen Abonnenten.

Allen geehrten Subscribenten, welchen die dem Jahrgang 1879 unserer „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ beigegebenen drei **Prämien-Kunstblätter**

### Brüderchen hier lassen!

Deffarbendruckbild, mit 20 Farbplatten ausgeführt nach dem Gemälde von  
**A. Dieffenbach**, 40 $\frac{1}{2}$  Cent. breit und 55 Cent. hoch,

**Subscriptionspreis nur 2 $\frac{1}{2}$  Mark statt 20 Mark,**

**und die beiden großen Stahlstiche:**

#### **Die Aussetzung Moses,**

nach dem Gemälde von Chr. Köhler,  
gestochen von F. Felsing,  
Papiergröße 71 Centm. breit und 59  
Centm. hoch,

**Subscriptionspreis nur 1 Mark  
statt 24 Mark,**

#### **Der kleine Rätscher,**

nach dem Gemälde von H. Rhombert,  
gestochen von A. Schultheiß,  
Papiergröße 59 Centm. breit und 71  
Centm. hoch,

**Subscriptionspreis nur 1 Mark  
statt 12 Mark,**

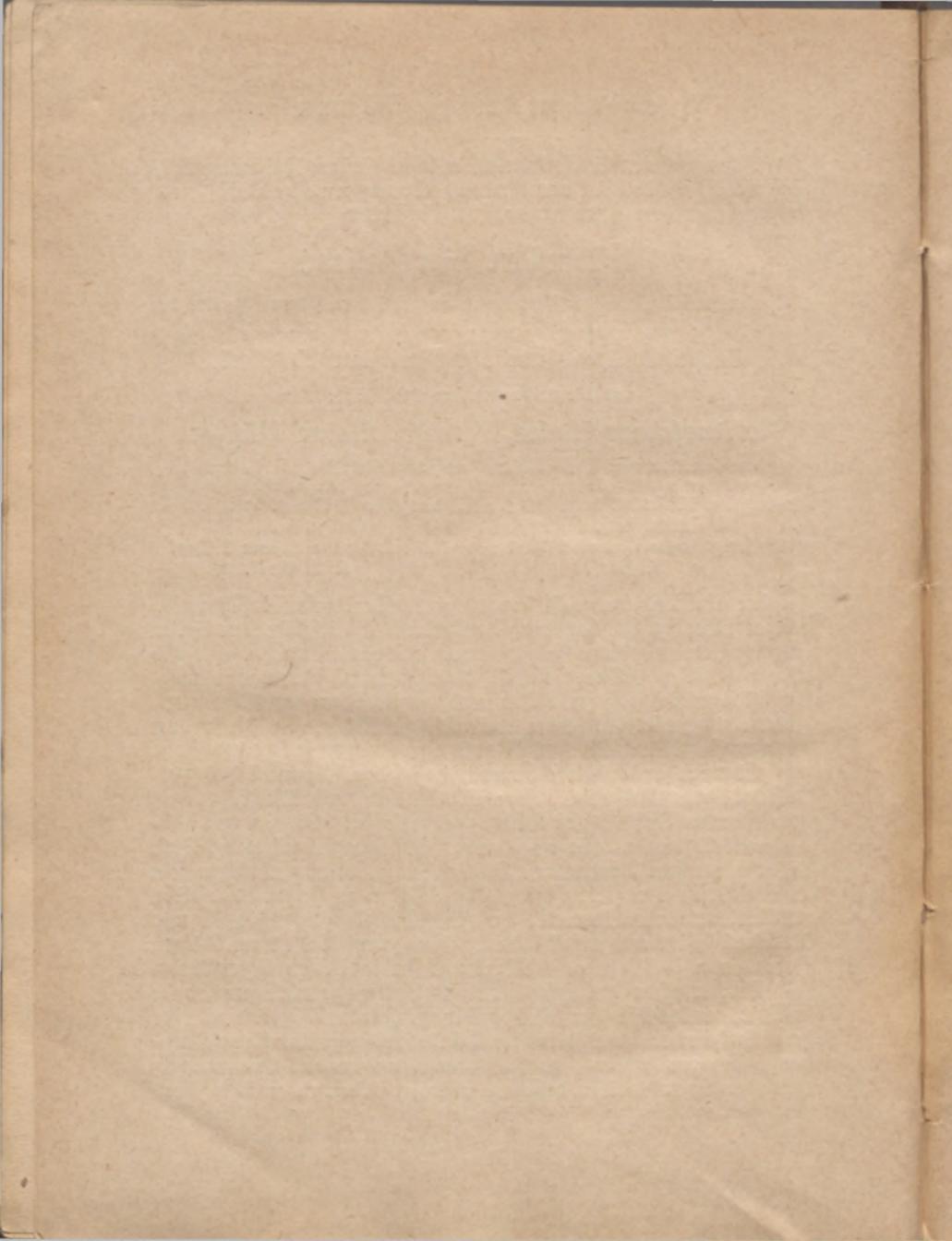
bei der Subscription nicht vorgezeigt wurden, erlaubt sich unterzeichnete Verlagsbuchhandlung durch die auf nachstehenden Seiten abgedruckten, allerdings sehr verkleinerten Copieen, eine Anschauung dieser Bilder, so weit dies hierdurch überhaupt möglich ist, nachträglich zu bieten und zugleich um gefällige **umgehende Bestellung** der Prämien zu bitten, **da dieselben nur auf ausdrückliches Verlangen verabfolgt werden.**

Es wird ausdrücklich bemerkt, daß jeder Abonnent das **unbestreitbare Recht** hat, je nach Belieben und Wahl, eines oder sämtliche drei Bilder zu beziehen. Soweit der Vorrath reicht, werden alle eingehenden Bestellungen sofort expedirt, es ist daher den Abonnenten Gelegenheit geboten, sich schon jetzt in den Besitz der gewünschten Kunstblätter zu setzen. Dieselben würden, wie oben bemerkt, im Kunsthandel à 20 resp. 24 und 12 Mark kosten und erfolgt die Lieferung trotz des enorm billigen Preises von à 2 $\frac{1}{2}$  resp. 1 Mark nur in tadellosen Exemplaren.

Wir eruchen den Bestellzettel, welcher gegenwärtigem Bande beiliegt, ausgefüllt der Buchhandlung, Journal-Expedition oder dem Buchbinder, von dem die Bände des gegenwärtigen Jahrgangs bezogen werden, zu übersenden, andernfalls dem Colporteur oder Boten, welcher dieselben in's Haus bringt, zu übergeben.

Stuttgart.

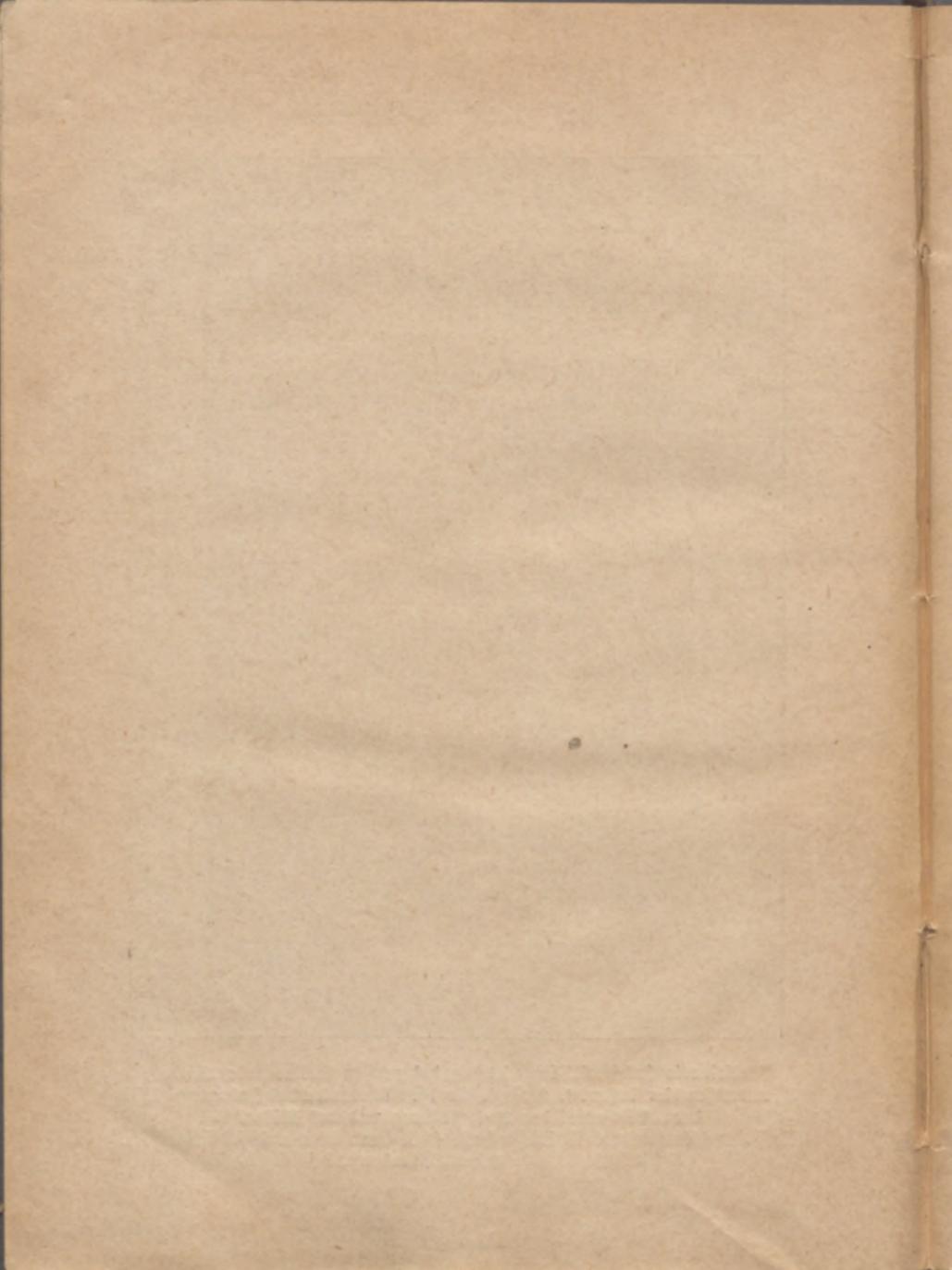
Die Verlagsbuchhandlung:  
**Sermann Schönlein.**



## Oelfarbendruck-Prämie.



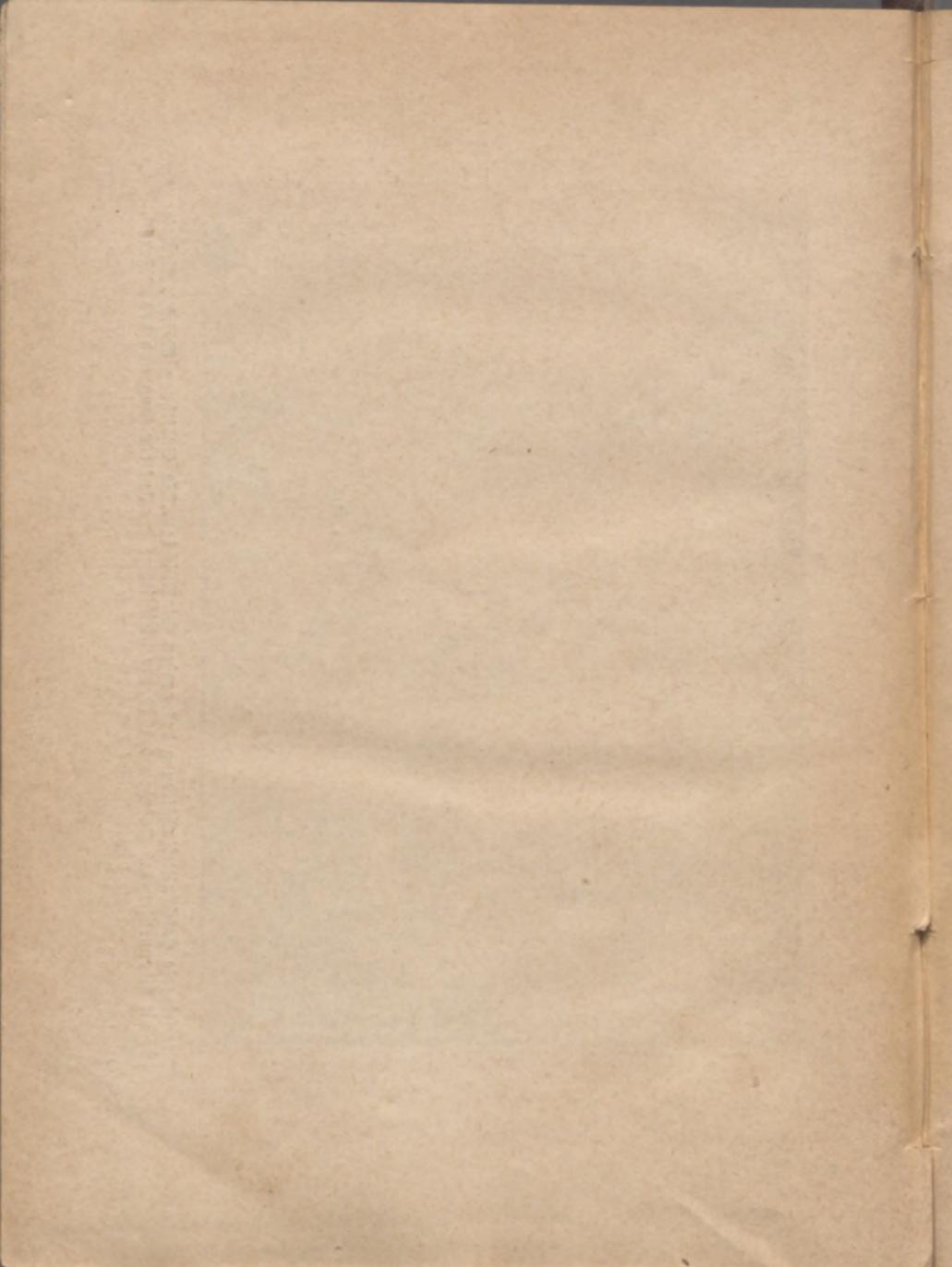
Verkleinerte Holzschnitt-Nachbildung des großen Oelfarbendruckbildes:  
„Brüderchen hier lassen!“, Prämie für die Abonnenten des Jahrgangs 1879  
der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“.  
Nach dem Gemälde von A. Dieffenbach, 40½ Cent. breit und 55 Cent. hoch.  
Subscriptions-Preis statt 20 Mark nur 2½ Mark.



## Stahlsich-Prämie.



Verfeinerte Holzschnitt-Nachbildung des großen Stahlsichs: „Die Auszeichnung Moses“, Prämie für die Abonnenten des Jahrgangs 1879 der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“. Nach dem Gemälde von Chr. Köhler, gezeichnet von J. Delling. — Subscriptions-Preis statt 24 Mark nur 1 Mark. Papiergröße 71 Cent. breit und 59 Cent. hoch.



## Stahlsich-Prämie.



Verkleinerte Holzschnitt-Nachbildung des großen Stahlsichs: „Der kleine Rächer“, Prämie für die Abonnenten des gegenwärtigen Jahrgangs 1879 der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“.

Nach dem Gemälde von H. Rhombert, gestochen von A. Schultheiß.  
Papiergroße 59 Cent. breit und 71 Cent. hoch. — Subscriptions-Preis statt  
12 Mark nur 1 Mark.





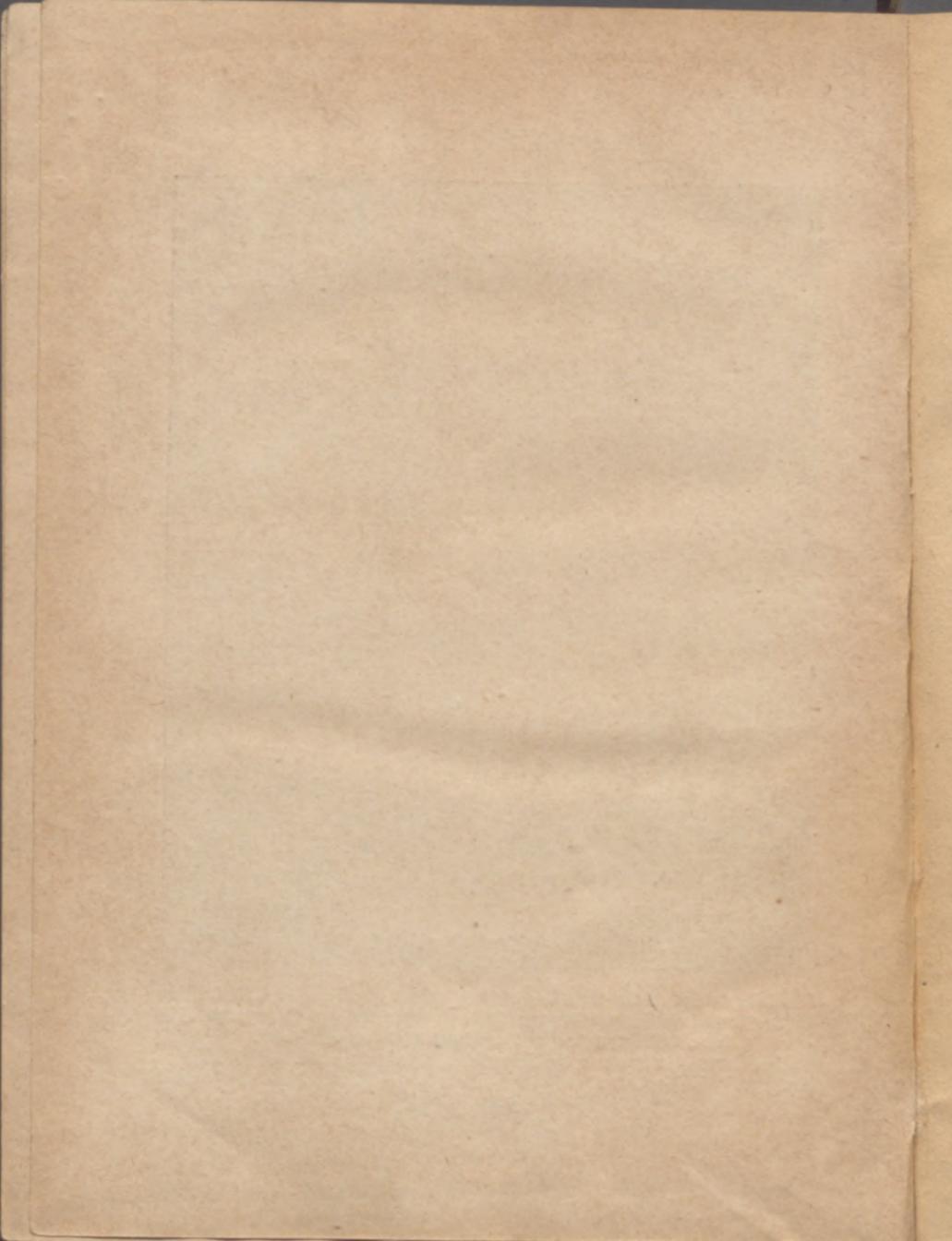
Stahlsich-Prämie.

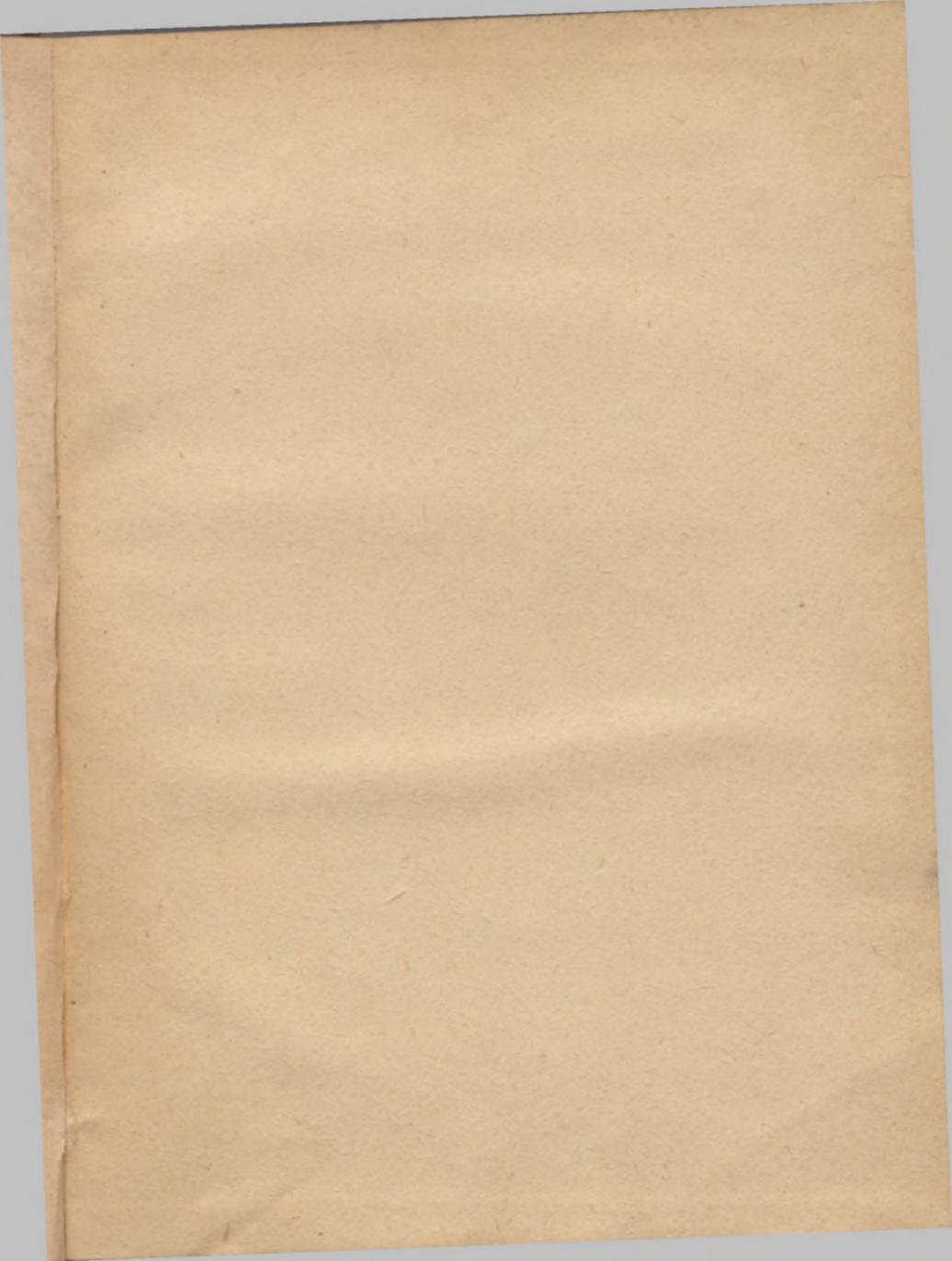


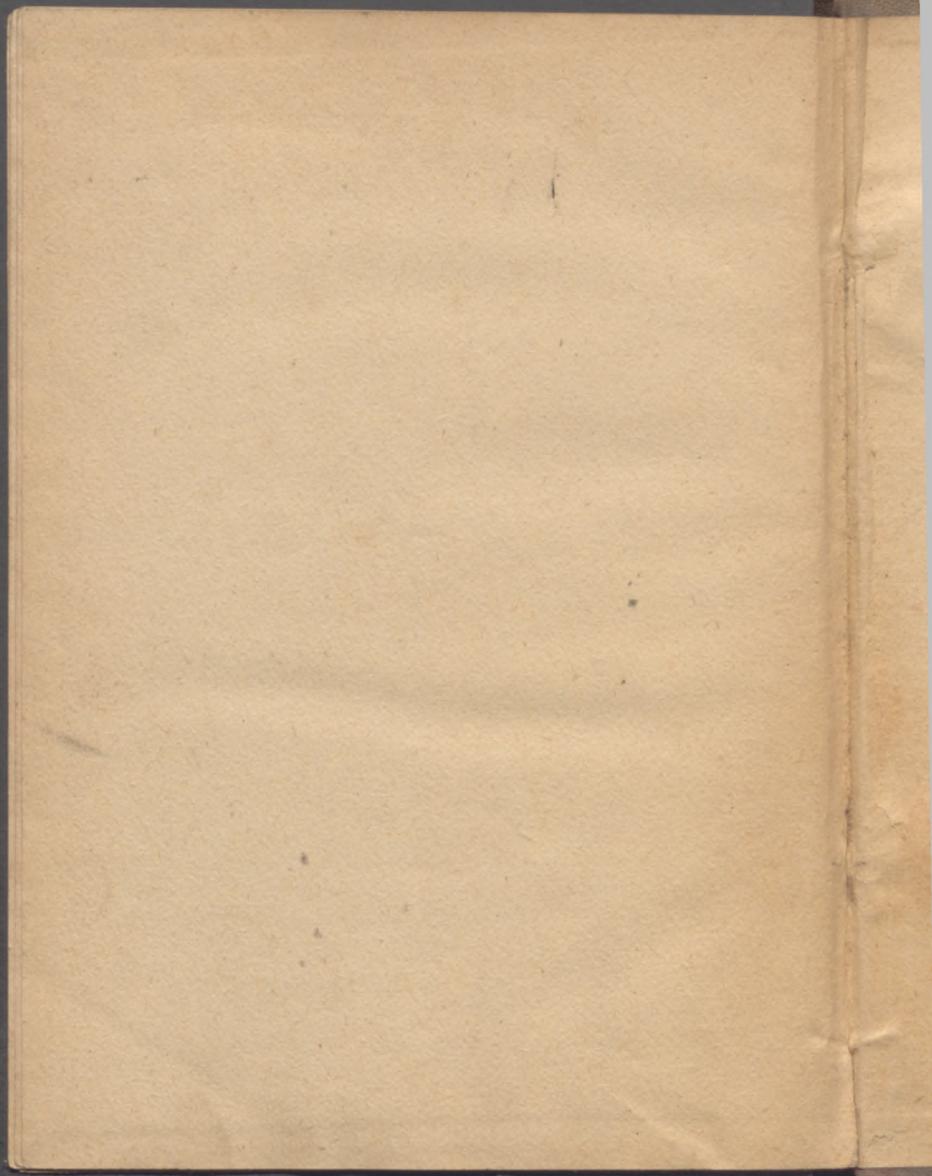
Verkleinerte Holzschnitt-Nachbildung des großen Stahlsichs: „Der kleine Nähser“, Prämie für die Abonnenten des gegenwärtigen Jahrgangs 1879 der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“.

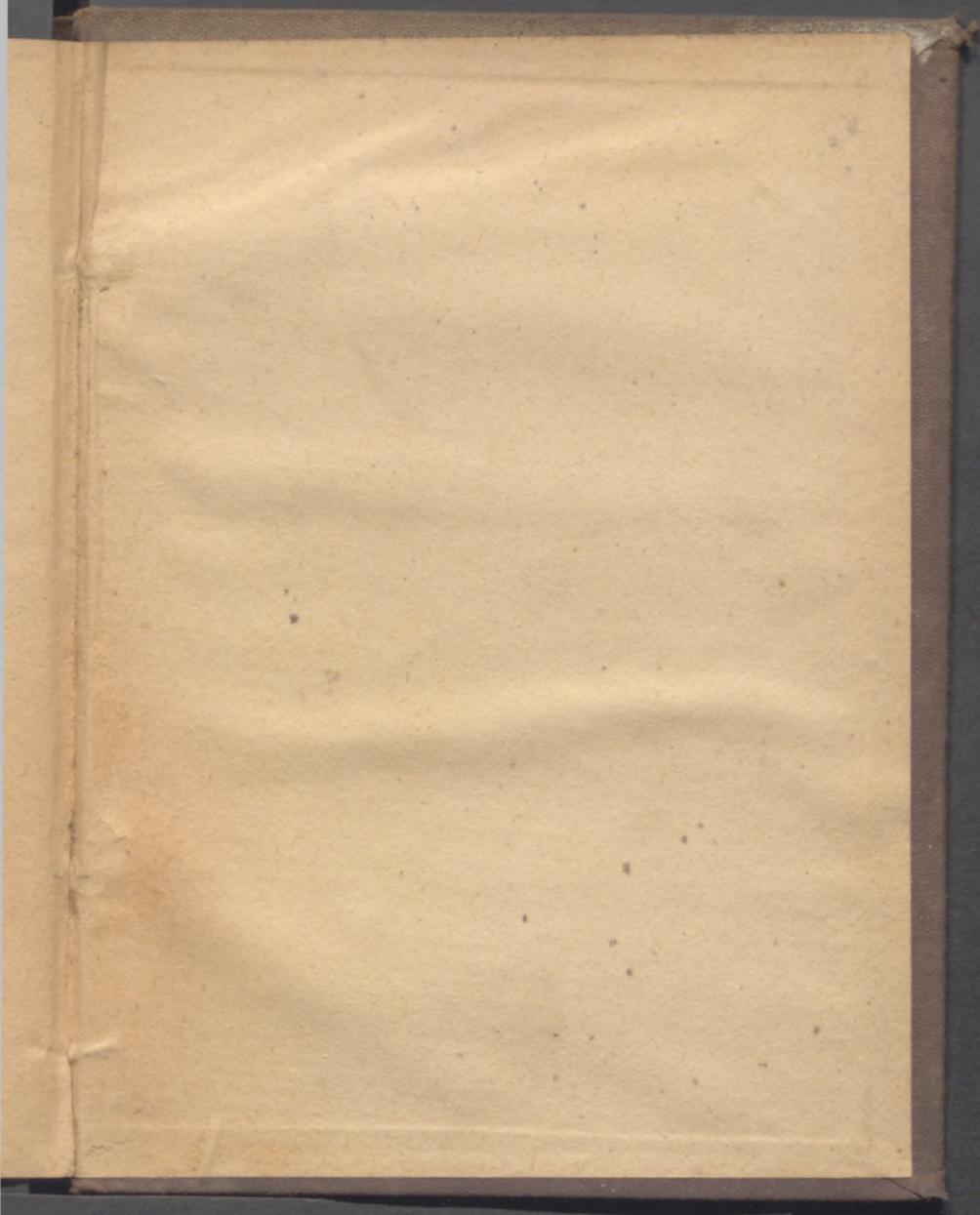
Nach dem Gemälde von G. Rhombert, gestochen von A. Schultheiß.  
Papiergröße 59 Cent. breit und 71 Cent. hoch. — Subscriptions-Preis statt 12 Mark nur 1 Mark.











Biblioteka Główna UMK



300020173952